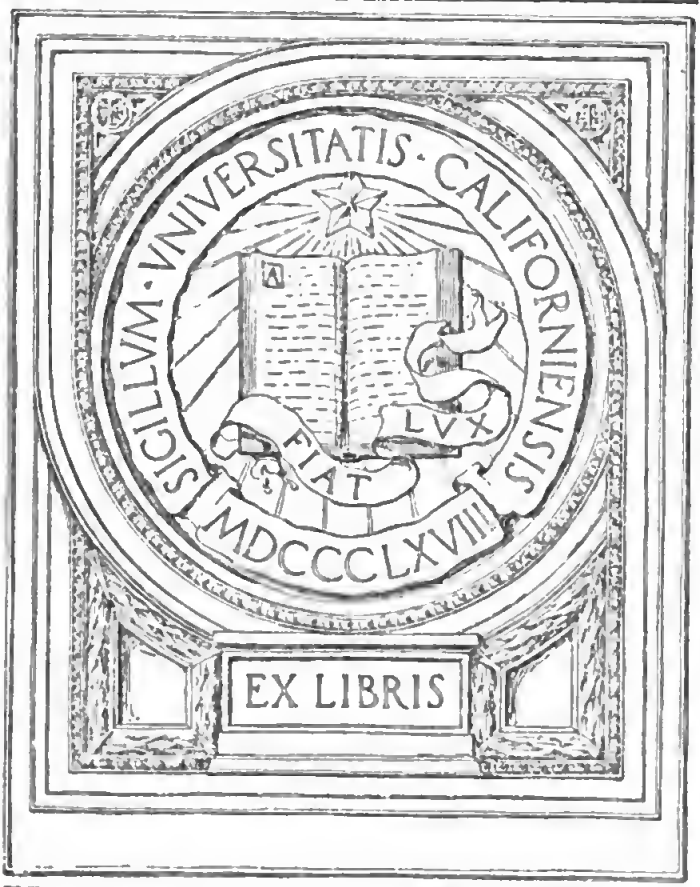
Historische bilderhalle; oder, Darstellungen aus der älteren ...

Rauschnick (Gottfried Peter)

GIFT OF

Felix Flügel



present from Dr. Rauschnick
to Felix Flügel of March, 29. 183

Historische Bilderhalle

oder

Darstellungen

aus der

älteren Geschichte Preußens.

Von

Dr. Rauschnick.

In zwei Bändchen.

.....

Erstes Bändchen.

Meissen,
bei Friedrich Wilhelm Goedsche.
1830.

Digitized by Google

DD377
R3

Vorwort.

Durch gegenwärtige Darstellungen wünscht der Verfasser Jünglingen und auch Lesern reiferen Alters, die zur Erholung von anstrengenden Geschäften zuweilen eine Stunde der Lectüre widmen, eine harmlose Unterhaltung darzubieten, die doch den Verstand nicht ganz leer ausgehen läßt und zur Vermehrung ihrer geschichtlichen Kenntnisse beiträgt. Ein anderer Beweggrund zur Herausgabe dieser Schrift ist in der Einleitung angedeutet worden. — Der Stoff zu den Darstellungen wurde seit mehreren Jahren aus vielen zum Theil selten gewordenen Geschichtsbüchern gesammelt, von denen hier nur folgende als die bedeutenderen genannt werden.

I. Petri de Dusburg, Chronicon Prussiae. Edi. Christo. Hartknoch. Francof. cIↃIↃCLXXIX. 4.

II. Preußische Chronik von M. Lucas David. Herausgegeben von D. Hennig. Königsberg 1812 bis 1814. VII. Bd. 4.

III. Erklärung der Preußischen größern Landtafel durch Caspar Henneberger. Königsberg, 1595. fol.

IV. Matth. Waisselii Chronica alter Preußischer, Liefländischer ꝛc. Historien. Königsberg, 1599. 4.

V. M. Casp. Schutz. Hist. rerum Prussic. Leipzig u. Eisleben, 1599. fol.

M103189

VI. Chrp. Hartknoch XIX Dissertationes Historicae de variis rebus Prussicis. Anno cIↃIↃcLXXIX. 4.

VII. M. Christoph Hartknochs altes und neues Preußen. Frankfurt a. M. 1684. fol.

VIII. Dessen Preußische Kirchenhistorie. Frankf. u. Leipz. 1686.

IX. Erläutertes Preußen. Königsberg 1724. bis 1742. 5 Bde. 8.

X. L. v. Baczko's Geschichte Preußens. Königsberg 1792 — 1800. 6. Th. 8.

XI. Pauli, Preuß. Staatsgeschichte. Halle 1760 — 1764 VII. Bd.

XII. Das Schloß der deutschen Ritter zu Marienburg von Büsching. Berlin. 1823. 4.

XIII. Jahrbücher Johannes Lindenblatts. Herausgegeben von J. Voigt u. F. W. Schubert. Königsberg 1823.

XIV. Geschichte der Eidechsen-Gesellsch. in Preußen. Dargestellt v. J. Voigt. Königsbg. 1823.

Vor allen aber verdankt der Verfasser der Geschichte Marienburgs von Johannes Voigt, Königsberg 1824 und der Geschichte Preußens von demselben Verf., Königsberg, 1827. bis jetzt 3 Bde. die wichtigsten Aufklärungen und Berichtigungen und so manche Einzelnheiten, die dieser würdige Gelehrte in seinem meisterhaften Werke zuerst bekannt gemacht hat.

R.

Inhalt

des ersten Bändchens.

S.

Einleitung. 1

I. Von des Landes Beschaffenheit. 10

II. Die Sage von der Einwanderung der Skandier in Preußen. 15

III. Der alten Preußen Götterdienst und Religionsgebräuche. 25

IV. Charakter, Sitten und Lebensweise der alten Preußen. 34

V. Die Staats- und Kriegesverfassung der alten Preußen. 43

VI. St. Adalbert, der Preußen Apostel. 49

VII. Auch eine Tentobnrger Schlacht in Preußen. 59

VIII. Von dem Ursprunge und der Verfassung des deutschen Ritterordens. 64

IX. Berufung des deutschen Ordens nach Preußen und sein erstes Auftreten daselbst. 75

X. Die Frauen zu Kulm. 86

XI. Syrenes Heldenthat auf Christburg. 93

XII. Martin von Golin. 97

XIII. Ludwig von Liebenzelle. 104

XIV. Konrad, Landgraf von Thüringen, Hochmeister des deutschen Ordens. 108

XV. Scenen aus dem drei und funfzigjährigen Unterjochungskriege. 118

XVI. Einiges von der Regierung und Gesetzgebung des deutschen Ordens in Preußen. 148

XVII. Das Schloß und der Hofhalt zu Marienburg. 157

XVIII. Winrich v. Kniprode, Hochmeister des deutsch. Ordens. 173

XIX. Der Ehrentisch. 190

Inhalt

des zweiten Bändchens.

	S.
XX. Die Schlacht bei Tannenberg.	195
XXI. Die Rettung von Marienburg.	205
XXII. Ermordung der Danziger Rathsherren.	215
XXIII. Heinrich von Plauen, Hochmeister des deutschen Ordens.	222
XXIV. Der Preußische Bund.	227
XXV. Konrad von Erlichshausen, Hochmeister des deutschen Ordens.	243
XXVI. Die Eidechsengesellschaft.	265
XXVII. Der dreizehnjährige Krieg.	281
XXVIII. Bartholomäus Blume und die Bürger von Marienburg.	311
XXIX. Dietrich von Kuba.	328
XXX. Gregor Matern.	236
XXXI. Höllenfrevel in Danzig.	343
XXXII. Wie der Ordensstaat in Preußen ein weltliches Herzogthum wurde.	347
XXXIII. Einführung der Kirchenverbesserung in Preußen.	362
XXXIV. Der Preußische Bauernaufruhr.	374
XXXV. Albrecht Friedrichs Blödsinn.	387

Einleitung.

Schon in dem fernen Alterthume, als die Geschichte noch in den Schleiern der Mythe und der Sage ging, war die südliche Küste der Ostsee ein hochberühmtes und in den Dichtungen der Griechen hochgefeiertes Land. Daselbst wohnten die glücklichen Hyperboräer, die ihr tausendjähriges Leben in stetem Frohsinn und ununterbrochener Gesundheit vollbrachten, die, Lieblinge der Götter und ihres Umganges gewürdiget, frei von Schmerz und Trauer in Frieden und Unschuld lebten und als hochbejahrte Greise freiwillig ihr Daseyn endigten, um frei von der Gebrechlichkeit des Alters sich mit den Göttern inniger zu vereinigen. Dort floß der mächtige Eridanos, in welchen, von Zeus Blitze getroffen, Phaeton, des Sonnengottes und der Klymene Sohn, hinabgeschleudert wurde, als er vermessen an seines Vaters Statt die Sonnenpferde lenken wollte, und zu schwach dazu, mit dem Sonnenwagen der Erde zu nahe gekommen war. Dort standen des gestürzten Jünglings Schwestern, die Heliaden, aus Schmerz über des geliebten Bruders Tod in Pappeln verwandelt und noch in der Verwandlung köstliche goldfarbige Thränen weinend, die zu Elektron verhärtet, ein hochgehaltener Schmuck zarter Frauen und prunkliebender Männer waren. Dort endlich trauerte über Phaetons Untergang auch sein treuer Freund Cyknus, aus Gram über des Freundes Unglück in einen Schwan verwandelt. So wurde Preußen, noch ehe die Geschichte sich

von der Fabel trennte, ein klassischer Boden und der Schauplatz der anmuthigsten und sinnreichsten Mythe des Alterthums. Daß in der vorgeschichtlichen Zeit einzelne Griechen wenigstens schon die Ostseeküste besucht haben, ist höchst wahrscheinlich; denn woher hätten sie sonst die Kenntniß von dem Aufenthalt der Schwäne am Eridanos und von den goldene Thränen weinenden Bäumen, die damals vielleicht noch nicht von den Wellen des Meeres bedeckt wurden, erhalten haben sollen?

Als die Geschichte sich von der Mythe frei machte, da war die Heimath glückseliger Menschen verschollen, Naturrevolutionen hatten das Klima daselbst verändert, die fortschreitende Zivilisation im Südwesten und Süden und die Eroberungszüge südlicher Eroberer die Aufmerksamkeit davon abgezogen, und der Geschichtschreiber Herodot, der etwa 440 Jahr vor Christi Geburt schrieb, weiß zwar, daß das Elektron aus dem Norden komme, bezweifelt aber schon das Daseyn des Eridanos. Hundert und dreißig Jahre später besuchte jedoch der Massilier Pythias die Bernsteinküste und fand daselbst ein Volk, welches Hirse und Getreide bauete, aus Honig und aus Getreide Getränke zu bereiten verstand und den Bernstein an die benachbarten Guttonen verkaufte, also Ackerbau und Handel trieb, daher die ersten Schritte auf der Bahn der Zivilisation längst zurückgelegt hatte. Dieses Volk, die Aestyer, und seine Nachbarn, die Guttonen und Teutonen, waren deutsche Völker; das erste Licht über die Urzeit der Deutschen dämmert also von der Bernsteinküste auf, und Preußen war der Schauplatz, auf welchem das deutsche Volksleben geschichtlich zu werden begann. Schon hieraus allein würde die hohe Bedeutsamkeit Preußens für

die Geschichte der Menschheit hervorgehen, doch noch aus einem anderen Gesichtspunkte ist Preußen ein in dem Welt- und Völkerleben klassischer Boden und ein historisch wichtiges Land.

In der großen Völkerwanderung kamen alle Völker, die das große Römerreich zertrümmerten und den Süden von Europa unterwarfen, als: Gothen, Vandalen, Longobarden, Rugier, Heruler u. a. m. aus Preußen, und von hier aus wurde Europa völlig umgestaltet. Preußen war allen Völkern, die aus dem Norden oder Südosten kamen, ein Ruhepunkt; hier ließen sie sich nieder und von hieraus gingen sie, wenn sie sich versammelt oder vermehrt hatten und zu ihren Kriegeszügen erstarkt waren, weiter nach dem Süden und Südwesten und machten nachfolgenden Platz, die nach längerem oder kürzerem Anhalt gleichfalls ihre Wanderungen gegen Südwesten begannen.

Wenn gleich Preußen einen langen Zeitraum hindurch große Völkermassen entsendete und alle Länder von der Elbe bis zum Tajo mit Völkern angefüllt wurden, die einst in Preußen ihren Wohnsitz gehabt, so waren dieses doch nur solche, die früher eingewandert meistens in der Nähe der Weichsel sich niedergelassen hatten; dagegen wanderte das uralte Volk der Aestyer, welches im Besitz der Bernsteinküste war, es wanderten die schon von Ptolemäus genannten Galinder und die Stravaner oder Sudener, später Sudauer, nie aus, sondern bevölkerten, verbunden mit den Skandischen Anzöglingen, das ganze Land. Die Aestyer werden noch zu Ende des neunten Jahrhunderts in Wulfstans Reisebericht genannt, später aber kommen sie nicht mehr vor, da ihr Name schon in dem Collectiv-Namen Preußen untergegangen ist.

Preußen, das in der alten Welt von so großer Wichtigkeit war, verliert sich während der ersten Jahrhunderte des Mittelalters fast gänzlich aus der Geschichte und taucht nur von Zeit zu Zeit einmal aus dem Dunkel völliger Vergessenheit auf, um dann wieder auf lange zu verschwinden. Zu Anfange des sechsten Jahrhunderts erscheint eine Gesandtschaft der Aestyer bei dem Ostgothenkönige Theodorich dem Großen, um den stammverwandten Fürsten durch ein Geschenk an Bernstein zu ehren, welches er wohlgefällig aufnimmt und durch ein Gegengeschenk vergilt. Von nun an schweigt die beglaubte Geschichte wieder bis zu Ende des neunten Jahrhunderts, zu welcher Zeit der Angelsachse Wulfstan Preußen besuchte und eine Beschreibung des Küstenlandes und seiner Bewohner gab. Abermal verfließt ein Jahrhundert im tiefen Schweigen — denn Haquins Kriegeszug nach Samland klingt doch auch gar zu fabelhaft *) — bis am Ende des zehnten Jahrhunderts der heilige Adalbert seine Bekehrungsreise unternimmt. Nun wird es allmählig Licht in der preußischen Geschichte, es werden mehrere Bekehrungsversuche gemacht, die Polen führen öfter Krieg mit den Preußen, und letztere erregen schon die Aufmerksamkeit der gesammten Christenheit. Mit dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts beginnt die historische Wichtigkeit Preußens wieder und währet nun bis

*) **Saxo Grammaticus**, der dieses Kriegeszugs zuerst auf eine bestimmte Weise erwähnt, macht seine Erzählung durch den Zusatz: „**Nec immerito Sembi contextum a Danicae gentis familia numerant**", verdächtig, indem er sie zu beglaubigen wähnt. Woher wußte er, daß die Samländer sich für Abkömmlinge der Dänen hielten? Als er schrieb, standen ja die Preußen in keiner Verbindung mit Dänemark.

zu Ende des Mittelalters und darüber hinaus. Nach Preußen zog die Blüthe des deutschen Adels, um die Heiden zu bekämpfen, und verlor daselbst das Leben auf den Schlachtfeldern oder lebte unvermählt in den Ordensconventen. Dadurch wurde die Zahl der adeligen Familien vermindert; ein großer Gewinn für Deutschland, welches sonst unter dem Druck der Adelsaristokratie hätte erliegen müssen. Die Regierung des deutschen Ordens in Preußen gab länger als ein Jahrhundert ein Vorbild für die Regierungen der besseren deutschen Fürsten und hatte, obgleich nur meist in einzelnen Punkten, nachgeahmt, die wohlthätigsten Wirkungen auf Deutschland. Preußen war das einzige christliche Land, welches der Papst nicht beschatzte und in welchem der päpstliche Bannfluch wirkungslos verhallte. In Preußen gab es kein Faustrecht, während das deutsche Reich davon zerrüttet wurde; es konnte in dem Ordensstaate kein Inquisitionsgericht aufkommen, und die Priesterherrschaft mußte sich unter dem Willen des Landesherrn beugen. Was hier möglich geworden war, strebten auch die deutschen Fürsten zu erringen; und sie errangen es, wenn gleich oft sehr spät. Der deutsche Orden war während seiner Blüthezeit eine Bildungsschule für den deutschen Adel, der sich bei den Ordenskriegen in der Waffenführung, bei friedlichen Lebensverhältnissen dagegen in Anstand und adeliger Sitte vervollkommnete. Aber auch dem Bürger und dem freien Landeigener, der in Deutschland von ungerechter Obrigkeit oder zwängenden Verhältnissen bedrängt wurde, oder in seiner Heimath keinen angemessenen Kreis für seine Thätigkeit fand, eröffnete sich in Preußen eine so sichere als bequeme Freistätte; denn jeder tüchtige und unbescholtene Mann, der sich in Preußen niederlassen

wollte, wurde von dem Orden mit offenen Armen empfangen und fand leicht Gelegenheit, in der neuen Heimath einen dauernden Wohlstand zu gründen. Darum zogen tausende von deutschen Anzöglingen nach Preußen, und es gab kein deutsches Gebiet, dessen Einwohner nicht Befreundete in Preußen gehabt hätten. Dieses Land stand daher in den mannigfachsten und innigsten Beziehungen mit Deutschland und hat einen wichtigen Einfluß auf die Lage des letzteren ausgeübt. Preußen ist endlich die Pforte gewesen, durch welche deutsche Bildung in die nordöstlichen europäischen Slaven-Länder verbreitet wurde. Daß die preußischen Seestädte während des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts die Kornkammern des ganzen westlichen Europa waren, wie sie es denn auch zum Theil in späterer Zeit geblieben sind, darf nicht unerwähnt bleiben, da es auch zum Beweise dient, welche Bedeutsamkeit dieses Land in den verschiedenen Zeitaltern für die europäische Menschheit gehabt hat.

Nachdem Preußen durch den Frieden zu Thorn in zwei Hälften getrennt und später die deutsch gebliebene östliche Hälfte in ein weltliches Herzogthum verwandelt worden war, schien das Land alle politische Bedeutung verloren zu haben; doch sobald es an das Kurhaus Brandenburg kam, wurde es die Grundlage, auf welcher das edele Zollernsche Fürstengeschlecht sich seinen glänzenden Königsthron erbauete, und nun wog Preußen wieder schwer in der Wagschale der Politik.

Wenn dieses alles beweiset, daß Preußen in der Geschichte der Menschheit in den verschiedensten Zeitaltern eine wichtige Rolle spielt und darin keinem deutschen Lande nachsteht, die mehresten aber übertrifft; so muß noch bemerkt werden, daß auch im Gebiet der

Wissenschaften die Preußen einen nicht unrühmlichen Rang behaupten und Namen unter ihren Gelehrten nennen können, die zu den ersten und geehrtesten aller Länder und Zeiten gehören. Zuerst sey hier der Preuße Nikolaus Kopernikus genannt, der, hätte keiner seiner Landsleute außer ihm sich Verdienste im Gebiete der Wissenschaften erworben, hinreichen würde, sein Vaterland in wissenschaftlicher Hinsicht berühmt zu machen. *) Ferner sey erwähnt Hewel, dann ein Hamann, ein Herder, ein Hippel und endlich Kant: Sterne erster Größe am Horizont des Wissens. Die Namen der vielen wackern preußischen Geschichtschreiber, die nach des kompetenten Schlözers Urtheil vorzugsweise vernünftig, fleißig, gründlich und mit Anwendung einer gesunden Kritik gearbeitet haben, wollen wir hier übergehen und nur noch die Dichter Simon Dach, Roberthin, Werner und Hoffmann nennen und dann die daraus folgende Bemerkung verlautbaren, daß die Geschichte und Beschaffenheit eines Landes, welches in so vielen Beziehungen für die gebildete Menschheit wichtig geworden ist, von allen stammverwandten Völkern genau gekannt seyn sollte. Dennoch ist unter allen deutschen

*) Die Anmaßung der Polen nennt den großen Kopernikus in Schriften und Denkmälern noch immer einen Polen; die deutsche Lauheit läßt es geschehen, ohne kraftvoll zu widersprechen. Kopernikus war von deutschen Eltern in einer preußischen Stadt geboren, die zwar unter polnischer Schutzherrschaft stand, aber nie mit Polen wirklich vereinigt wurde, denn Westpreußen hatte besondere Rechte, Stände und Landtage. Das Bisthum Ermland, dessen Domherr Kopernikus war, war und blieb ein preußisches Bisthum, zwar gleichfalls unter polnischem Schutz, doch in Rechten, Gesetzen, Sprache und Sitten von Polen völlig getrennt: woher denn nun der Polen Recht, Kopernikus ihren Landsmann zu nennen?

Ländern keines, mit deſſen Schickſalen und Verhältniſſen die Deutſchen unbekannter wären, als Preußen. Schriften, die übrigens unſerer geſchichtlichen Literatur Ehre machen, nennen noch immer Preußen ein ſlaviſches Land und die Preußen Slaven. Das Land, welches mit dem Ueberfluß ſeines fruchtbaren Bodens ſo oft die Bewohner des weſtlichen Europa geſpeiſet und noch ſpeiſet, heißt eine unfruchtbare Einöde, eine Sandwüſte. Das Klima des Landes, welches Rußlands und Schwedens Hafenmärkte häufig mit Obſt verſorgt, wird für wenig milder gehalten, als das am Nordkap. Und was die menſchlichen Verhältniſſe betrifft, ſo iſt das Vorurtheil noch ziemlich allgemein, daß der preußiſche Landmann, auf der niedrigſten Bildungsſtufe ſtehend und von harter Knechtſchaft bedrückt, ein elendes Leben führe, obgleich von allem dem das gerade Gegentheil Statt findet und die längſt aufgehobene Erbunterthänigkeit — eigentliche Leibeigenſchaft gab es in Preußen nie — zu keiner Zeit ſo ausgedehnt, drückend und entehrend war, wie in den Rheinlanden und in Schwaben, auch der Landmann, deſſen Wohlſtand durch die läſtige Zehntabgabe nicht zu Grunde gerichtet wird, ſich bei weitem in beſſeren Umſtänden befindet, als in den mehreſten deutſchen Ländern, und im Unterricht wenigſtens nicht zurückſteht gegen die Bewohner jener.

Die Unbekanntſchaft der Deutſchen mit Preußen, dieſem ſo merkwürdigen Stammlande ihrer Vorfahren, entſteht zum Theil aus der Entlegenheit des Landes von dem Mittelpunkte des deutſchen gelehrten Verkehrs, theils iſt ſie in dem preußiſchen Nationalcharakter, der ernſt und beſcheiden ſich im ſtillen Fleiße gefällt, und es verſchmäht, ſich auf irgend eine Art geltend zu machen, begründet. Blieb doch der große, weltberühmte

Kant während seines langen Lebens ohne alle Auszeichnung, und weder Fürsten, noch Akademien, noch Universitäten dachten daran, sich durch Orden, Titel und Ehrendiplome, die sie diesem Unsterblichen ertheilt hätten, der freilich sehr gleichgiltig gegen solchen Tand war, zu ehren. Blieb doch sein Geistesverwandter und ein Wunder von Gelehrsamkeit, die von ihm zugleich auf die nützlichste Weise angewandt wurde, der herrliche Kraus, ungekannt und ungenannt, weil er zufrieden, in seinem Wirkungskreise zu nützen, nie daran dachte, Aufsehen zu erregen. So lange der geniale Hippel lebte, wußten Deutschlands Schriftsteller nicht, daß dieser gemüthreiche und scharfsinnige Denker, einer der ihrigen sey. Der witzige und gelehrte Improvisator Lauson würde, hätte er in Berlin, Hamburg oder Leipzig gelebt, von hundert Schriftstellern genannt und gepriesen worden seyn, jetzt ist er beinahe völlig unbekannt.

Möchten doch auch gegenwärtige Darstellungen dazu beitragen, eine genauere Bekanntschaft mit der Geschichte eines Landes zu verbreiten, welches so sehr verdient gekannt zu seyn.

I. Von des Landes Beschaffenheit.

Die Naturforscher behaupten, daß Preußen einst völlig von dem Meere bedeckt gewesen, sein Boden nur nach und nach von dem überflutenden Gewässer angeschwemmt worden sey, und sehr viele Erscheinungen sprechen zu Gunsten dieser Behauptung. Es wird angenommen, daß bei den großen Umwälzungen, denen in der Urzeit unsere Erde unterworfen gewesen, sich in den von Preußen aus nach Süden und nach Südosten gelegenen Nachbarländern zwei große Wasserbecken gebildet haben, die ihren Zufluß aus fernen Gebirgen erhielten. Diese Becken wurden endlich durchbrochen und die Wassermassen strömten theils nach Norden, theils nach Nordwesten aus. Die eigenthümliche Lage der Höhenzüge und die gewaltigen Strombetten der größeren Flüsse Preußens, scheinen diese Meinung zu bestätigen, für die auch noch andere Eigenthümlichkeiten des Landes sprechen. Denn einmal finden sich überall zahlreiche Versteinerungen von Schalthieren und andere Erzeugnisse des Meeres in einer ungemeinen Menge, selbst auf den größesten Höhen und oft tief unter der Oberfläche des Bodens. Ferner giebt es in vielen Gegenden ganze Reihen Lagen von großen Felstrümmern, die in dem sonst ganz felsenleeren Lande nur durch die Gewalt mächtiger Wasserströmungen dahin gewälzt seyn können. Die Richtung dieser Steinlagen ist von Süden nach Norden gegen die See zu. Endlich deutet die Erdoberfläche Preußens darauf hin, daß sie einst das Bette des Meeres bildete, da es dem Lande gänzlich an hohen Gebirgen und tiefen Thalgründen fehlt, dagegen überall mäßige Erhöhungen ei- oder wellenförmiger Gestalt gefunden werden, deren Erdar-

ten keinen Zweifel übrig lassen, daß sie von dem Wasser aufgeschwemmt sind. Die große Anzahl der im Lande befindlichen Seen, die sich einst über zweitausend erstreckt haben soll, aber auch noch jetzt ansehnlich genug ist, dürfte auch zur Bestätigung der Ansicht dienen, daß Preußen einst vom Meere überflutet wurde.

Preußen ist vor vielen andern Ländern von der Natur mit herrlichen Vorzügen ausgestattet und dazu geeignet, ein zahlreiches Volk reichlich zu ernähren, ja minder begünstigte Gegenden durch den Ueberfluß seiner Erzeugnisse zu versorgen. Der Boden des Landes ist dem größesten Theile nach ausgezeichnet fruchtbar und wechselt mit sonnigen Hügeln, anmuthigen Thälern, wuchsigen Wiesen, fetten Marschländereien, reichen Getreidefeldern, grasreichen Triften und dichten hochstämmigen Wäldern. Hohe und unfruchtbare Gebirge und kahle Felsen fehlen ganz, auch giebt es, mit Ausnahme weniger im Süden gelegenen Striche und der beiden Nehringen, keine öden Haiden und Sandflächen. Es genießet den Vortheil einer lang ausgedehnten Meeresküste, ist eines der wasserreichsten Länder unseres Erdtheils und wird nicht nur von einer Menge schiffbarer Flüsse durchflutet, von welchen zwei, die Weichsel und die Memel, dem Rhein und der Elbe an Größe gleichkommen, sondern es besitzt auch eine große Anzahl von Landseen, die einen unglaublichen Ueberfluß von Fischen darbieten. Auch hat es einen großen Reichthum an sprudelnden Quellen und klaren Bächen, die sowohl die Anmuth des Landes erhöhen, als auch das Wachsthum der Pflanzen befördern. Eigenthümlich sind dem Lande die beiden Haffe, das frische und das kurische Haff, große Wasserbecken von zehn und vierzehen Meilen

Länge, drei und sieben Meilen in ihrer größten Breite und von der Ostsee durch sandige Landengen, Nehringen genannt, getrennt. Diese Nehringen sind durch das Ausströmen der Weichsel, des Pregel und der Memel und den Gegendruck der Ostsee gegen dieses Ausströmen entstanden. An Bergwerken und Producten des Mineral- und Steinreichs hat Preußen Mangel, dagegen haben das Pflanzen- und Thierreich ein wunderbar fröhliches Gedeihen, und an dem Strande des Meeres findet sich hier vor allen Ländern der Erde allein der köstliche Bernstein, der schon von den Völkern des Alterthums gekannt und gesucht wurde und noch jetzt die Kaufleute des Morgenlandes an Preußens Küste lockt.

Der Bernstein, der zwar in mehreren Ländern, doch stets nur in sehr geringer Menge als Fossile angetroffen wird, findet sich nur allein in Preußen und da auch besonders nur an der Küste von Samland als eine Ausbeute der See. Die Landschaft Samland, oder das von der Ostsee, dem kurischen Haffe, dem Deume- und dem Pregelfluß begrenzte Gebiet, ist also eigentlich die von den Alten gerühmte Insel Abalus, Basileia oder Baltia, und auf Samland wohnten die von den Griechen und Römern und den Schriftstellern des Mittelalters genannten und gerühmten Aestyer. Der Bernstein ist ein Baumharz und von einer Baumart ausgeflossen, die eine Palmengattung gewesen zu seyn scheint und gegenwärtig nirgends mehr auf der Erde angetroffen wird. Diese Baumgattung, die zugleich dafür spricht, daß einst in Preußen ein milderes Klima gewesen, ist wahrscheinlich plötzlich durch eine große Naturumwälzung völlig untergegangen. Noch werden am Strande in einer ziemlichen Tiefe unter der Ober-

fläche dergleichen Bäume gefunden, woran der Bernstein befindlich ist. Sie haben eine ganz ungewöhnliche Größe und sind einer Palmengattung ähnlich, die auf den Südseeinseln angetroffen wird. Daß der Bernstein erst flüssig war, davon zeigen die darin eingeschlossenen Körper, als Moos, Blätter, Insecten, wovon einige ganz entschieden nur der warmen Zone angehören. Da der Bernstein nunmehr schon seit länger als zweitausend Jahren in so großer Menge von den Meereswellen ausgeworfen wird, so müssen ungeheuere Wälder dieser Bäume von den Fluten bedeckt seyn.

Die Beschaffenheit des Landes hat sich, wie natürlich, zugleich mit dem Kulturzustande seiner Bewohner geändert und ist in den verschiedenen Zeitaltern auch verschieden gewesen. Zu der Zeit, als der deutsche Ritterorden nach Preußen kam, hieß es, das Land sey voller Sümpfe und Moräste. Doch noch hatte er Preußen nicht völlig erobert, als schon die Fruchtbarkeit und Anmuth des Landes allgemein gerühmt wurde, und der Ruf davon Tausende von deutschen und niederländischen Ansiedlern herbeizog. So lange der deutsche Orden Preußen im Besitz hatte, galt dieses Land für eines der gesegnetsten, bevölkertsten, aber auch für eines der anmuthigsten. Doch auch selbst nach der Zeit, als schon sein Reichthum vernichtet, ein großer Theil seiner Bevölkerung aufgerieben war, hieß Preußen noch immer ein herrlicher Gottesgarten und wurde von allen gepriesen, die es gesehn hatten. Und in der That, wen je sein Weg längs den Ufern der majestätischen Weichsel, so weit sie in den preußischen Grenzen fließt, führte, wer je die Gestade der Nogat gesehen, wer je auf dem Karlsberge bei Oliva, auf dem weißen Berge bei Montau, auf der Hochstraße von Elbing, auf dem But-

terbergein Königsberg ſtand; wer je die idylliſchen Gefilde der Tilſitiſchen Niederung durchſtrichen, wer das große Rundgemälde bei Lochſtätt ſah und in den Waldgründen Pobethens ſich erging: der wird nicht umhin können zu geſtehen, daß Preußen von der Natur mit großer Anmuth geſchmückt ſey und ſich in dieſer Hinſicht mit den mehreſten anderen deutſchen Ländern meſſen könne.

II. Die Sage von der Einwanderung der Skandier in Preußen.

Die Sage von Bruteno und Widewut und der Einwanderung der Skandier in Preußen, die so augenscheinlich in festem geschichtlichen Grunde wurzelt und so vielfach in die beglaubte Geschichte verzweigt ist, übertrifft an Einfachheit, Anmuth und Großartigkeit alles, was uns Ueberlieferungen von alten Volksbildnern und Gesetzgebern aufbewahret haben. Sie ist daher um so mehr der Mittheilung werth, als sich auch ihr Ursprung ziemlich genau bis zur Quelle nachweisen läßt, woraus denn unwidersprechlich hervorgeht, daß diese Sage einen festen historischen Kern enthält, den sie nur geschmückt und verschönert, keinesweges aber in der Hauptsache verändert und entstellt haben kann. Sie ist auf folgende Weise bis auf uns gekommen.

Bei den alten heidnischen Preußen war es Sitte, daß jährlich zu gewissen Zeiten die Waideloten (Priester) dem versammelten Volke die Thaten und Schicksale seiner Väter erzählen mußten, damit es fest an seinem Vaterlande und an seinen Göttern halte und den Gesetzen gehorsam sey. Aus diesen Erzählungen hat Bischof Christian, der in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts in Preußen das Christenthum zu verbreiten strebte, seine Nachrichten geschöpft und in seiner Chronik niedergeschrieben. Christians Chronik ist zwar verloren gegangen, aber ein anderer preußischer Geschichtschreiber, Lukas David, hat sie benutzt und daraus Bruteno's und Widewut's Begebenheiten mitgetheilt, von denen Nachfolgendes das Wesentliche ist.

Nachdem die Gothen aus Italien durch die Feldherren des morgenländisch-römischen Kaisers Justinian ver-

trieben worden waren und viele Länder durchzogen hatten, kamen sie endlich nach Dänemark und begehrten von dem Könige ein Landgebiet zu Wohnsitzen. Der König sagte ihnen, er habe eine Insel, Skandia genannt, (welche nunmehr Gothland heißt) von einem ungehorsamen Volke bewohnt, welches ihm oft den Zins verweigere. Dieses Volk möchten sie vertreiben und die Insel in Besitz nehmen. Damit waren die Gothen zufrieden und sandten zu den Skandiern Boten, die da fragen mußten: ob sie die Insel freiwillig räumen oder darum kämpfen wollten? Die Skandier, der Gothen Tapferkeit und Menge scheuend und von dem durch ihren Ungehorsam beleidigten Dänenkönige nichts Gutes erwartend, fragten ihre Götter um Rath, und diese geboten ihnen durch der Priester Mund: zu weichen und sich über's Meer nach Süden zu begeben, woselbst sie ein besseres Land finden würden. Sie folgten diesem Befehle, und segelten mit Weib und Kind über das Meer, bis sie in das süße Wasser Halibo (das frische Haff) kamen, wo sie an der Küste landeten. Sie fanden hier ein rohes, aber gutmüthiges und friedliches Volk, die Ulmigerier oder Ulmerugier, welches noch im rohen Naturzustande lebte, die Sonne, den Mond und die Sterne anbetete, an den Ufern der Flüsse in Hütten von Baumästen mit Schilf bedeckt wohnte und allein von Fischen und Milch sich nährte. Dieses Volk nahm die Ankömmlinge freundlich auf und gestattete ihnen, im Lande sich anzusiedeln. Die Skandier erbaueten fünf feste Burgen, lehrten die Ulmerugier Meth brauen, theilten ihnen mancherlei Kenntnisse mit und baueten sich unter ihnen in Dörfern an, wie sie in ihrem Stammlande gewohnt waren. Als die Skandier auf diese Weise sich im Lan-

de festgesetzt hatten, beriefen Bruteno und Widewut, zwei Brüder, die ihrer Weisheit wegen in großem Ansehen standen, das Volk zusammen und stellten ihm vor, daß es nothwendig sey, ein Oberhaupt zu wählen dem Alle gehorchten und welches für das Wohl Aller sorge. Einstimmig wurde Bruteno zum Könige gewählt; er aber nahm diese Würde nicht an, weil er sich dem Dienste der allmächtigen Götter geweihet hatte, rieth dagegen, seinen Bruder Widewut zum Könige zu ernennen, und versprach ihr Vertreter bei den Göttern zu seyn und ihnen deren Willen zu offenbaren. Widewut wurde nun zum Könige erhoben. Nachdem er die Regierung übernommen, beschloß er mit dem Volke, nichts ohne den Rath und Willen des Bruteno, der als oberster Priester und oberster Richter Kriwe Kirwaito genannt wurde, zu unternehmen, sondern in Allem ihm, als dem Verkündiger der Gebote der Götter, gehorsam zu seyn. Ferner setzte er fest, daß das Volk Niemanden Zins noch Dienste leisten, sondern frei und pflichtlos gegen Jeden, die Götter ausgenommen, seyn sollte. Endlich ward beschlossen, die Götter durch Opfer zu ehren, ihre Diener aber, die Waidelotten, zu ernähren.

Die Skandier, stolz auf ihre größeren Kenntnisse und darüber, daß der Kriwe und der König aus ihrem Volke waren, fingen an sich über die Ulmerugier zu erheben, behandelten sie verächtlich und zwangen sie, ihnen bei dem Bau ihrer Wohnungen Dienste zu leisten. Lange trugen die Ulmerugier Last und Schmach mit Geduld; als ihnen aber beides unerträglich wurde, standen sie gegen ihre Unterdrücker auf, verbrannten über hundert Höfe mit Allem, was darin war, und wollten alle Skandier vertilgen. Nur mit großer Mühe stillten der Kriwe und Widewut den

Aufruhr dadurch, daß sie allen Druck und Zwang untersagten und beide Volksstämme in Allem so völlig gleichstellten, daß zwischen Skandiern und Ulmerugiern kein Unterschied war und nichts an deren verschiedene Abstammung erinnerte als die Endung ihrer Namen: der Skandier auf O, der Ulmerugier auf S. Nur Diejenigen sollten ohne Unterschied der Abstammung für edler als die Uebrigen geachtet werden, die sich durch rühmliche Thaten auszeichnen und im Kriege vorzüglich tapfer beweisen, sodann aber im Besitz schneller und schöner Rosse seyn würden. Die beiden vereinigten Volksstämme wurden nun mit dem gemeinschaftlichen Namen: Brutener benannt.

Nachdem nun die beiden Volksstämme auf diese Weise vereinigt worden und die Ruhe wieder hergestellt war, gaben die Brüder dem Volke Gesetze und beschlossen, einen Götterdienst einzuführen, da nur durch die Furcht vor den Göttern den Gesetzen Achtung verschafft und die Ordnung erhalten werden könnte. Zu dem Zweck suchte Bruteno einen Ort, wie er zu seiner Absicht paßte. Er fand in einem dunklen Hain eine uralte Eiche von großen Umfange und die Umgebungen ganz zu dem Sitze eines ehrfurchtsvollen Götterdienstes geeignet. Dahin berief er das Volk und verkündigte ihm, daß die erhabenen Götter sich diesen Ort ausersehen hätten, um daselbst unter ihrem Volke zu wohnen. Er gebot, daß hinfort keine Götter aus fremden Landen angebetet werden sollten. Die drei obersten Götter sollten Potrimpos, Perkunos und Pikullos seyn. Ihren Willen würde er, der Kriwe, dem Volke verkündigen, und ihm sey daher jeder Ehrfurcht und Gehorsam, gleich den Göttern, schuldig. Dem Gehorsamen würden die Götter in diesem und jenem Leben reichen Lohn gewähren, den

Ungehorſamen aber mit Plagen und Elend überſchütten. Die Nachbaren, welche dieſe Götter ehreten, ſollten geliebt und geachtet, die ſie verſchmäheten, mit Raub und Mord verfolgt werden.

Als nun das Volk dem Bruteno gelobt hatte, den Göttern gehorſam zu ſeyn, ließ er die Vorhänge wegziehen, womit die Eiche umgeben geweſen war, und nun erblickte das Volk drei Blenden die in der Eiche eingehauen waren. In dieſe ſetzte Bruteno mit vielen Zermonien und Ehrfurchtsbezeigungen drei Götterbilder und brachte ihnen Opfer dar; dann befahl er, daß das Volk über Nacht verweilen ſollte, da am folgenden Morgen die Götter ihren Willen verkündigen wollten. Mit der hereinbrechenden Nacht zog ein ſchweres Gewitter am Himmel herauf. Furchtbar krachte der Donner, zahlloſe Blitze durchzuckten die Dunkelheit, und das zitternde Volk wartete voll Angſt der Dinge, die da kommen ſollten. Als aber der Morgen anbrach, da hatte ſich das Gewitter verzogen und am wolkenloſen Himmel ging die Sonne freundlich auf. Da ließ Bruteno einen Holzſtoß aufſchichten und ſich von den Prieſtern hinauf tragen. Er verkündigte von da herab dem Volke, daß Perkunos in vergangener Nacht mit ſeiner Donnerſtimme zu ihm geredet und ihm geboten habe, dem Volke kund zu thun, daß es künftig nur an dieſem heiligen Orte Opfer und Gaben den Göttern bringen ſollte; doch allein geweihete Prieſter dürften dieſe Gaben den Göttern überreichen. Der Ort ſollte hinfort Rikaita oder Romowe heißen und allein von Prieſtern bewohnt ſeyn. Darauf ermahnte der Kriwe das Volk zum Gehorſam gegen die Götter und zur Eintracht, und entließ es ſodann.

Auch Widewut verwaltete mit Kraft und Würde sein königliches Amt. Bevor die Skandier nach Preußen gekommen waren, hatten die Ulmerugier den benachbarten Masoviern einen Zins an Jünglingen und Jungfrauen jährlich geben müssen. Widewut, der nun König oder Heerführer des vereinigten Volkes war, verbot, ferner diesen schimpflichen Menschentribut zu leisten, und da die Masovier ihn mit Gewalt erzwingen wollten, rüstete er sich zum Kriege. Er stritt, als es zum Kampfe kam, wacker gegen die Masovier, doch verlor er am Ende die Schlacht und mußte fliehen, weil die Masovier eine eigene Art zu streiten und bessere Waffen hatten. Die Sieger raubten nun im Preußenlande und zogen mit großer Beute heim. Bei dieser Schlacht waren aber mehrere preußische Jünglinge, die früher von den Preußen den Masoviern hatten geliefert werden müssen, entflohen und zu ihren Vätern zurückgekehrt. Diese Jünglinge waren mit der Masovischen Kriegesweise und Waffenführung bekannt geworden und wurden nun darin die Lehrmeister ihrer Landsleute. Als die Brutener dadurch ihre Streitbarkeit vervollkommnet hatten, da ließ der Kriwe Bruteno alles Volk nach dem heiligen Haine Romowe zusammenberufen und verkündigte: es sey der Götter Wille, daß die Brutener die von den Masoviern erlittene Schmach rächen und deßhalb sie mit Krieg überziehen sollten; die Götter würden ihnen Sieg verleihen. Diesem Befehl gehorsam, rüsteten sich die preußischen Krieger und Widewut zog mit ihnen gegen die Masovier aus, er schlug in einer Schlacht viele Tausende derselben und auch ihren Fürsten Andislaus und den König von Roxolanien, der den Masoviern geholfen. Und nachdem Widewut das feindliche Gebiet auf das

schrecklichste verwüstet, zog er mit einer reichen Beute wieder heim. Der Kriwe brachte nun in Gegenwart des versammelten Volks den Göttern feierliche Opfer zum Dank für den verliehenen Sieg und verordnete, daß die Beute jedesmal in vier Theile getheilt und ein Theil davon den Göttern, ein anderer den Priestern, der dritte Theil den Kriegern, der vierte Theil aber den Einwohnern, die in dem Lande geblieben, und die Grenzen beschützt hatten, zufallen sollte. Nach diesem Siege nahmen die Masovier den preußischen Götterdienst an, befreundeten sich durch Heirathen und Handelsverkehr mit den Preußen, und es bestand Friede und Einigkeit zwischen beiden Völkern viele Jahre.

Nachdem nun die Brüder lange Zeit hindurch das vereinigte Volk der Brutener glücklich regieret hatten, und Bruteno hundert zwei und dreißig, Widewut aber hundert und sechszehn Jahr alt geworden war, da drohte ein innerer Krieg der greisen Völkerhirten blühende Schöpfung zu vernichten. Widewut hatte zwölf Söhne, die alle nach der Herrschaft strebten, und nach des Königs Tode schien ein wüthender Bruderkrieg unvermeidlich. Da beriefen die Brüder das Volk nach Romowe, und der Kriwe stellte den Versammelten vor, wie sie bisher durch Befolgung der Gebote der Götter unter seiner und Widewuts Leitung durch Eintracht beglückt gewesen wären, nun aber Zwietracht dem Lande Verderben drohe. Es abzuwenden, wolle er die Götter anflehen, und am folgenden Tage ihren Willen verkündigen. Durch das feierliche Opfern eines Bocks ward das Volk entsündiget, dann erquickte es sich mit Speise und Trank und wartete den Morgen ab, an dem es der Götter Willen vernehmen sollte.

Am folgenden Tagen erschienen die greisen Brüder unter der heiligen Eiche und riefen Widewuts zwölf Söhne und auch das Volk herbei. „Die Götter wollen, so verkündigte Bruteno, daß das Land in zwölf Theile getheilt und jedem der Söhne des Königs ein Theil zur Regierung gegeben werde.“ Nun mußte jeder der Söhne Widewuts seine Hände auf des Vaters graues Haupt legen, dann die heilige Eiche berühren und geloben, den Göttern treu, dem Kriwe gehorsam zu seyn, und mit Gut, Blut und Leben seine Brüder und sein Volk zu vertheidigen; darauf erhielt jeder seinen Landestheil. So erhielt Litwo, Widewut's ältester Sohn, das Land zwischen der Memel und dem Buck, welches nach ihm Lithauen genannt wurde; der zweite Samo, das Land zwischen der Ostsee, dem Kurischen Haff und dem Skara-(Pregel) Strome, welchem er den Namen Samland gab. So ward Sudo's Land Sudauen, Nadro's Nadrauen, Schalauo's Schalauen, Natange's Natangen, Barto's Barten, Galindo's Galinden, Warmo's Land, der frühe starb, nach seiner Wittwe Erma Ermland, Hokko's Antheil Hokkerland, Pomezo's Pomesanien und Chulmo's Antheil das Kulmer Land genannt. In jedem Lande war eine feste Burg zum Herrschersitz bestimmt; nur Pomezo hatte keinen festen Wohnsitz, sondern wohnte unter Zelten; doch dafür baueten seine Söhne mehrere feste Burgen.

Nach dieser Landestheilung behielt der König Widewut noch eine Zeitlang die Regierung, dann aber beschloß er mit seinem Bruder Bruteno, des hohen Alters wegen und zur festeren Bestätigung der Gesetze und der getroffenen Ordnung, sich den Göttern zu opfern. Das Volk ward abermals nach Romowe berufen, und als es erschienen war, da traten die beiden

greiſen Brüder feſtlich geſchmückt hervor und verkündigten dem Volke, daß die Zeit vorhanden ſey, in welcher ſie, von den unſterblichen Göttern zu einem ewigen Freudenmahle in einer anderen Welt eingeladen, Abſchied von dem Erdenleben nehmen müßten. Sie ſegneten das Volk, ermahnten es zur Einigkeit und zur Ehrfurcht gegen die Götter und geboten, gleich nach ihrem Heimgange einen anderen König zu wählen, der Recht und Ordnung aufrecht erhalte, auch das Volk gegen auswärtige Feinde ſchütze. Die Prieſter aber ſollten aus ihrer Mitte einen anderen Kriwe wählen. Nachdem die beiden Greiſe durch dieſe Anordnungen die letzten Pflichten ihrer Königs- und Prieſterwürde erfüllt hatten, umarmten ſie ſich und beſtiegen dann Hand in Hand unter feierlichem Geſange einen Scheiterhaufen, der unfern der heiligen Eiche aufgerichtet war. Sie ließen ihn von den Waideloten, die ihnen mit brennenden Fackeln gefolgt waren, anzünden, und endigten ſo freiwillig ihre lange thatenreiche Laufbahn unter den Lobgeſängen der Prieſterſchaft. Während nun die Flammen emporſchlugen und die Geſtalten der geliebten Herrſcher verhüllten, entſtand ein heftiges Ungewitter, welches das über den Verluſt ſeiner ehrwürdigen Häupter trauernde Volk für die Stimme der Götter hielt, die zum Empfange der Heimgegangenen ertönte. Nun verſtummte des Volkes Klage, denn es wußte ja ſeine Wohlthäter mit den ſeligen Göttern vereinigt.

Bald darauf traten die Vornehmſten im Volke zu einer neuen Königswahl zuſammen, allein ſie konnten darüber nicht einig werden; und nie wurde ein König in Preußen wieder gewählt. Auch wegen der Wahl eines Kriwe gab es lange und heftige Streitigkeiten, und ſogar einen Bruderkrieg zwiſchen Nadro

und Litwo, bei welchem der erstere in einem Strome ertrank, der letztere aber, weil er seinen Bruder nach dem Leben gestanden hatte, auf ewig von der heiligen Eiche von Romowe verbannt wurde; daher er in seinem Lande Lithauen ein eigenes Romowe gründete. Doch blieb der preußische Kriwe der oberste Priester und Richter über Preußen und die benachbarten Länder. Die beiden alten Gesetzgeber, Bruteno und Widewut, wurden unter den Namen: Wurskaite und Szwambraite, als Schutzgötter der Heerden und des Geflügels verehrt.

III. Der alten Preußen Götterdienst und Religionsgebräuche.

In den ältesten Zeiten sollen die Preußen Sonne, Mond und Sterne, das Feuer und überhaupt alle Naturkräfte als Götter oder als Wirkungen und Ausflüsse der Gottheit angebetet haben. Dieses ist sehr glaublich, da in der Regel alle Völker, so lange sie sich noch in dem Kindheitsalter ihrer geistigen Bildung befinden, dem Naturdienste ergeben sind. Darauf soll von den Aestyern, einem preußischen Volksstamme, der auf Samland an der Bernsteinküste wohnte, die Mutter der Götter verehrt worden seyn: doch das sind Sagen ohne Beweis. Als der Bischof Christian im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts sein Bekehrungsgeschäft begann, war der Götterdienst der Preußen ein ganz anderer, und von diesem kann hier auch nur die Rede seyn.

Die Preußen haben einer Sage zu Folge ihre Hauptgötter aus Schweden durch eingewanderte Gothen erhalten, die bei ihrer Ansiedelung auch ihren Götterdienst einführten. Wie die alten Deutschen, so verehrten auch die Preußen ihre Götter nicht in Tempeln, sondern in heiligen Hainen unter alten dicken Eichen. Der Ort, an welchem die drei Hauptgötter verehret wurden, hieß Romowe und lag entweder in der Landschaft Nadrauen, oder, zu Folge der Untersuchungen eines neueren Geschichtsforschers, in Samland. Dieses Romowe war das allgemeine Landesheiligthum und es wohnte daselbst der Kriwe Kirwaito, das ist der Oberpriester, nebst einer Anzahl Priester. Die Götterbilder waren unter einem gewaltigen Eichbaume aufgestellt und mit Vorhängen verhängt,

damit kein ungeweihetes Auge sie erblicken konnte. Auch durfte Keiner, der nicht Priester war, selbst ein Reiks nicht, ungerufen, dem Heiligthume nahen, und ließ sich ein Fremdling in dem heiligen Haine betreten, dessen Leben war unrettbar den Göttern verfallen. Auch wer einen Baum im heiligen Haine fällte oder beschädigte, erlitt dafür den Tod.

Die drei Hauptgötter, deren Bilder in der heiligen Eiche zu Romowe standen, hießen Perkunos, Potrimpos und Pikullos. Perkunos, der auch von vielen Slaven-Völkern verehret wurde und dessen Name noch heutigen Tages im Munde der Lithauer und Masuren fortlebt, scheint einen höheren Rang als die beiden anderen gehabt zu haben. Er wurde als ein zorniger Mann mit rothem glühenden Antlitz, schwarzem krausen Bart, das Haupt mit Feuerflammen umgeben, dargestellt. Er war der Gott des Donners, des Sonnenscheins und Regens und aller Naturerscheinungen, auch der Gott der Gesundheit; vor ihm allein brannte das heilige Feuer, welches nur mit Eichenholz unterhalten wurde und nie verlöschen durfte. Der Priester, der aus Nachläßigkeit das heilige Feuer verlöschen ließ, ward auf dem Opferaltar des Perkunos verbrannt. Dieser Gott erhielt vor allen die reichsten Opfer: Pferde, Vieh und selbst gefangene Feinde. Im Donner glaubte das Volk seine Stimme zu hören und zitterte davor; doch ein vom Blitz Erschlagener ward glücklich gepriesen, denn Perkunos hatte ihn zur Gesellschaft der Götter abgerufen.

Potrimpos, der zweite Gott, wurde als ein blühender, lächelnder Jüngling, das Haupt mit Getreideähren bekränzt, abgebildet. Er war der Spender des Glücks und des Segens, der Beschützer der Saaten, der Verleiher der

Fruchtbarkeit: er gab Gedeihen, Wohlstand, Freude. Ihm zu Ehren wurde eine Schlange in einem Topfe mit Milch ernährt, daher den Preußen die Schlange auch heilig war und ihr Begegnen für glückbringend gehalten wurde. Zum Opfer erhielt er Getreidegarben, Weihrauch und Wachs.

Der dritte Gott, Pikullos, erschien als ein bleicher, finsterer Greis mit langem grauen Barte, das Haupt mit einem weißen Tuche, gleich einer morgenländischen Kopfbedeckung, umwunden. Drei Todtenköpfe, von einem Menschen, einem Pferde und einem Rinde, lagen vor ihm. Er war der Gott des Todes, der Verwesung, der Vernichtung, der Rache und der Strafe furchtbarer Gott. Als gewöhnliches Opfer brannte ihm ein Topf voll Talg, außerdem erhielt er noch Pferde, Rinder, Schweine und Böcke, auch selbst Menschen zum Opfer. Um seinen Zorn zu versöhnen, mußte stets das Theuerste geopfert werden, und wurde ein ihm gelobtes Opfer nach zweimaliger Mahnung nicht dargebracht, so konnte nur Menschenblut den Zorn des beleidigten Gottes versöhnen.

Ein vierter Gott, der auch zu den Göttern ersten Ranges gehörte und überall im ganzen Lande Opferstätten hatte, war Kurcho. Auch ihm wurde unter einer heiligen Eiche geopfert. Bei Heiligenbeil war sein Hauptdienst. Er war der Speisen und Getränke und der Ernte Gott. Ihm brachte das Volk auf einem Opfersteine die Erstlinge der Früchte, Fleisch, Fische, Mehl, Honig, Meth und Bier dar. Sein Bild wurde jährlich neu verfertigt und mit Aehren, Blumen und Kräutern geschmückt.

Noch gab es aber eine Menge Untergottheiten, als: den Gott der Winde Ockopirnus, den Gott des

Lichtes und der Sterne Swaixtix, der Gott der Gewässer Antrimpos, den Wellengott Bangputtys, den Gott der Schiffe Gardetis, den Gott der Krankheiten und der Genesung Anschlauts oder Auschweitis, den Gott des Wachsthums Pergubrius, den Gott des Reichthums Pelwitte, den Waldgott Puskaitis u. a. m. auch mehrere Göttinnen, als: eine Geburts- und Schicksalsgöttin, eine Saat-, Garten-, Blumen-, Sternen-, aber auch eine Zorn-, Straf-, Unglücks- und Todesgöttin, denen allen bei passenden Gelegenheiten Opfer gebracht wurden. Außerdem glaubten die Preußen noch an Wald- Wasser- Erd- Feuer- und Nachtgeister, auch an besondere Schutzgeister, die sie sich meistens als freundliche, hilfreiche Wesen dachten, die guten Menschen, von denen sie durch Gaben geehret wurden, Beistand leisteten und Segen brachten, die bösen aber neckten und straften.

Endlich gab es auch mancherlei geheiligte Dinge, die Niemand antasten durfte, ohne den Zorn der Götter auf sich zu laden. Die heiligen Haine durfte Keiner, der nicht Priester war, betreten, noch weniger aber darin Holz fällen oder jagen; es gab heilige Berge, heilige Felder, die nie geackert wurden, heilige Quellen, aus denen kein Wasser geschöpft, heilige Seen, in welchen nie gefischt werden durfte. Die Schlangen wurden als heilige Thiere geschont und gepflegt, Niemand wagte ein weißes Roß zu besteigen, weil es den Göttern geheiligt war, und von den Bäumen galten Eichen, Linden und Hollunderbäume, als den Göttern geweiht, für unverletzlich.

Von den religiösen Festen der Preußen wissen wir im Ganzen sehr wenig, und es sind eigentlich nur zwei oder drei, von denen in alten Schriften um-

ständlich Nachricht zu finden ist, nämlich das Frühlings- und ein zwiefaches Erntefest. Das erstere wurde, ehe die Ackerzeit begann, dem Pergubrius zu Ehren gefeiert. Die Bewohner mehrerer Dörfer versammelten sich dazu, sorgten für hinreichendes Bier zu einem Zechgelage und ein Wurskaite *) eröffnete das Fest. Er ergriff eine Schale mit Bier und richtete ein Gebet an den Pergubrius, ihn um Beförderung des Wachsthums der Saaten anflehend. Darauf setzte er die Schale nieder, ergriff sie mit den Zähnen, leerte sie aus, ohne sie mit der Hand zu berühren, und warf sie über den Kopf. Hinter ihm stand Einer, der die Schale auffing, sie wiederum mit Biere füllte und sie dem Priester darreichte. Dieser wiederholte die Zermonie, nur daß er diesesmal den Gott Perkunos anrief und ihn um Regen und Beschützung der Saaten und Abhaltung des Gottes Pikullos und seiner bösen Geister von den Feldern bat. Nun ging die gefüllte Schale der Reihe nach bei allen Anwesenden herum, jeder leerte sie, ohne sie bei dem Trinken mit der Hand zu berühren, und dann wurde sie dem Wurskaite zum drittenmal überreicht, der sich nun an den Gott Swaixtix um Licht und Wärme zum Gedeihen der Feldfrüchte bittend wandte. Endlich wiederholte er zum viertenmale die nämliche Zermonie, wobei er den Pelwitte um reichlichen Graswuchs und volle Scheuern anflehete. Darauf faßten sich die Anwesenden bei den Händen an und sangen den Göttern Lobgesänge. Der Ertrag eines besondern Ackerstückes war dazu bestimmt, die Kosten für das zu diesem Feste erforderliche Bier zu bestreiten.

---

*) Opferpriester.

Das Erndtefeſt wurde auf eine ähnliche Weiſe mit Trinken begangen, doch wechſelten einige Gebräuche nach Maßgabe wie die Ernte gut oder ſchlecht ausgefallen war. Nach einer geſegneten Ernte ermahnte der Prieſter das Volk, die Götter in Ehren zu halten und durch ſtrenge Beobachtung ihrer Gebote ſich dankbar für den Segen der Felder zu beweiſen. Bei einem Mißwachs aber bekannte er im Namen der Anweſenden, daß ſie die Strafe mit ihren Sünden verdienet hätten, und bat die Götter, daß ſie das nächſte Jahr gnädiger ſeyn möchten. Darauf mußte jeder ein gewiſſes Maß Getreide als Buße und Sühnopfer für ſeine Sünden geben, wofür Bier angeſchafft wurde, welches die Anweſenden den Göttern zu Ehren tranken. Dazu brachten dann die Weiber friſchgebakkenes Brot, von dem neugeernteten Getreide.

Ein drittes Feſt, welches dem Gott Kurcho zu Ehren mit Schmauſen, Trinken, Lobgeſängen und Tanzen gefeiert wurde, galt zwar auch der Ernte, doch auch zugleich dem Segen in andern Nahrungszweigen und ſcheint ein Hauptvolksfeſt geweſen zu ſeyn, welches wahrſcheinlich alle Bewohner einer Landſchaft bei dem Opferaltar des Gottes gemeinſchaftlich feierten. Da Fröhlichkeit und Luſt in dem Götterdienſte der Preußen vorherrſchend waren und der Glaube, daß die Götter nur mit frohem Herzen verehrt ſeyn wollten, feſt bei ihnen ſtand, ſo haben ſie wahrſcheinlich auch allgemeine Volksfeſte zu Ehren ihrer drei Hauptgötter gehabt; doch iſt davon keine Nachricht bis auf uns gekommen.

Zur Abwartung des Götterdienſtes waren mehrere Klaſſen von Prieſtern vorhanden, die ein gemeinſames Oberhaupt den Kriwe Kirwaito hatten. Dieſer

war aber zugleich der oberste Richter und Gesetzgeber, und alle Gebote, die er im Namen der Götter erließ, mußten unweigerlich erfüllt werden. Das Volk glaubte, daß er mit den Göttern unmittelbar selbst spräche. Er war dem Volke so selten sichtbar, daß es für ein großes Glück galt, ihn einmal gesehen zu haben. Ein Fremder durfte ihm niemals nahen, sondern mußte, wollte er Rath oder Auskunft von ihm haben, ihn durch andere Priester befragen lassen und fern von des Oberpriesters Aufenthalt die Antwort erwarten. Der Kriwe wurde von der vornehmsten Priesterschaft aus ihrer Mitte auf Lebenszeit gewählt. Die Wahl fiel stets nur auf einen bejahrten Mann, der, so wie die übrigen vornehmsten Priester, die zu Romowe wohnten, unverehelicht seyn mußte. Mehrere Kriwen sollen sich, um ihr Andenken bei dem Volke heilig zu erhalten und dasselbe mit den Göttern zu versöhnen, freiwillig selbst auf einem Scheiterhaufen verbrannt haben.

Die übrigen Priester wurden zwar mit dem Gesammtnamen Waidelotten, dies heißt, Wissende, Seher, Wahrsager, benannt, doch waren sie sowohl ihren Verrichtungen als ihrem Range nach sehr verschieden und hatten dieser Verschiedenheit gemäß auch besondere Namen. Die vornehmsten waren ohne Zweifel diejenigen, welche stets in der Nähe des Kriwe lebten und das Recht hatten, ihn zu wählen. Wahrscheinlich wurden sie nur aus gewissen angesehenen Geschlechtern genommen und bildeten den Rath des Kriwe. Ihr Name ist von keinem alten Schriftsteller aufbewahret worden. Ihnen zunächst standen die Siggonen oder Siggonoten, das heißt die Segnenden, denen wahrscheinlich die Aufsicht über die heiligen Haine

und die Annahme der Opfergaben oblag. Dann folgten die Wurskaiten, die sich hauptsächlich mit den Opfern beschäftigten. Die auf diese genannten folgenden Priesterklassen, als die Tulissonen und Ligaschonen, Kranken- und Leichenpriester, Swalgonen, Hochzeitpriester, Puttonen, die aus dem Schaume des Wassers, Wejonen, die aus den Winden, Swakonen, die aus der Flamme und dem Licht, Burtonen, die aus geworfenen Loosen wahrsagten; dann die Pustonen, die durch Anhauchen Wunden und Ausschläge heilten, die Saitonen, die sich selbst verwundeten, um die Götter zu versöhnen, u. a. m. waren bei weitem niedriger im Range und lebten in dem Volke zerstreut umher.

Außerdem gab es auch Waidelottinnen, Priesterinnen, die so wie die Priester des vornehmen Ranges, unvermählt bleiben mußten. Unter ihnen waren Wahrsagerinnen, die in einem sehr großen Ansehen standen und, gleichwie die weissagenden Frauen bei den alten Deutschen, eine beinahe göttliche Verehrung genossen. Ihren Aussprüchen glaubte das Volk unbedingt, und was sie im Namen der Götter geboten, ward unweigerlich befolgt, wovon die alten Chroniken folgendes merkwürdige Beispiel erzählen.

Das Galinderland, im Süden von Preußen gelegen und von Masovien, Sudauen, Barten, Ermland und Kulm begrenzt, war einst so stark bevölkert, daß es seine Einwohner nicht mehr zu ernähren vermochte. Da wurden die Hausväter unter sich einig, alle weiblichen Kinder, die binnen einer gewissen Zeit geboren werden würden, zu tödten, um auf diese Weise der Zunahme der Bevölkerung ein Ziel zu setzen. Damit waren aber die Mütter übelzufrieden und erdachten Auswege, um ihre neugeborenen Töchter beim Leben

zu erhalten. Als die Männer bemerkten, daß Mutterliebe den grausamen Befehl zu umgehen wußte, da wurden einige von ihnen so ergrimmt, daß sie den Frauen die Brüste abschnitten, damit sie nimmer wieder sollten Kinder säugen können. Geschreckt und empört durch solche Mißhandlung, nahmen die Frauen ihre Zuflucht zu der Priesterin, die in ihrem Lande als eine den Göttern vertrauete Prophetin in hohem Ansehen stand, und baten sie um Abhilfe ihrer Noth. Die Priesterin ließ die Häupter des Volkes zu sich berufen und kündigte ihnen an: die Götter wollten es, daß alle streitbare Mannschaft des Galinderlandes ohne alle Waffen in das benachbarte Christenland einbrechen und es verheeren sollte. Die Galinder gehorchten diesem Befehl, verwüsteten das Nachbarland und zogen mit großer Beute heim. Aber auf dem Rückwege wurden sie von den Christen, die sich mittlerweile zusammengeschaart hatten, überfallen und, da sie ohne Waffen keinen Widerstand leisten konnten, bis auf den letzten Mann erschlagen; das wehrlose Land aber blieb der Rache der Christen überlassen, die es so völlig verwüsteten, daß es von der Zeit ab verödet lag. Die Sage mag an dieser Begebenheit manches übertrieben haben; daß aber die Hauptsachen sich wirklich so zugetragen haben, bestätigen mehrere untrügliche Anzeigen.

IV. Charakter, Sitten und Lebensweise der alten Preußen.

Die alten Preußen waren ein deutscher Volksstamm, der sich stets von der Vermischung mit den benachbarten Slavenvölkern frei gehalten hatte; daher auch die auffallende Aehnlichkeit zwischen den Sitten und der Lebensweise der alten Preußen, zur Zeit der Ankunft des deutschen Ritterordens, und der alten Deutschen, als die Römer auf der rechten Rheinseite festen Fuß faßten. Die Preußen waren ein kräftiger, hoch und schlank gewachsener Menschenschlag, mit rother frischer Gesichtsfarbe, blauen Augen, langen goldgelben Haaren und einer blendend weißen Körperfarbe. Sie genossen einer festen Gesundheit und erreichten in der Regel ein hohes Alter. Ihre Kleidung war einfach und nicht kostbar. Die Männer bekleideten sich mit einem Rocke von Linnen oder weißem Wollentuche, der bis an's Knie reichte und mit einem Gürtel zusammengehalten wurde. Im Winter diente ihnen auch Pelzwerk zur Kleidung, womit auch der Kopf gegen die Kälte geschützt ward, der, sowie Hals und Brust, im Sommer unbedeckt blieb. Lange, weite Beinkleider verhüllten die Schenkel, und zur Fußbekleidung dienten Sohlen von rauhem Leder oder Baumbast. Die Frauen trugen lange leinene Gewänder von grauer Farbe, die bis an die Knöchel reichten, die Arme und die Brust aber bloß ließen. Uebrigens waren beide Geschlechter doch nicht gleichgiltig gegen den Putz, sondern schmückten sich gern mit Ringen, Armbändern, Spangen, Schnallen, Ketten von Messing oder auch von edlen Metallen, und die Bernsteinschnüre scheinen ein ganz gewöhnlicher Schmuck der Frauen gewesen zu seyn.

Als die Masovier den Preußen zinsbar wurden, da mußten sie auch buntfarbige Kleider liefern; daher haben wenigstens die vornehmeren Stände auf schöne Kleider schon einen Werth gesetzt.

Die Wohnungen der alten Preußen waren zwar ohne Schmuck, doch von gezimmertem Holze oder von Steinen erbaut. Städte hatten sie noch nicht, wohl aber wohnten sie in Dörfern bei einander und die Vornehmeren in geräumigen, nicht selten festen Burgen.

Einfach doch nahrhaft war die Kost der alten Preußen. Sie genossen das Fleisch von zahmen und wilden Thieren, Milch- und Mehlspeisen, Fische; Gartengewächse scheinen ihnen ganz unbekannt gewesen zu seyn. Daß sie das Kochen und Braten nicht verstanden haben sollen, ist eine von den vielen Unwahrheiten, deren sich die alten Schriftsteller in Betreff dieses Volkes schuldig gemacht haben, deren Grundlosigkeit aber durch viele Thatsachen erwiesen ist. Brot und Kuchen wußten sie ebenfalls zu backen. In ihrer Liebe zu starken Getränken gleichen die Preußen den übrigen deutschen Völkern. Schon in sehr frühen Zeiten verstanden sie die Kunst, Bier zu bereiten, dann brauten sie Meth, welches das allgemeinste Getränk bei ihnen gewesen zu seyn scheint; endlich verfertigten sie auch aus gegorener Milch und Rinderblut ein berauschendes Getränk, welches aber nur die Vornehmen und Reichen bei festlichen Mahlen genossen.

Zu Hause führten die Preußen eine Lebensweise nach Art der Erzväter. Gesetz und Sitte gestatteten ihnen, drei Frauen zu nehmen; doch haben wohl nur die Vornehmeren sich dieses Rechtes bedient, und eine darunter war stets die oberste, die größere Rechte genoß als die anderen und für die eigentliche Ehefrau

gehalten wurde. Sowohl über die Frauen, als auch über seine Kinder hatte der Hausvater eine unbeschränkte Gewalt, daher ihm denn auch die Töchter von ihren Freiern mit Geschenken an Vieh oder Getreide abgekauft werden mußten. Die Frauen aßen nicht mit den Männern an einem Tische, sondern mußten die männlichen Hausgenossen und Gäste bedienen; doch wurde die erste Frau, die gewöhnlich aus vornehmerem Stamme war, besser als die anderen gehalten, die ihr als Mägde dienen mußten.

Die Hochzeitsgebräuche der alten Preußen deuten auf ihren Sinn für Häuslichkeit, und einige beweisen ihre richtige Ansicht von dem Zweck des Ehestandes und der Bestimmung der Hausfrau. War die Heirath durch Ueberreichung des Kaufpreises an den Vater und der Geschenke an die Braut fest gemacht, so versammelte die letztere ihre Freundinnen und stimmte mit ihnen ein Klagelied an; sie beweinte, daß sie ihre Eltern nicht mehr pflegen, das Feuer auf dem heimathlichen Heerde nicht mehr unterhalten könne. Die Freundinnen trösteten sie. Darauf sandte der Bräutigam einen Wagen, um die Braut heimzuführen. Sobald sie die Grenze ihres künftigen Wohnorts erreicht hatte, kam ihr ein Mann entgegen, der in der einen Hand einen lodernden Feuerbrand, in der anderen eine Kanne mit Bier hielt. Er umkreiſete dreimal den Wagen, überreichte der Jungfrau dann das Getränk und sagte zu ihr: „Bewahre fortan das Feuer in deinem eigenen Hause, wie du es sonst in deines Vaters Hause gethan hast.“ Sobald der Wagen vor des Bräutigams Hause angelangt war, warf sich der festlich geschmückte Fuhrmann, preußisch Kelleweſe genannt, vom Pferde und eilte, um einen Stuhl zu erreichen, der im Hause stand und auf

dem ein Polſter und ein blaudurchwirktes Tuch lag. Gelang es ihm, ſich auf den Stuhl zu ſetzen — was die anderen Hochzeitgäſte zu verhindern ſtrebten — ſo erhielt er das Tuch, mißlang es ihm, Schläge von allen Gäſten. Nun ward die Braut vom Wagen gehoben, auf den Stuhl geſetzt, den der Kelleweſe verlaſſen mußte, und erhielt dann abermals einen Becher mit Bier. Darauf wurde ſie an den Feuerheerd geführt, wo ihr die Hausgenoſſen die Füße wuſchen und mit dem Waſſer die Gäſte, das Brautbett, das Vieh und alles Hausgeräthe beſprengten. Dann beſtrichen ſie ihr den Mund mit Honig, verbanden ihr die Augen und führten ſie im Hauſe umher. An jede Thüre mußte ſie mit dem Fuße ſtoßen, die ſich dann öffnete, wobei einer der Gäſte, der mit einem Sacke voll verſchiedener Getreidegattungen hinter ihr ging, an jeder Schwelle ſie mit Getreide beſtreuete und ihr zurief: „Die Götter werden dir von Allem die Fülle geben, wenn du gleich unſeren Vätern im Glauben an ſie beharreſt.“ Nach Beendigung dieſer Zeremonie ging es zum Schmauſe, dem ein Tanz folgte, der bis zum ſpäten Abend währete. Nach dem Tanze ſchnitt eine Freundin der Braut die Haare ab und ſetzte ihr einen mit einem weißen Tuche umnäheten Kranz auf, den ſie ſo lange trug, bis ſie den erſten Sohn geboren hatte. Sobald die Braut mit dem Kranze gezieret war, brachten die Gäſte ſie mit Schlägen zu Bette und führeten dann den Bräutigam zu ihr. Dem Brautpaar wurden ſodann ein gebratener Hahn, auch Bocks- und Bärenvieren zum Speiſen gebracht, um dadurch die Fruchtbarkeit der Ehe zu befördern.

Nicht weniger eigenthümlich waren die Gebräuche der alten Preußen bei den Kranken und bei den Be-

gräbnissen Verstorbener. Fiel Jemand in eine schwere Krankheit, so erschien ein Priester, der Tag und Nacht des Kranken wartete, ihn tröstete und täglich eine gewisse Anzahl Gebete und Segensprüche aussprach. Erfolgte während zwei Monaten keine Besserung, dann wurde ein Gelübde zur Versöhnung der Götter gethan. Half auch dieses Mittel nicht, dann holte der Priester Asche von dem heiligen Feuer, welches unter der Göttereiche brannte, und gab sie dem Siechen ein. Ward auch dadurch die Genesung nicht erlangt, so hielten die Angehörigen und Freunde des Kranken einen Rath, und waren sie einstimmig, daß keine Herstellung mehr zu hoffen sey, so erstickte der Priester den Leidenden mit einem Kissen, um seiner Qual ein Ende zu machen, da der Glaube allgemein war, daß die Götter ihren Verehrern nur ein schmerzloses Daseyn bestimmt hätten.

Die Begräbnisse wurden dem Stande und Vermögen des Verstorbenen gemäß mit mehrerer oder minderer Feierlichkeit vollzogen. Starb ein vornehmer Preuße, so legten die Angehörigen den Leichnam bis zum Tage des Begräbnisses bei Seite. Sie verstanden die Kunst, den Körper mehrere Monate lang gegen die Verwesung zu sichern, und so lange währete es gewöhnlich von dem Todestage bis zum Begräbniß. Am Bestattungstage wurde der Leichnam gewaschen, mit weißen Kleidern angethan und auf einen Stuhl gesetzt. Freunde und Verwandte des Verstorbenen umgaben ihn und hielten ein Zechgelag, wobei sie dem Todten zutranken, ihm Vorwürfe machten, daß er sie verlassen habe, und ihm Grüße an früher verstorbene Freunde auftrugen. Darauf zogen sie ihm andere Kleider an, gürteten ihm ein Schwert oder langes Messer um den Leib und gaben ihm Geld (eine Frau erhielt Nadel und

Zwirn) mit auf den Weg. Sie brachten nun den Leichnam auf einem Wagen nach dem Bestattungsplatz, ritten mit gezogenen Schwertern und geschwungenen Keulen nebenher und verscheuchten durch Geschrei und Hiebe in die Luft die bösen Geister; die Weiber aber folgten dem Leichenzuge mit großem Wehklagen bis zur Grenze des Dorfes. Darnach begann ein Wettrennen zu Pferde zur Ehre des Verstorbenen, wobei seine Hinterlassenschaft — doch wahrscheinlich nur ein Theil seiner beweglichen Habe — zum Preise ausgesetzt wurde. Auf dem Begräbnißplatz war ein Scheiterhaufen errichtet, auf welchem der Leichnam nebst seinen Waffen und anderen Gebrauchstücken, deren er sich während seines Lebens bedient hatte, auch Jagdvögel und Jagdhunde, Rosse und sogar Knechte und Mägde gelegt und verbrannt wurden. Während die Flamme des Scheiterhaufens emporloderte, umstanden ihn Priester, die Tulissonen oder Ligaschonen genannt wurden, mit brennenden Fackeln in den Händen, priesen die Thaten des Verstorbenen und riefen, daß sie ihn am Himmel auf einem schönen Rosse, mit glänzenden Waffen geschmückt, einen Jagdvogel auf der Faust, in die andere Welt einreitend sähen.

Wenn der Leichnam verbrannt war, sammelten seine Freunde die Asche und übriggebliebenen Gebeine in einen irdenen Aschentopf und setzten sie nebst einigen Münzen und Schmucksachen von Metall oder Bernstein, und gewöhnlich auch ein Gefäß mit Bier, in den Grabhügel bei. Im Grabhügel war der Raum, in welchem der Aschenkrug stehen sollte, von Steinen künstlich zusammengefügt und wurde nach der Beisetzung mit großen flachen Steinen bedeckt und mit Erde beschüttet. Mit dieser Bestattung war die Sorge um den

Todten noch nicht beendet. Dreißig Tage lang besuchte die Wittwe, acht Tage lang der Wittwer den Grabhügel, um dabei zu klagen und zu weinen und über den Verlust des Verstorbenen zu trauern. Dann wurde am dritten, sechsten, neunten und vierzigsten Tage am Grabhügel ein Todtenmahl gehalten, zu welchem der Verstorbene eingeladen und Speise und Trank für ihn hingesetzt ward. Der Jahrestag der Bestattung wurde gleichfalls mit einem feierlichen Todtenmahle begangen.

Bei der Bestattung der Todten geringeren Standes ging es nicht so feierlich zu, denn Wettrennen und andere kostspielige Ehrenbezeigungen mußten wohl wegfallen; doch wurde der Leichnam ebenfalls verbrannt, auch in einem Aschenkrug, doch nur in einem bloßen Sandhügel, beigesetzt und ihm etwas von dem Geräthe, womit er sich während seines Lebens beschäftiget hatte, mitgegeben. Die Preußen glaubten an eine Fortdauer nach dem Tode und daran, daß jeder in dem jenseitigen Leben die Beschäftigungen, die er in diesem Leben getrieben, fortsetzen und überhaupt dort in den nämlichen Verhältnissen leben würde wie hier. Der feste Glaube der alten Preußen an die Fortdauer nach dem Tode und an Lohn oder Strafe in einem anderen Leben, und die ehrfurchtsvolle und liebevolle Feier des Andenkens ihrer Todten stellt sie uns als ein gemüthvolles Volk dar, welches sich der Beschränkung der stumpfsinnigen Thierheit längst entrungen hatte und zum Bewußtseyn seines geistigen Lebens gelangt war.

Ueberhaupt zeigte dieses Volk in seinen Sitten und in seiner Denk- und Handlungsweise viele Züge einer schönen Menschlichkeit, und einstimmig preisen alle älteren Schriftsteller die Tugenden desselben. Die Preußen waren von Natur gutmüthig und friedfertig

und lebten mit ihren Nachbarn so lange in Friede und Freundschaft, bis diese durch unaufhörliche Neckereien und durch offenbare Versuche, sie zu unterjochen, sie aufbrachten. Da zeigte sich freilich das schwer beleidigte Volk in seiner Rache so furchtbar, als es früher sanft und verträglich gewesen war; und nachdem die Nothwehr ihm einmal die Waffen in die Hände gegeben, nachdem das Nachbarvolk seine Heiligthümer entweiht, seinen Frieden gestört hatte, da beschränkte es sich nicht auf die Vertheidigung des eigenen Heerdes, sondern that selbst Raubzüge und wurde den Polen eine blutige Geißel.

Schon in uralten Zeiten trieben die Preußen den Ackerbau fleißig, und ihre Betriebsamkeit und Emsigkeit wird von alten Schriftstellern gerühmt. Außerdem machten die Viehzucht, die Fischerei und der Handel ihre Nahrungsquellen aus. Im häuslichen Leben waren sie nicht weniger fleißig, und sowohl die Männer als die Frauen beschäftigten sich, wenn es außer dem Hause keine Arbeit gab, mit Flachs- und Wollespinnen. Trägheit und Müßiggang wurde überhaupt für entehrend gehalten; den Arbeitsscheuen traf bei ihnen allgemeine Verachtung.

Mitleid und Wohlthun haben die Preußen vor allen Völkern gezeigt und geübt. Das selbst in den christlichen Ländern geltende grausame Strandrecht wurde an der preußischen Küste nicht geübt, wo vielmehr der Schiffbrüchige oder von Seeräubern Verfolgte liebevolle Hilfe und kraftvollen Schutz fand. Im ganzen Lande gab es keine Bettler, denn der Dürftige, der sich durch seine Arbeit nicht mehr nähren konnte, erhielt in jedem Hause, wo es ihm einzukehren gefiel, Speise und Trank und arme Greise wurden von Haus zu Haus verpflegt.

Die Gastfreundschaft wurde bei ihnen besonders hoch in Ehren gehalten und mit großer Vorliebe geübt. Der einkehrende Fremdling galt für ein von den Göttern zugesendetes Glück und ward mit Freuden empfangen; konnte er aber den Namen des Wirthes nennen, so stand ihm alles zu Gebot, was das Haus vermochte, und er durfte bleiben, so lange als es ihm gefiel. Für die Sicherheit seines Gastes zu sorgen, war des Wirthes heiligste Pflicht. Eine Beleidigung des Gastfreundes ward unerbittlich mit dem Tode bestraft, weil dadurch Undankbarkeit für eine von den Göttern verliehene Gunst begangen war. Die Sitte wollte es, daß alle Hausgenossen, männliche sowohl als weibliche, dem Gast zutrinken mußten und zwar in der Art, daß Jeder ein mit Getränk gefülltes Gefäß leerte und auf's Neue gefüllt dem Gast überreichte, der es denn auch leerte. Dieses wurde so lange wiederholt, bis der Wirth und seine Hausgenossen sowohl als der Gast völlig berauscht waren. Für eine arge Verletzung der Gastfreundschaft würde es gehalten worden seyn, wenn der Gast oder einer der Hausgenossen nüchtern geblieben wäre. Wegen ihrer Gastfreundschaft wie wegen ihrer Menschenfreundlichkeit und Milde gegen Nothleidende standen die Preußen zu allen Zeiten bei den Ausländern in einem guten Rufe. — Auch noch andere Tugenden, als Gottesfurcht, Treue gegen ihre Freunde, Ehrfurcht gegen das Alter, Liebe und Anhänglichkeit für ihre Angehörigen, Keuschheit und ehrliche Treue, waren diesem Volke eigen, von welchem christliche Schriftsteller bekennen, daß sich viel Rühmenswerthes von ihm sagen lassen würde, wenn es dem Christenglauben zugethan wäre.

V. Die Staats- und Kriegsverfassung der alten Preußen.

Preußen war zu der Zeit, als der deutsche Orden den großen Bekehrungskrieg begann, in folgende eilf völlig von einander unabhängige Landschaften eingetheilt, als: das Kulmerland, Pamesanien, Pogesanien, Ermland, Natangen, Barten, Galinden, Sudauen, Samland, Nadrauen und Schalauen. Jede dieser Landschaften hatte einen Landesfürsten als Oberhaupt, Reiks genannt, der aber nur eine sehr beschränkte Machtfülle besessen zu haben scheint. Ihm lag die Pflicht der Landesvertheidigung ob und er war, wenn er durch seine persönlichen Eigenschaften sich dazu eignete, der oberste Heerführer im Kriege; im Frieden besaß er die vollziehende Gewalt und sorgte für die Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung im Innern, doch wahrscheinlich nur mit Zuziehung der Volksgemeinde oder wenigstens der Angesehensten aus dem Volke. Ob die Würde des Reiks erblich war oder durch Wahl übertragen wurde, ist nicht bekannt; wahrscheinlich galt die Erbfolge, da doch große Landbesitzungen nur allein es waren, wodurch der Reiks sich als ein Volkshaupt bei Ansehen erhalten konnte. Die Gesetzgebung stand dem Oberpriester zu, der im Namen der Götter befahl und die oberrichterliche Gewalt bekleidete. Wenn er einen seiner Unterpriester mit einem Stabe im Lande umhersandte und seine Befehle verkündigen ließ, so leistete Jedermann ohne Widerrede Gehorsam. *) Die Reiks besaßen in

*) Voigt, Gesch. Preußens 1. B. S. 514. u. f., nimmt an, daß jede Landschaft ihren eigenen Kriwe, — den er aber Griwe nennt — gehabt habe; ja er vermuthet sogar zwei Kriwen: einen als Richter und einen für den Gottesdienst.

ihren Gebieten große Erbgüter, doch scheinen sie außerdem keine Einkünfte gehabt zu haben, wenn nicht vielleicht durch freiwillig ihnen dargebrachte Geschenke, denn das Volk bezahlte keine Abgaben. Alle eilf Landschaften wurden durch das Band einer gemeinsamen Landesreligion zusammengehalten, denn alle verehrten die nämlichen Götter auf die gleiche Weise.

Außer den Reiks gab es auch noch angesehene Volkshäupter und Adelige, die aber wohl eben so wenig als einst bei den alten Deutschen Vorrechte auf Kosten des Volks genossen haben. Ein größerer Landbesitz, stattlichere und gewöhnlich befestigte Wohnungen und die Mundschaft über die Hintersaßen, denen sie Grundstücke verliehen hatten, mögen die erheblichsten Vorzüge gewesen seyn, die ihnen eingeräumt worden sind. Außerdem hatten alle freie Grundbesitzer gleiche Rechte.

Einfach und dem Bildungszustande des Volks angemessen waren die Gesetze, die der Kriwe im Namen der Götter gab. Die Furcht vor den Göttern

---

Bei aller Verehrung, die wir für diesen geistreichen Geschichtsforscher hegen, können wir hier seine Meinung nicht theilen, da folgende wichtige Beweise dagegen sprechen. Einmal kennt Dusburg, welcher doch nur etwa vierzig Jahre nach der völligen Eroberung des Landes seine Chronik schrieb, nur einen Kriwe; und diesem Geschichtschreiber hätte es wohl kaum entgangen seyn können, wenn in jeder Landschaft ein Kriwe vorhanden gewesen wäre. Ferner Bischof Christian, der die bürgerliche und religiöse Verfassung Preußens kannte, ehe noch der deutsche Orden in's Land kam, wußte gleichfalls nur von einem Kriwe, wie aus Lucas David erhellet, der aus Christians Chronik seine Nachrichten über den Götterdienst und die Verfassung in Preußen geschöpft hat. Endlich: wo war ein Band, welches die preußischen Volksstämme zusammengehalten hätte, wenn es nicht das priesterliche Oberhaupt gewesen wäre?

verlieh den Gesetzen Kraft, doch wurde ihre Uebertretung auch sehr streng bestraft. Einen Ehemann, der eine Jungfrau entehrte, verdammte das Gesetz von Hunden zerrissen zu werden. Sonst erlitt der Ehebrecher und die Ehebrecherin den Feuertod, ihre Asche ward umher zerstreut, und ihre Nachkommen durften nie ein Priesteramt bekleiden. Wer ein Weib oder eine Jungfrau auf eine unsittliche Weise betastete, der erlitt den Feuertod, sobald die Beleidigte darauf bestand. In eine gleiche Strafe verfiel ein Weib, das ihrem Mann die eheliche Pflicht versagte, und eben so eine bejahrte Frau, die ihren Mann verläumdete, eine junge aber erhielt dafür Ruthenhiebe. Schlug eine Frau ihren Mann, so schnitt man ihr die Nase ab und sie verlor alles Recht im Hause. Kranke oder gebrechliche Kinder oder Hausgenossen durfte der Hausvater verbrennen oder auf eine andere Weise umbringen, weil die Götter nur gesunde fröhliche Diener haben wollten. Ein Mord wurde mit dem Tode bestraft und konnte nicht anders als mit Blut gesühnet werden. Ein Dieb wurde bei dem ersten Diebstahl, den er beging, mit Ruthen gepeitscht, bei dem zweiten mit Knitteln geschlagen, bei dem dritten aber mit Hunden zerrissen.

Die Kriegesverfassung der Preußen glich in den wesentlichsten Stücken der altgermanischen. Was dort der Fürst oder Herzog, war hier der Reiks, der im Kriege eben so unumschränkt gebot als jener. Hier wie dort wurde der Heerführer zuweilen gewählt, wenn der Landesfürst nicht selbst den Heeresbefehl übernehmen konnte, hier wie dort gab es Geleitschaften, die unabhängig von der Gesammtheit des Volkes Kriegeszüge unternahmen, und wenigstens in früheren Zeiten hat-

ten die Preußen gleich den Deutschen ohne Zweifel auch ihre Wehrmannei.

Zur Zeit der Ankunft des deutschen Ordens hatte Preußen eine starke Bevölkerung, und da jeder freie und gesunde Mann auch verpflichtet war, erforderlichen Falls im Felde zu erscheinen, so konnten große Heere aufgebracht werden. Nach einer glaubwürdigen Nachricht konnte die Landschaft Samland, noch keineswegs die größeste, viertausend Reiter und vierzigtausend Mann Fußvolk aufbringen; ja von einem einzigen Dorf des Gebietes Bethen wurden fünfhundert streitbare Männer gestellt. Diese Kriegesmacht würde jedem Feinde furchtbar geworden seyn, wenn alle Landschaften zu einem gemeinsamen Kampfe sich vereiniget hätten; so aber stritt jede für sich und nahm keinen Theil an den Kriegen der Stammverwandten, so lange sie nicht selbst angegriffen wurde. Nur selten vereinten sich zwei oder drei Landschaften zu gemeinschaftlicher Bekämpfung eines Feindes, und solches doch gewöhnlich auch nur für einen Kriegeszug. Dieses Vereinzeln zeigt sich bei allen Völkern deutschen Stammes und in allen Zeiträumen der Geschichte, so gut jenseits der Pyrenäen und am Rhein, wie an der Ostsee; kein deutscher Volksstamm kümmert sich um das Schicksal des benachbarten befreundeten, sondern sieht ruhig der Unterjochung desselben zu und wartet ab, bis ihn dasselbe Loos trifft. Vereinigte in seltenen Fällen einmal die gleiche Gefahr mehrere deutsche Völker zur Bekämpfung des gemeinsamen Feindes, so gingen sie auch stets als Sieger aus dem Kampfe.

Die Heeresmacht der Preußen bestand aus Reitern und Fußvolk, doch war das letztere zahlreicher und auch den Feinden furchtbarer. Die eigenthümlichen und

älteſten Waffen der Preußen beſtanden in einer langen am dicken Ende mit Blei gefüllten Schwungkeule; dann in kleinen Wurfkeulen, deren jeder Krieger mehrere im Gürtel trug; endlich in einem Streithammer von Stein oder Eiſen. Später bedienten ſie ſich auch des Wurfſpießes, der Armbruſt und des Schwertes und in dem Kriege mit dem deutſchen Orden lernten ſie den Gebrauch der Lanze und des Schildes kennen.

Bevor ein Heer gegen den Feind auszog, wurden die Götter um den Ausfall des Feldzuges befragt, welches auf folgende Weiſe geſchah. Ein Gefangener wurde an einen Baum — welches aber keine Eiche ſeyn durfte, — gebunden, und ein Krieger ſchoß ihm einen Pfeil oder einen Wurfſpieß in's Herz. Spritzte das Blut raſch und in Fülle, ſo war dieſes eine Vorbedeutung des glücklichen Ausganges; floß es aber nur langſam und ſpärlich, ſo wurde ein unglücklicher Ausfall befürchtet.

Die Preußen haben ſich in dem Kriege mit dem deutſchen Orden und ſchon früher mit den Polen bei vielen Gelegenheiten als tapfere Streiter bewieſen, denen es weder an Muth noch an Ausdauer fehlte; doch hielten ſie die Flucht nicht für ſchimpflich, ſobald die Ueberlegenheit des Feindes den Sieg unmöglich machte. Oft war ihre Flucht auch nur verſtellt, um den Feind in einen Hinterhalt zu locken. Mehr als in offener Feldſchlacht bewirkten ſie durch Ueberfälle, Hinterhalte und theilweiſe oft wiederholte Angriffe, und an Kriegesliſten waren ſie ihren Gegnern ſtets überlegen.

Im Vertheidigungskriege bewieſen ſie eine große Geſchicklichkeit und viele Ausdauer. Durch Verhaue, Verſchanzungen und einſichtsvolle Benutzung der Vortheile, die ihnen eine waldige oder moraſtige Gegend

darbot, wußten sie dem Feinde jeden Fuß breit Erde streitig zu machen, und die vielen in ihrem Lande befindlichen Burgen vertheidigten sie mit einer großen Beharrlichkeit. Bei der Belagerung feindlicher Burgen bedienten sie sich schon der Belagerungsmaschinen, die sie doch wohl nur im Kriege mit den deutschen Ordensrittern hatten kennen lernen. Auch schützten sie sich gegen die Ausfälle der Belagerten durch aufgeworfene Verschanzungen.

Wenn ein Heer aus einem Feldzuge siegreich heimkehrte, so wurde einer der vornehmsten Gefangenen den Göttern geopfert. Er wurde in voller Rüstung auf sein Roß gesetzt und dieses mit den Füßen an vier Pfählen fest gebunden. Darauf ward Roß und Mann mit einem Holzstoß umgeben und dieser angezündet. Doch scheinen die Menschenopfer nur selten gebracht worden zu seyn. Die heimgebrachte Beute wurde in drei Theile getheilt: den einen Theil erhielten die Götter, den anderen die Priester, den dritten die Krieger, die den Raub dem Feinde abgewonnen hatten.

VI. St. Adalbert, der Preußen Apostel.

Der heilige Adalbert war der erste, der es versuchte, am Gestade der Ostsee den Samen des göttlichen Worts auszustreuen und den heidnischen Preußen die beseligende Christuslehre zu verkündigen. Ihm gelang diese fromme Absicht zwar nicht und kostete ihm überdem das Leben, doch beförderte sein Tod den hohen Zweck, für den er sich geopfert hatte. Denn der Eifer frommer Christen wurde rege; das Land, in welchem der Gottesmann die Märtyrerkrone errungen hatte, dem Christenthume zuzuwenden, und Adalberts Name wirkte wie ein Zauberschlag auf Heidenbekehrer und Kreuzfahrer und lockte sie an die Küsten der Ostsee. Dieser Heilige hat daher eine wichtige Bedeutung in der preußischen Geschichte und seine Begebenheiten verdienen hier eine Stelle.

St. Adalbert, der ungefähr im Jahr 950 zu Lubik in Böhmen geboren wurde, war der Sohn eines Grafen, der mit dem böhmischen Herzogsstamme und mehreren Fürstenhäusern in naher Verwandtschaft stand. So wie sein Vater durch Reichthum und Macht vor allen böhmischen Großen hervorragte, so glänzte seine Mutter durch Frömmigkeit und Tugend unter den vornehmen Frauen, und Adalbert, der als Knabe den Namen Woyczech führte, zeichnete sich durch eine große Körperschönheit aus. Seine Eltern hofften, er würde durch die ihm eigene Anmuth sowohl, als auch durch die Hoheit seiner Abkunft, großes Glück an Fürstenhöfen machen, und ließen ihm nebst seinen fünf Brüdern eine Erziehung geben, die dieser Hoffnung angemessen war. Die glänzende Aussicht wurde aber verdunkelt, als Woyczech in eine schwere Krankheit

verfiel, die ihn dem Tode nahe brachte. Die bekümmerten Eltern, die ihn zu verlieren fürchteten, gelobten ihn für den Fall, daß er wieder genesen sollte, dem Dienst der Kirche, und als er wirklich genas, da erfüllten sie ihr Gelübde.

Sobald Woyczech das dazu erforderliche Alter erreicht hatte, wurde er in die weltberühmte Stiftsschule zu Magdeburg gegeben. Dort fand er an dem Erzbischofe Adalbert einen väterlichen Freund und ein begeisterndes Vorbild zu einem reinen gottergebenen Leben, und an dem gelehrten Otherich einen wackern Lehrer in den Wissenschaften. Woyczechs großer Fleiß und reine Frömmigkeit machten ihn bei dem Erzbischof und bei seinem Lehrer sehr beliebt, und ersterer ertheilte ihm die priesterlichen Weihen, wobei er ihm zugleich den Namen Adalbert beilegte, den der fromme Jüngling von nun an führte.

Nachdem im Jahr 981 der Erzbischof Adalbert von Magdeburg gestorben war, begab sich Adalbert nach Prag und nahm das Amt eines Subdiakonus an. Durch seinen Eifer bei dem Gottesdienst, durch seine Wohlthätigkeit gegen Nothleidende und Kranke und durch seinen erbaulichen Lebenswandel erwarb er sich eine allgemeine Verehrung bei Vornehmen und Geringen. Als daher im Jahr 983 der Bischof Diethmar von Prag starb, da wurde Adalbert einmüthig zum Bischofe erwählt.

Sobald er die päpstliche und kaiserliche Bestätigung erhalten hatte, trat Adalbert mit Freudigkeit und Eifer sein bischöfliches Amt an; doch fand er bei der Ausübung seiner Pflichten große Hindernisse. Bei der Geistlichkeit war eine große Sittenlosigkeit eingerissen, bei dem Volke herrschte die Vielweiberei, die Großen

waren der Völlerei und vielen anderen Laſtern ergeben. Der fromme Hirte wollte Zucht und Sitte herſtellen, ermahnte, ſtrafte und eiferte gegen die im Schwange gehenden Laſter; dadurch zog er ſich aber Haß und Verfolgungen zu und bewirkte mit ſeinen Strafen und Ermahnungen ſo wenig, daß er endlich, an der Beſſerung des verderbten Volks verzweifelnd, nach Jahres Friſt Prag verließ und zu Rom ſeinen Biſchofsſtab in die Hände des Papſtes zurückgab.

Von Rom aus wollte Adalbert eine Pilgerreiſe nach dem heiligen Grabe machen, und dazu hatte er auch eine beträchtliche Geldſumme von der Kaiſerin Theophania erhalten. Als er aber nach dem Kloſter Monte Caſſino kam, da gefiel ihm das einſame ſelbſtbeſchauliche Kloſterleben ſo ſehr, daß er für immer da zu bleiben beſchloß und alles, was er beſaß, unter die Armen und Kranken vertheilte. Doch die große Verehrung, die der fromme Mann in dem Kloſter zu Monte Caſſino genoß, machte ihm den Aufenthalt darin bald zuwider. Er wollte nicht beſſer als ein gewöhnlicher Mönch behandelt ſeyn; da ihm aber noch immer die einem Biſchofe gebührenden Ehrenbezeugungen erwieſen wurden, ſo verließ er endlich dieſen Aufenthalt und begab ſich zurück nach Rom, woſelbſt er in dem Kloſter des heiligen Alexius das Mönchsgewand annahm.

In Rom führte der gottesfürchtige Adalbert ein höchſt erbauliches Leben und ſuchte durch Demuth und Entbehrungen ſich des Himmels würdig zu machen. Er genoß die ſchlechteſten Speiſen, ſchlief auf der bloßen Erde, mit dem Haupte auf einem Steine ruhend, verrichtete die niedrigſten Arbeiten und übte die kirchlichen Pflichten mit der größeſten Strenge. Er hatte dabei

einen Genoſſen, den Mönch Gaudentius, der ſein vertrauter Freund war und alle frommen Uebungen mit ihm theilte. Auf ſolche Weiſe hoffte Adalbert ſeine Laufbahn zu vollenden und ſich der ewigen Seligkeit theilhaftig zu machen. Doch dieſes ſtille beſchauliche Leben, welches ihm ſo lieb geworden, war ſeine Beſtimmung nicht; er ſollte einen höheren Ruhm und die Märtyrerkrone erwerben, und darum wurde er aus ſeiner Einſamkeit wiederum hervorgezogen.

Die Klagen über den Verfall des Kirchenweſens in Böhmen waren bis zu den Ohren des Papſtes gelangt, der Adalberten den Befehl ertheilte, nach Prag zurückzukehren und ſein biſchöfliches Amt von Neuem zu übernehmen. Mit großem Kummer, doch ohne Murren, gehorſamte Adalbert und begab ſich im Jahr 993 wiederum nach Prag.

Groß war der Jubel des Volks, als er daſelbſt ankam, und die Bewohner von Prag empfingen ihn mit ſolchen Ehrenbezeugungen, daß ſein Einzug dem eines Königes glich, wiewohl der beſcheidene Mann barfuß und im ſchlechten Gewande einherging. Doch bald verkehrte ſich die Freude des großen Haufens in Unmuth, als der fromme Biſchof den gleichen Eifer und die nämliche Strenge gegen das Laſter blicken ließ, wie vor ſeiner Abreiſe nach Rom. Die Erbitterung gegen ihn nahm im Kurzen wieder überhand und ſtieg auf's höchſte bei einer Gelegenheit, wo die Unparteilichkeit des Biſchofs in den Augen der Böhmen in einem zweideutigen Lichte erſchien. Es hatte nämlich die Gattin eines angeſehenen Mannes mit einem Geiſtlichen die Ehe gebrochen, und ihre Schwiegerältern wollten ſie, der Landesſitte gemäß, enthaupten laſſen. Die Ehebrecherin bat den Biſchof aber um Schutz, und dieſer

wies ihr ein Kloster zur Freistätte an. Darüber entstand ein Aufruhr in Prag, und das Volk verlangte mit Ungestüm die Auslieferung der Verbrecherin. Vergebens suchte Adalbert das Volk zu beruhigen; es erbrach das Kloster, bemächtigte sich der Frau und ließ ihr den Kopf abschlagen.

Ueber diesen Frevel ergrimmt und überzeugt, daß es ihm nimmer gelingen werde, die wilden Böhmen zu bessern, legte Adalbert abermals seinen Hirtenstab nieder und ging im Jahre 995 wieder nach Rom, um dort als Mönch zu leben. Er nahm seinen Weg über Ungarn, und taufte in Gran in Gegenwart des Kaisers Otto III. den Prinzen und nachherigen König von Ungarn, Stephan den Heiligen. In Rom wurde er mit großen Freuden aufgenommen, und auf seinen Bericht von dem gottlosen Leben der Böhmen belegte der Papst dieses Volk mit dem Kirchenbann. Darüber wurden aber die Böhmen so erbittert, daß sie Adalberts Geburtsort überfielen, seine Brüder unter grausamen Qualen ermordeten und den Ort selbst verbrannten und bis in den Grund zerstörten.

Auf Bitten des Herzog Boleslaw von Böhmen und des Erzbischofs von Mainz hieß der Papst Gregor V. den Bischof abermals zu seinem Bischofsitz zurückkehren; doch gestand er ihm es zu, daß er, im Fall die Böhmen bei ihrer Zügellosigkeit und bei ihrem Hasse gegen ihn verharren würden, sie verlassen und zu den Heiden ziehen könnte, um denselben das Evangelium zu verkündigen. Adalbert begab sich nun über die Alpen, doch ging er zuerst nach Mainz an das kaiserliche Hoflager. Daselbst nahm der Kaiser ihn mit großer Hochachtung und Freundschaft auf und gewann ihn so lieb, daß er keinen Tag ohne ihn zubringen

konnte. Adalbert benutzte dieses Vertrauen, um den jungen Kaiser in seinem Glauben zu stärken und ihm auch gute Rathschläge in Regierungsangelegenheiten zu geben. Doch ließ er sich durch den vertraulichen Umgang mit dem Kaiser nicht zum Hochmuth verleiten, sondern unterzog sich den niedrigsten Arbeiten, und putzte sogar den kaiserlichen Bedienten in der Nacht, wenn sie schliefen, die Schuhe, um bei sich die Gesinnungen der Demuth aufrecht zu erhalten.

Von Mainz zog Adalbert nach Polen, und von da sandte er eine Botschaft an die Böhmen, um zu erforschen, ob sie ihn wieder annehmen und seinen kirchlichen Geboten Gehorsam leisten wollten. Als sie dazu sich nicht verstanden, da hielt er sich seiner Verpflichtung, den Bischofstuhl wieder einzunehmen, für entbunden und bereitete sich zu seinem Zuge unter die Heiden vor. Bevor er aber diese Reise antrat, begab er sich nach Ungarn, um daselbst die Neubekehrten im Christenthum zu befestigen. Dann kehrte er nach Krakau zurück, wo unterdessen der Herzog Boleslaw der Tapfere das Nöthige zu des Bischofs Reise hatte ausrüsten lassen. Adalbert erhielt von dem Herzoge ein Schiff nebst dreißig Bewaffneten und begab sich, von seinem treuen Freunde Gaudentius und dem Presbyter Benedikt begleitet, auf die Reise.

Adalbert fuhr mit seiner Begleitung die Weichsel hinab bis nach Danzig und stieg dort an's Land. Das Volk kam ihm schaarenweis entgegen, hörte begierig seine Predigten an, und eine große Menge empfing von ihm die Taufe. Er hielt daselbst die erste Messe, und nachdem er so den Samen des Christenthums ausgestreuet hatte, beschloß er, nach dem östlichen Preußen an die Bernsteinküste zu ziehen und dort den Heiden

das Evangelium zu verkündigen. Er schiffte sich abermals ein und fuhr den Weichselstrom hinab in's offene Meer. Mit einem günstigen Winde gelangte er in das frische Haff bis an eine Insel, die hart an der Küste von Samland lag. Daselbst landete er mit seinen beiden Gefährten, die bewaffnete Begleitung sandte er aber zurück, damit durch solche kein Mißtrauen gegen ihn erregt werden möchte.

Sobald die Bekehrer auf der Insel gelandet waren, kamen die Bewohner herbei, sie zu vertreiben. Adalbert blieb ruhig bei dem wilden Toben des Volkes und sang einen Psalm. Da gab ihm aber ein Heide mit dem Ruder eines Schiffes einen Schlag zwischen die Schultern, daß ihm der Psalter aus der Hand flog und er selbst zu Boden stürzte. Als er sich von diesem Schlage erholt hatte, da dankte er Gott, daß er gewürdigt worden wäre, um des Gekreuzigten willen zu leiden; dann aber verließ er die Insel und ging nach Samland über, um daselbst seinen heiligen Beruf zu erfüllen.

Der Tag, an welchem er den Boden von Samland betrat, war ein Sonntag. Als es Abend geworden war, nahm ihn der Herr eines Dorfes gastfrei auf und führete ihn nebst seinen Gefährten in seine Besitzung. Bald versammelte sich eine große Menge Volks um die Bekehrer und wollte ihre Herkunft und die Ursache ihrer Ankunft wissen. Adalbert sagte ihnen, daß er gekommen sey, sie von ihren Götzen abwendig zu machen und zur Erkenntniß des wahren Gottes zu leiten. Als die Heiden das höreten, erhoben sie ein großes Geschrei, schwangen ihre Keulen gegen ihn und stellten sich sehr ungebehrdig. Endlich kündigten sie ihm an, daß er nur durch eine schnelle Rückkehr sein Leben

retten könne, daß er aber, wenn er sich am folgenden Tage noch bei ihnen sehen lassen würde, unfehlbar getödtet werden solle.

Auf diese Drohung schifften sich die frommen Pilger noch in der Nacht ein, bestiegen einen kleinen Nachen, fuhren stromabwärts und landeten an einem anderen Orte der samländischen Küste, wo sie in einem Dorfe fünf Tage lang verweilten. Daselbst berieth Adalbert mit seinen Gefährten, ob es nicht besser sey, dieses hartnäckige Volk wieder zu verlassen und zu den Lutiziern zu ziehen, um diesen das Christenthum zu verkündigen. Wie die Legende berichtet, wurde Gaudentius durch einen Traum auf Adalberts Märtyrertod vorbereitet. Er erzählte ihn Adalberten, welcher der Märtyrerkrone begierig, vielleicht schon darum sich entschloß, bei den Preußen zu verharren.

Er zog mit seinen Gefährten landeinwärts und sang während des Wanderns Psalmen. Bis Mittag durchzogen die Wanderer einen dichten Wald, dann kamen sie auf ein freies angebauetes Feld. Hier las Gaudentius Messe und Adalbert nahm das heilige Abendmahl; sodann genossen die Reisenden einige Speise und legten sich zum Schlummer hin, um sich zur weiteren Reise zu stärken. Ohne es zu wissen, waren die Heidenbekehrer durch den heiligen Wald gegangen und auf das geheiligte Feld gekommen, welches zu betreten keinem Fremden erlaubt war. Sie wurden aus ihrem Schlafe durch ein wildes Geschrei aufgeschreckt. Die Heiden hatten sie gesehen und waren gekommen, die Entweihung des geheiligten Bodens zu rächen. Adalbert und seine Gefährten wurden ergriffen und gegeißelt, und die Heiden rüsteten sich, sie zu tödten. Als der fromme Bischof so gemißhandelt bei sei-

nen Gefährten ſtand, da ſprach er ihnen Muth ein und rühmte es als ein großes Glück, daß es ihnen vergönnet ſey, zur Ehre Chriſti und des Bekenntniſſes ſeines Namens zu ſterben.

Die Rede des heiligen Bekenners wurde plötzlich unterbrochen, da ein Siggonate ihm einen Wurfſpieß durch die Bruſt ſtieß. Darauf ſtürzten noch mehrere Heiden herbei und durchborten ihn mit ſieben Lanzen. Adalbert hob die Augen und Hände betend gen Himmel und flehete für ſeine Mörder um Gnade bei Gott. Darauf fiel er zu Boden und ſtarb mit der freudigen Ueberzeugung, die Märtyrerkrone zu empfangen. Sein Todestag war der 23. April des Jahres 997.

Mit dem Tode des heiligen Adalbert war die Rache der Preußen wegen der Entweihung des heiligen Bodens geſtillt, und daher wurden ſeine beiden Gefährten nicht getödtet. Doch an dem Körper des frommen Biſchofes ließen die Heiden noch ihre Wuth aus. Sie trennten das Haupt von dem Körper und ſteckten es auf einen Pfahl, auch einzelne Glieder trennten ſie von dem Leichnam, den ſie unbegraben liegen ließen, und darauf zogen ſie davon.

Adalberts Gefährten erhielten ihre Freiheit wieder und gingen nach Polen, um dem Herzog Boleslav den Märtyrertod ſeines Freundes zu melden. Der Herzog wollte den Leichnam des frommen Bekenners nicht in der Gewalt der Heiden laſſen, daher ſandte er Boten nach Preußen, um ihn von ihnen zu erkaufen. Die Preußen forderten ſo viel Gold als der Körper ſchwer ſey, und Boleslaw verſtand ſich dazu. Durch ein Wunder ſoll der Leichnam außer allem Verhältniß leicht gewogen haben. Es werden überhaupt viele Wunder erzählt, die bei ſeinem Leichnam geſchehen ſeyn

sollen. Doch dergleichen Erzählungen gehören nicht hieher. Der Leichnam des heiligen Adalbert wurde nach Gnesen gebracht und daselbst in der Hauptkirche beigesetzt. Dahin kam im Jahr 1000, der Kaiser Otto III., um bei dem Grabe seines Lehrers und Freundes zu beten. Der Herzog von Polen empfing diesen vornehmen Gast mit einer unbeschreiblichen Pracht und ließ sogar die Straße, die nach Gnesen führte, zwei Meilen lang mit Tüchern bedecken. Als der Kaiser auf seinem Zuge die Stadt erblickte, da stieg er vom Pferde und ging barfuß bis zu der Kirche, wo Adalberts Gebeine ruheten, und betete mit vieler Andacht an dem Grabe des Heiligen. Um das Andenken des Märtyrers zu ehren, stiftete er zu Gnesen ein Erzbisthum und ernannte den treuen Gaudentius zum ersten Erzbischof.

Der Märtyrertod des heiligen Adalbert hat auf das Schicksal Preußens einen großen Einfluß ausgeübt. Der Märtyrer glänzte unter den vornehmsten Kirchenheiligen, und seine heldenmüthige Aufopferung begeisterte nicht nur andere Bekehrer, sich einem gleichen Tode zu weihen, sondern gab auch Anlaß zu den Kriegen der Polen mit den Preußen und beschleunigte und vermehrte die Versuche, die Preußen zum Christenthum zu bekehren. Und als der Bekehrungskampf begann, da entflammte noch immer St. Adalberts Name die christlichen Krieger zur Tapferkeit. Sein Bild wurde oft in's Panier der Kreuzfahrer gesetzt, ihm zu Ehren wurden Kirchen und Kapellen gestiftet; er ward der Schutzheilige des Bisthums Samland und sein Andenken wird durch den Beinamen eines Apostels der Preußen geehret.

VII. Auch eine Teutoburger Schlacht in Preußen.

Die Preußen ſtanden im zwölften Jahrhundert zu den Polen in dem nämlichen Verhältniß, wie die alten Deutſchen in dem Zeitalter des Auguſtus zu den Römern; unaufhörlich ſtrebten die Polen, die preußiſchen Völkerſchaften zu unterjochen, die nicht daran dachten, ſich gegen den gemeinſchaftlichen Feind zu vereinigen, und daher oft einzeln überwältigt wurden. Zwar duldeten ſie die Fremdenherrſchaft nie lange und ergriffen ſtets die erſte Gelegenheit, ſich wieder frei zu machen; allein die Polen wiederholten ſtets ihre Angriffe, weil es ihnen nicht ſchwer wurde, die einzelnen Völkerſchaften zu beſiegen. Und ſo ſahen dieſe ſich oft bedrängt und ihre Länder verwüſtet, welches nicht geſchehen ſeyn würde, wenn ſie ſich zu gemeinſamer Abwehr der Feinde vereinigt hätten. Endlich zwang ſie, wie einſt die Deutſchen zu Hermanns Zeiten, die ſteigende Gefahr, planmäßig und vereinigt ihre Freiheit zu vertheidigen, und der nämliche glückliche Erfolg, wie der Deutſchen in der Teutoburger Schlacht, belohnte dieſe Maßregel.

Nach Boleslaw III. Tode theilten ſich deſſen vier Söhne in Polen, und der älteſte von ihnen, Wladislaw, erhielt die Gebiete Krakau, Siracz, Lancicz, Schleſien und Pommern; der zweite aber, Boleslaw der Krauskopf, Maſovien, Cujavien und das den Preußen abgenommene Kulmerland. Wladislaw bekam auch die Oberherrlichkeit über ſeine Brüder; er mißbrauchte aber dieſes Vorrecht auf Antrieb ſeiner Gemahlin ſo ſehr, daß die Brüder ſich gegen ihn auflehnten und ihn verjagten. Daraus entſtand ein blu-

tiger Krieg erst im Inneren, dann mit den Deutschen, in welchem Boleslaw IV. Sieger blieb und die Länder des vertriebenen Wladislaw erhielt. Boleslaw war ein ehrgeiziger, streitbarer Fürst, der als der nächste Nachbar der Preußen auf deren Unterjochung dachte. Sie hatten sich während der Bruderkriege ruhig verhalten, waren in dem Kriege des Herzogs gegen den deutschen Kaiser sogar als die Bundesgenossen des ersteren erschienen; doch vielleicht gerade diese Bereitwilligkeit war es, die den kriegerischen Herzog reizte, das ihm so willig dienende Volk seiner Herrschaft zu unterwerfen.

Es war im Jahr 1159 als der Herzog Boleslaw mit einer großen Heeresmacht in Preußen einfiel, um die preußischen Völker völlig zu unterjochen. Er hielt dafür, daß er die Preußen desto besser im Zaume würde halten können, wenn sie Christen wären; deßhalb ließ er eine Anzahl christlicher Priester seinem Heere folgen, und überall, wo es hin kam, zwang er die Einwohner unter Androhung des Todes, sich taufen zu lassen. Da die Preußen auf diesen Ueberfall gar nicht vorbereitet gewesen waren, so gelang es dem Polenherzoge unschwer, einige der zunächst an Polen gelegenen Volksstämme zu überwältigen, so daß sie das Christenthum annehmen und auch einen jährlichen Zins zu zahlen versprechen mußten. Er kehrte nun als Sieger heim und hoffte, die Preußen würden durch das ihnen aufgedrungene Christenthum zahm gemacht, ruhig unterworfen bleiben. Darin betrog er sich aber gar sehr; denn kaum hatte er sich von dem preußischen Boden entfernt, als die Preußen die christlichen Priester aus dem Lande vertrieben und den alten Götterdienst wieder herstellten. Zwar wünschten sie den Krieg mit

dem Polenherzoge vor der Hand noch zu vermeiden; darum sandten sie eine Botschaft zu ihm, die ihm einen jährlichen Zins versprechen mußte, wenn er nicht ferner auf die Annahme des Christenthums bestehen, sondern gestatten wollte, daß die Neubekehrten zum Glauben ihrer Väter zurückkehren dürften. Da dem Herzoge mehr an der Erweiterung seiner Herrschaft als an der Ausbreitung des Christenthums gelegen war, so nahm er den Vorschlag an. Doch die Preußen hatten nur Zeit gewinnen wollen; denn nachdem sie sich hinreichend gerüstet hatten, fielen sie, statt den Zins zu zahlen, in Polen ein, plünderten alles Land längs der Grenze und schleppten eine große Beute mit sich fort.

Darüber ergrimmte der Herzog Boleslaw und beschloß in seinem Zorn, ganz Preußenland zur Einöde zu machen und alles Volk zu vertilgen. Er zog deßhalb ein großes Heer von seinen besten Kriegesleuten zusammen, bot auch seine Brüder, die zugleich seine Lehnsleute waren, den Herzog Miesko von Großpolen und den Herzog Heinrich von Sendomir, auf und zog im Jahr 1161 gegen die Preußen mit einer gewaltigen Heeresmacht. Damals war aber, ganz nach der Art, wie die Deutschen einst zu der Römer Zeiten ihre Grenzen sicherten, zwischen dem Kulmerlande und Pomesanien eine beinahe undurchdringliche Wildniß, die das Vordringen des feindlichen Heeres erschwerte. An diese Wildniß grenzte ein mit Dorngebüschen dicht verwachsener Hain, in welchem ein grundloser Morast, von Unkraut und Gebüschen verdeckt, vorhanden war. Durch die Wildniß in der Gegend, wo der Hain gelegen war, drang Boleslaw mit drei Heerhaufen, von welchen einen er selbst, den zweiten Herzog Miesko, den dritten Herzog Heinrich anführte, in Preußen ein. Aber die

Preußen hatten von der ihnen drohenden Gefahr vernommen und sich darauf vorbereitet, sie durch kluge List, verbunden mit besonnener Tapferkeit, von sich abzuwenden. Als der Herzog den Ossafluß überschritten hatte, da kamen vier vornehme Preußen, die er schon von Alters her genau kannte, zu ihm und erboten sich, ihm einen sicheren und bequemen Weg durch die Wildniß und den Hain zu zeigen; und der Herzog, der da glaubte, daß die Preußen, des Eigennutzes wegen, um damit sie einen reichen Lohn gewönnen, so bereitwillig gegen ihn wären, nahm ihr Anerbieten an und folgte ihnen. Die preußischen Führer waren aber nur auf das Verderben der Polen bedacht. Sie brachten das Heer in eine wüste Gegend, wo nur ein enger Weg durch unergründliche Sümpfe führte. Als die Polen nun von allen Seiten durch Moräste und undurchdringliches Dickicht eingeengt waren, da stürzten plötzlich die in einem Hinterhalt verborgenen Heerhaufen der Preußen hervor, warfen ihre Keulen und Wurfspieße auf die Feinde, brachten ihre Reihen in Unordnung, sprengten sie in die Sümpfe, hieben nieder, was sich zur Wehr setzen wollte, und richteten eine schreckliche Niederlage an. Was nicht unter den Keulenschlägen der erbitterten Preußen fiel, das versank und erstickte im Moraft oder wurde mit zusammengedreheten Baumzweigen erwürgt oder auf eine andere Art des Lebens beraubt. Nicht List, nicht Tapferkeit vermochte die Polen vor dem Grimm ihrer racheglühenden Feinde zu retten. Das ganze zahlreiche Heer der Polen wurde vernichtet, auch der Herzog Heinrich von Sendomir fand seinen Tod bei diesem Ueberfall, und Boleslaw selbst rettete sich nur mit großer Mühe. Von seiner gewaltigen Streitmacht kehrten nur einzelne Flüchtlinge in die

Heimath zurück. Die Blüthe der polnischen Krieger war vernichtet, ganz Polen mit Schrecken und Trauer erfüllt und die Macht des Polenfürsten so geschwächt, daß er nicht daran denken konnte, Rache zu nehmen.

Dieser große Sieg der Preußen bewahrte sie für immer vor dem Joche der Polen. Zwar vereinigte im Jahr 1192 Herzog Kasimir der Gerechte alle stammverwandten Fürsten von Polen und Schlesien zu einem Kriegeszuge nach Preußen, den Tod seines Bruders Heinrich zu rächen und die Preußen zu überwältigen; doch als er einen Theil des Landes, wahrscheinlich nur Kulm und Pomesanien, verwüstet hatte, nahm er gern — denn er mochte seines Bruders Boleslaw Schicksal fürchten — die ihm von den Preußen angebotenen Friedensbedingungen an und zog ab. Wie immer, wenn sie unvermuthet von einem überlegenen Feinde überfallen wurden, so auch jetzt verstanden sich die Preußen zu einem Zinse, den sie aber entweder gar nicht zahlten, oder doch bei erster günstiger Gelegenheit zurückholten. Seit dem Siege über Boleslaw IV. hatten die Preußen ihre Stärke kennen lernen und fortan waren die Polen ihnen nicht mehr gefährlich.

VIII. Von dem Ursprunge und der Verfassung des deutschen Ritterordens.

Der deutsche Ritterorden hat nach einem langen blutigen Kampfe ganz Preußen erobert, das Christenthum und deutsche Bildung darin eingeführt und das Land Jahrhunderte lang als Eigenthum besessen; daher muß Jeder, der die Geschichte von Preußen recht verstehen will, den Ursprung und die innere Einrichtung dieses berühmten Ordens kennen, und es dürfte hier der gelegene Ort seyn, das Nöthige davon zu sagen.

Seit den ersten Zeiten der Kreuzzüge, wo nicht noch früher, bestand in Jerusalem ein Pilgerhaus, welches ein frommer Deutscher, der mit seiner Ehefrau in Jerusalem lebte, aus gottseliger Milde zur Aufnahme kranker und hülfloser deutscher Pilger gegründet hatte. Den Deutschen kam dieses Hospital besonders auch darum sehr zu gut, weil sie, da ihre Sprache im Morgenlande ganz unbekannt war, Keinem ihre Noth klagen konnten, daher sie auch nur selten in das von Italiern gestiftete St. Johannishospital aufgenommen wurden. Als nun die begüterten deutschen Wallfahrer sahen, wie groß die Hilfe war, die ihre Landsleute in dem deutschen Pilgerhause erhielten, da bedachten sie es reichlich mit milden Gaben, Andere aber widmeten sich freiwillig der Krankenpflege. So kam das Hospital bald in große Aufnahme. Als es mehrere Jahre bestanden hatte, da ward auch daneben ein Bethaus für Deutsche errichtet und der Jungfrau Maria gewidmet; davon hieß diese Anstalt das St. Marienhospital. Obgleich diese fromme Stiftung keine festen Einkünfte hatte, so vergrößerte sie sich doch von Zeit zu Zeit und

wurde immer ansehnlicher. Die frommen Wallfahrer, die sich der Pflege kranker Pilgrime widmeten, legten ihre weltliche Kleidung ab, nahmen die geistliche Regel des heiligen Augustinus zu ihrer Lebensweise an und gelobten sich zu ihrem frommen Berufe auf Lebenszeit. Unter den Pflegern des Hospitals befanden sich auch Adelige und Ritter, die, erforderlichen Falls, auch zur Vertheidigung der heiligen Stadt die Waffen ergriffen. Und da schon zwei solche geistliche Ritterorden, der Johanniter und der Templerorden, bestanden, so ward die Brüderschaft des deutschen Marienhospitals nun noch zu einem dritten, ausschließlich aus Deutschen bestehenden eingerichtet, der jedoch vorläufig unter die Aufsicht des Großmeisters der Johanniter gestellt wurde. Das geschah im Jahr 1143 und war die Grundlage des deutschen Ritterordens.

Als im Jahr 1187 Jerusalem von den Sarazenen erobert wurde, da ging auch diese deutsche Stiftung beinahe völlig zu Grunde. Zwar gestattete der hochherzige Sieger, Sultan Saladin, die Fortdauer der christlichen Krankenanstalten auf gewisse Zeit; doch die Einkünfte des deutschen Pilgerhauses waren geschmälert, die Anzahl der Pfleger durch den Krieg verringert, und hat die Anstalt wirklich noch fortbestanden, so ist sie doch sicher höchst unbedeutend gewesen.

Als bei einem abermaligen Kreuzzuge zur Wiedereroberung des heiligen Landes die feste Stadt Akkon belagert wurde, da verursachte die große Hitze und der Mangel an guten Lebensmitteln in dem Belagerungsheere Krankheiten und Seuchen, und viele sieche Krieger nahmen die Hilfe der vorhandenen Krankenanstalten, die für die Menge der Pflegebedürftigen bei weitem nicht hinreichten, in Anspruch. Die Deutschen wa-

ren am übelsten daran, denn die Italier, Franzosen und Engländer wurden, so viel es sich thun ließ, von den Johannitern und Templern verpflegt; nicht so die Deutschen, die auf die Brüder des Marienhospitals hingewiesen waren, welche aber weder eine bleibende Stätte, noch Einkünfte besaßen, und von denen auch wohl nur Wenige vorhanden seyn mochten. In dieser Noth erbarmten sich aber einige deutsche Bürger aus Bremen und Lübeck, die mit dem Grafen Adolph von Holstein über See eine Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande gethan hatten, der Leidenden. Sie machten aus ihren Schiffssegeln Zelte, verpflegten darunter die kranken deutschen Pilgrime und vereinigten sich dazu mit den noch übrigen Brüdern des deutschen Hospitals zu Jerusalem. Dieses geschah im Herbst des Jahres 1190, und ist als der eigentliche Anfang des deutschen Ritterordens zu betrachten.

Die fromme Mildthätigkeit der deutschen Bürger hatte den deutschen Fürsten wohlgefallen, und besonders war das Haupt des deutschen Kreuzheeres, der Herzog Friedrich von Schwaben, davon gerührt worden. Er berief die Fürsten und Bischöfe und beschloß mit ihnen die Stiftung eines Ritterordens, der ausschließlich aus Deutschen bestehen und dessen Zweck der Kampf mit den Ungläubigen zur Wiedereroberung des heiligen Landes und der Schutz und die Pflege deutscher Pilger seyn sollte. Sein Vorschlag fand Beifall, auch Unterstützung, und so wurden denn die Regeln und Gesetze entworfen, nach welchem der deutsche Orden bestehen sollte, und dem Papste zur Bestätigung vorgelegt. Die Einrichtung wurde, was die Armen- und Krankenpflege betraf, der bei den Johannitern, in Ansehung des Kampfes mit den Ungläubigen als Streiter der Kirche

der bei den Tempelherren geltenden nachgebildet. Die Ritter mußten außer den drei Gelübden, der ewigen Keuschheit, des Gehorsams gegen ihre Oberen und der Armuth, auch noch ein viertes, des immerwährenden Streites mit den Ungläubigen, ablegen und sich außerdem zu Schutz und Pflege kranker Pilger verbinden. Sie erhielten den Namen: deutsche Brüder der Kirche der heiligen Maria zu Jerusalem. Papst und Kaiser bestätigten ihre Stiftung, und zu ihrer beständigen Ordenstracht erwählten sie einen weißen Mantel mit einem schwarzen Kreuz. Nachdem die Bestätigung erfolgt war, traten sogleich vierzig edle Deutsche in den Orden ein, und dann wurde zu ihrem ersten Ordensmeister der Ritter Heinrich Walpot von Bassenheim gewählt.

Bald erhielt der deutsche Orden reiche Unterstüzzungen von vielen Fürsten und Herren. Als die Stadt Akkon endlich erobert wurde, konnte er daselbst ein Hospital und eine Kirche erbauen. Kaiser und Papst wetteiferten, ihn durch Privilegien zu begünstigen, und die Ritter zeichneten sich durch Tapferkeit im Felde, durch Mildthätigkeit gegen Arme und Leidende und durch Frömmigkeit in ihrem Lebenswandel so vortheilhaft aus, daß es für eine große Ehre gehalten wurde, Ritter des deutschen Ordens zu seyn.

Die Verfassung des deutschen Ritterordens war darauf berechnet, ihn selbstständig und mächtig zu machen, und die strengen, aber weisen Gesetze desselben zweckten darauf ab, die Ordensbrüder von allen menschlichen Verhältnissen zu trennen und sie ihr Heil nur allein in des Ordens Größe finden zu lassen. In dem Ordensgliede ging der Mensch mit allen seinen Wünschen und Hoffnungen unter, und der Streiter Christi,

der willig auf alle Erdenfreuden verzichtete, erwartete nur jenseit des Grabes die Vergeltung für die seiner sinnlichen Natur mühevoll entrungenen Siege. So lange die Gesetze des Ordens von seinen Mitgliedern beobachtet wurden, gedieh der Orden und nahm zu an Macht und Größe; schnell ging er aber seinem Untergange entgegen, als die alte strenge Zucht verfiel.

Des Ordens Haupt, der Meister, später Hochmeister genannt, wurde durch Wahl erhoben. Er hatte die oberste vollziehende Gewalt in Händen und regierte mit dem Rathe der Gebietiger selbstständig nach den Ordensgesetzen; doch war er dem Kapitel verantwortlich. Auf den Hochmeister folgten die fünf Großgebietiger des Ordens, als: der Großkomthur, Unterregent in allen Verwaltungssachen; der Ordensmarschall, Oberfeldherr und Aufseher in Kriegesangelegenheiten; der oberste Spittler, Vorsteher aller Armen- und Krankenanstalten; der Trappier, welchem die Sorge für die Bekleidung und die Bewaffnung der Ritter anvertraut war; der Treßler, der dem Schatze vorstand. Auf diese fünf Großgebietiger folgten die Komthure, die auch Gebietiger genannt wurden. Sie verwalteten einzelne Gebiete und Schlösser und standen als Häupter den Ordensconventen vor. Vorsteher der einzelnen Schlösser, die keinen Convent hatten, wurden Vögte oder Pfleger genannt. Die Hauskomthure waren als Stellvertreter der Komthure Befehlshaber von Schlössern. Unter den Hauskomthuren standen die geringeren Schloßbeamten, als: Küchenmeister, Kellermeister, Mühlmeister, Fischmeister, die sämmtlich auch Ordensritter waren. So lange bis die Hochmeister ihren Wohnsitz in Preußen wählten, hatten sie Landmeister eingesetzt, die in ihrem Namen regierten. Seit-

dem die Schwertbrüder in Liefland sich mit dem deutschen Orden vereinigt hatten, gab es Landmeister in Liefland. Diese Landmeister und die Deutschmeister, die den Besitzungen des Ordens in Deutschland vorstanden, waren als Stellvertreter des Hochmeisters auch die höchsten Beamten im Range nach ihm; doch hatten sie für den Ordensstaat in Preußen selbst keine Bedeutung, und wurden daher nicht zu den Großgebietigern gezählt.

Die deutschen Ordensritter mußten deutsche ehelich Geborene von Adel, gesunden Leibes und frei von allen Leistungen und Verschuldungen gegen Andere seyn. Wie reich der Orden auch werden mochte, so sollte doch nichts dem Einzelnen davon gehören, und überhaupt der Ordensbruder nichts Eigenes besitzen als seine Kleidung. Die Tracht der Ordensritter war einfach und ohne allen Schmuck. Auch an den Waffen durften sie keine Verzierungen von Gold oder Silber tragen. Der weiße Mantel von grobem Tuch, mit einem schwarzen Kreuz bezeichnet, war die eigentliche Ordenstracht. Die Speise sollte nahrhaft, doch einfach und ohne köstliche Würze seyn, das Getränk nur Wasser. Die Ritter genossen wöchentlich dreimal Fleisch; kranken, auch ganz alten oder sehr jungen Ordensbrüdern mochten bessere Speisen gereicht werden. Eine ungewöhnliche Enthaltsamkeit im Genuß der Speisen war aber auch nicht erlaubt. Ueber Tisch mußte Schweigen herrschen und während des Essens aus einem Andachtsbuche vorgelesen werden.

Die Ordensbrüder schlafen an einem Orte, doch jeder in einem besonderen Bett im Unterkleide und bei brennendem Licht. Die Betten sollen ohne Vorhänge seyn, und kein Gesunder darf auf Federbetten liegen. Kei-

ner darf einen verschlossenen Schrank besitzen, damit er nichts als sein Eigenthum verschließen kann. Selbst Roß und Waffen sind nicht des Ritters Eigenthum, der Meister kann sie nach Belieben dem einen nehmen und dem andern schenken. Kein Ordensritter darf ohne der Oberen Bewilligung Briefe absenden oder empfangen; keiner, der nicht Beamter ist, ein eigenes Siegel führen. Wer Eigenthum besaß und es verhehlte, dem sollte ein Grab in geweiheter Erde versagt seyn.

Alle weltliche Lust und Kurzweil, sogar die Jagd mit Federspiel und Hunden, war verboten; nur wilde Thiere mochte der Ritter jagen. Ohne des Komthurs Bewilligung durfte der Ordensbruder nicht über Land reiten, noch eine Nacht außerhalb des ihm zum Aufenthalt angewiesenen Schlosses verweilen. Alle Spiele um Geld waren untersagt; doch stand es den Rittern frei, in müßigen Stunden, wenn sie sich im Rempter versammelt hatten, Schach oder im Brette zu spielen. Von Schmausereien und Gelagen sollte der Ordensbruder sich fern halten; er durfte kein Kind aus der Taufe heben, keine Vormundschaft, keine Aufträge von Fremden übernehmen und keine eidliche Verbindung mit Freunden knüpfen. Den Umgang mit Frauen mußte er meiden, und selbst die Mutter oder Schwester durfte er nicht küssen.

Auf den Gottesdienst wurde streng gehalten, und in Friedenszeiten durften unter keinem Vorwande die vorgeschriebenen, sehr zahlreichen Andachtsübungen vernachläßigt werden. Bei dem Gottesdienste wurde Ehrfurcht geboten und der Mangel daran sogleich und streng bestraft. Der Ordensritter durfte keinem anderen als einem Priester seines Ordens beichten. Für jede Uebertretung einer Ordensregel oder Vorschrift war

eine Strafe festgesetzt. Geißelung im Kapitel, Ablegung des Mantels für gewisse Zeit, das Essen mit den Knechten oder auf der bloßen Erde, Einkerkerung, Fasten bei Wasser und Brot: das waren die Strafen, die unachtsamen, ungehorsamen oder leichtsinnigen Brüdern sehr häufig zuertheilt wurden. Grobe Verbrecher wurden auf Lebenszeit eingekerkert oder aus dem Orden gestoßen. Diese Strenge war die Grundlage von des Ordens Größe und bildete die Helden, deren Thaten die Nachwelt mit Staunen und Bewunderung vernimmt. Bald aber wurde die schwer zu beobachtende Regel gemildert, weil der Orden bei seinen weitläufigen Besitzungen und großen Kriegen vieler Mitglieder bedurfte, die er nicht erhalten haben würde, wenn er auf seine strengen Gesetze und auf die einfache und genußlose Lebensweise seiner Mitbrüder fortbestanden hätte. Alle Ordensbrüder, die in einem Schlosse bei einander wohnten und einen Convent ausmachten, waren verbunden, jeden Sonntag unter dem Vorsitze des Komthurs Kapitel zu halten. In diesen Kapiteln wurden die Angelegenheiten des Ordens berathen, Strafen verhängt und vollzogen, die niederen Beamten gewählt und die Gesetze und Regeln des Ordens verlesen. Alles, was in den Kapiteln verhandelt worden, mußte heimlich gehalten werden. Die Ritter eröffneten und schlossen die Kapitel mit Gebet. Wichtige Angelegenheiten, die den ganzen Orden betrafen, verhandelte der Hochmeister mit den Gebietigern und vornehmsten Rittern in Generalkapiteln.

Außer den Ritterbrüdern hatte der Orden auch Priesterbrüder, die den Gottesdienst verwalteten. Auch gab es seit des Hochmeisters Hermann von Salza Zeiten Halbbrüder des Ordens, die, ohne in dem Orden

ſelbſt zu leben, nur gewiſſe Verpflichtungen und Gelübde übernahmen, des Ordens Gedeihen bei jeder Gelegenheit zu befördern verſprachen, und dagegen Schutz und Beiſtand von dem Orden genoſſen. Sie lebten in ihren weltlichen Verhältniſſen fort, trugen aber das halbe Ordenskreuz und genoſſen mehrere Begünſtigungen, beſonders in kirchlichen Angelegenheiten. Gewöhnlich ſetzten ſie den Orden zum Erben ihrer Hinterlaſſenſchaft ein.

Die Ordensritter lebten in feſten Schlöſſern bei einander und wurden in Convente abgetheilt. Jeder Convent beſtand wenigſtens aus zwölf Rittern und ſechs Prieſterbrüdern; doch wurde dieſe Zahl in den Hauptſchlöſſern oft um das Dreifache und mehr überſtiegen.

Dieſes möge hinreichen, um einen Begriff von der Verfaſſung des deutſchen Ordens zu geben. Werfen wir nun noch einen Blick auf ſein Weſen, um Aufſchluß über die wundervolle Thatkraft zu erhalten, die dieſer berühmte Verein während der Zeit ſeiner Größe entwickelte.

Wie viel der Menſch vermag, wenn er alle ſeine Kräfte nur für einen großen würdigen Zweck verwendet und wenn er für dieſen Zweck mit frommer, heiliger Begeiſterung erfüllt iſt, das haben in unzähligen Fällen die Ritter des deutſchen Ordens bewieſen. So lange der Orden in ſeiner Größe beſtand, bietet ſeine Geſchichte unzählige Beiſpiele von Heldenthaten der Ritter dar, die an's Wunderbare grenzen und die allein durch einen Glaubensmuth und durch eine Hingebung vollbracht werden konnten, deren der Menſch nur fähig iſt, wenn er ſich von allen Banden, die ihn an die gewöhnlichen Verhältniſſe des Lebens feſſeln, gelöſet und ſein ganzes Daſeyn einem großen Ziele gewidmet hat,

welches fern genug steht, um der Nachwelt noch einen Antheil zum Mitwirken zur Erreichung desselben zu sichern. Ein solches Ziel erhielt der Orden, als ihm die Eroberung und Bekehrung Preußens und damit die Verbreitung der Civilisation im Nordosten von Europa aufgetragen wurde, und in seinem Wesen waren die Mittel zur Entwickelung der ungeheueren Thatkraft begründet, deren Wirkung die Bewunderung späterer Zeiten erregt. Bedeutungsvoll und von wichtigen Folgen war es, daß der Orden nur Deutsche und nur frei und adelig Geborene zu seinen Mitgliedern annahm. Die Deutschen haben die Tiefe des Gemüths, den Sinn für das Hohe und Heilige und die Einfalt und Reinheit des Charakters vor anderen Völkern voraus, und ehelich uud adelich Geborene, Sprossen berühmter Stämme, brachten auch hohen ritterlichen Sinn und adelige Sitten in den Orden. Kein bequemes Leben, keine Aussicht auf Herrschaft und Gewalt und auf anderen Genuß lockten zum Eintritt in den Orden. Allen Lebensfreuden, jedem Eigenwillen, jeder Lieblingsneigung mußte der Ordensritter entsagen, nichts durfte er für sich thun, nur allein durch den Orden und für den Orden mochte er thätig seyn, nur im Gedeihen des Ordens konnte er seinen Ruhm und seine Freude finden. Und nicht in stiller Zelle mochte der Ordensbruder verweilen, wo er vielleicht das, dem er entsagen mußte, hätte vergessen können, sondern im Treiben der großen Welt, auf Schlachtfeldern, an Fürstenhöfen, auf Reisen mußte er thätig, mußte Zeuge von allen Genüssen des Lebens seyn, und doch alle entbehren; er saß im Rath, wo über große Landgebiete entschieden wurde, verwaltete oft große Schätze, hatte die Leitung der wichtigsten Angelegenheiten unter sich, und durfte

doch nicht einmal den groben Mantel sein nennen, der ihm Schutz vor der Strenge der Witterung gewährte. Wo so die Eigenthümlichkeit des Einzelnen in dem Interesse des Ganzen untergeht, da muß bei der großen Tüchtigkeit des Einzelnen das Ganze auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit gelangen und die Größe desselben wiederum auf seine einzelnen Mitglieder zurückstrahlen.

IX. Berufung des deutschen Ordens nach Preußen und sein erstes Auftreten daselbst.

Zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts regierte in einem Theile von Polen, der zunächst an der preußischen Grenze liegt und Masovien heißt, ein Herzog, mit Namen Konrad. Dieser Fürst war von einer großen Ländergier besessen, und doch fehlten ihm alle Eigenschaften eines Eroberers; ja er besaß nicht einmal Klugheit und Kraft genug, sein eigenes Land gegen die Angriffe der Nachbarvölker zu vertheidigen. Er war so thöricht, die Preußen durch mancherlei Anforderungen, die er an sie that, zu beleidigen, wodurch er sie zum Kriege gegen sich reizte, der so unglücklich für ihn ausfiel, daß er den Frieden mit ihnen durch eine schimpfliche Abgabe, die in Knaben, Jungfrauen, Pferden und bunten Kleidern bestand, erkaufen mußte. Da er diese Abgabe nicht pünktlich leistete, so fielen ihm die Preußen einmal über das andere in's Land und verheerten es weit und breit auf die entsetzlichste Weise. Beinah um die nämliche Zeit entschloß sich der Cistercienser Mönch Christian, aus dem Kloster Oliva, welches damals zu Pommern gehörte, zu einem Versuch, die Preußen zum Christenthum zu bekehren. Er fing seine Bekehrungsversuche im Jahr 1209 in der Landschaft Kulm an, und seine Bemühungen hatten einen so guten Erfolg, daß sich mehrere vornehme Preußen taufen ließen. Er ging nach Rom, um dem Papst Bericht darüber zu erstatten, kehrte dann zurück und war so glücklich, auch zwei Landesfürsten für das Christenthum zu gewinnen, die ihm aus Dankbarkeit für ih-

re Bekehrung ein ansehnliches Landgebiet schenkten. Mit diesen neu bekehrten Fürsten zog er abermals nach Rom, ließ sie daselbst taufen und wurde von dem Papst zum Bischofe von Preußen ernannt.

Als aber der neue Bischof nach Preußen zurückkam, fand er daselbst die Lage der Dinge auf die traurigste Weise verändert. Die heidnischen Preußen hatten den Argwohn gegen ihn gefaßt, daß er durch die Einführung des Christenthums das Land unterjochen wolle, und zur Sicherung dagegen nicht nur die neuerbaueten christlichen Kirchen zerstört, sondern auch in dem Herzogthum Masovien eine grausame Verheerung angerichtet. Um diesem Wüsten ein Ziel zu setzen und die Heiden zum Christenthum zu bekehren, ließ der Papst das Kreuz gegen die Preußen predigen, und es zogen aus vielen Gegenden Deutschlands ansehnliche Kriegsschaaren herbei, um wider die Preußen zu kämpfen. Ein Theil der Landschaft Kulm ward zwar allerdings erobert und es wurden verschiedene feste Schlösser darin angelegt; kaum hatte aber im Jahr 1223 das Kreuzheer das Land verlassen, als die Preußen das Kulmer Land überfielen und so schrecklich darin heerten, daß es beinahe zur Einöde ward. Darauf überzogen sie auch Masovien, drangen ohne Widerstand bis Plock vor, verbrannten selbst diese Hauptstadt des Landes, zerstörten an zweihundert und funfzig Kirchen und Kapellen, schleppten eine unermeßliche Beute, worunter auch viele Jungfrauen und Kinder, mit sich fort und ermordeten alle Geistliche ohne Barmherzigkeit, denn ihre Erbitterung gegen das Christenthum war grenzenlos.

In dieser Bedrängniß verfiel der Bischof Christian darauf, einen Ritterorden zu stiften, dessen Beruf es

seyn sollte, die heidnischen Preußen zu bekämpfen. Der Herzog Konrad gab diesem Gedanken Beifall und der Papst die Genehmigung dazu. So wurde denn im Jahr 1225 der Orden des Ritterdienstes Christi gestiftet, dessen Glieder auch die Ritter von Dobrin hießen, nach einer Burg, die der Herzog ihnen zu ihrem Sitze geschenkt hatte. Die Ritter waren tapfere deutsche Helden, die sich bald durch ihren Muth bei den Preußen gefürchtet machten; doch war ihre Zahl zu gering, als daß sie viel hätten ausrichten können. Um sich dieser beschwerlichen Feinde zu entledigen, rückten die Preußen mit einem großen Heere gegen sie. Die Ritter riefen nun den Herzog Konrad zu ihrer Hilfe herbei und er erschien auch mit seiner ganzen Kriegsmacht. Doch als es in der Gegend, wo nun das Städtchen Straßburg liegt, zur Schlacht kam, da verlor Herzog Konrad nach einem zweitägigen Kampfe den Muth und ergriff die Flucht; die Christritter wurden aber alle bis auf fünf erschlagen.

In dieser trostlosen Lage richteten der Bischof Christian und der Herzog Konrad ihre Blicke auf den deutschen Ritterorden, welcher damals schon durch die weise Regierung seines würdigen Oberhaupts, des Ordensmeisters Hermann von Salza, ein großes Ansehen erlangt hatte. Sie baten den Papst, diesem Orden die Bekämpfung der heidnischen Preußen aufzutragen, und der Herzog erbot sich, dafür ein beträchtliches Landgebiet den deutschen Rittern als Eigenthum abzutreten. Dieser Antrag fand bei dem Papste Beifall, und es wurden sogleich mit dem Ordensmeister Unterhandlungen deßhalb angeknüpft.

Hermann von Salza war aus einem reichbegüterten und vornehmen thüringischen Geschlechte entspros-

sen und im Jahr 1210 zum Ordensmeister erwählt worden. Dieser edle Mann hatte sich durch Tapferkeit und kriegerische Fähigkeiten berühmt gemacht, doch größer noch denn im Kriege zeigte er sich als Staatsmann und in Leitung der Ordensangelegenheiten. Er war klug, scharfsinnig, vorsichtig, fest, dabei von einer über jeden Zweifel erhabenen Rechtlichkeit und mit allen Tugenden des Menschen, des Helden und des Fürsten begabt. Seine Weisheit war so groß, daß der Papst Honorius III. und der Kaiser Friedrich II. ihn in ihren Streitigkeiten zum Schiedsrichter ernannten, und er entschied so klug, daß er nicht nur die Streitigkeiten dieser beiden Häupter der Christenheit verglich, sondern auch der Freund beider blieb, die nun mit einander wetteiferten, seinen Orden zu mehren. Auch den Papst Gregor IX., diesen heftigen Gegner Kaisers Friedrich II., versöhnte er mit demselben. Der Ruf dieses großen Mannes führte dem Orden viele tüchtige Mitglieder zu und erwarb ihm viele Freunde unter den deutschen Fürsten, die durch Schenkungen an Ländereien ihn sich zu verpflichten strebten, und so nahm der Orden zu an Mitgliedern und Reichthümern, während der große Herman von Salza ihn durch strenge Aufrechthaltung der Ordensregel auch im Innern stark erhielt.

Dem Rufe seiner Größe verdankte es Hermann, daß der Herzog Konrad von Masovien und der Bischof Christian von ihm Hilfe gegen die heidnischen Preußen erwarteten und daß sie ihm durch den Papst Anträge zu deren Bekämpfung machen ließen. Dieses geschah im Jahr 1226. Der Herzog erbot sich auf den Rath des Bischofes, dem Orden das Kulmer Land mit der festen Burg Kulm abzutreten, und der Bi-

schof wollte das ihm von den Preußen geschenkte Land dem Orden übergeben, wenn der Ordensmeister einen Theil seiner Ritter zur Bekämpfung der heidnischen Preußen senden würde. Dieses Anerbieten war zwar höchst lockend und eröffnete dem Orden wie einen Schauplatz berühmter Thaten und einer nützlichen Thätigkeit, so auch die Aussicht auf Macht und Größe. Allein es gab dabei auch manche Schwierigkeiten, die es bedenklich machten, auf diesen Antrag einzugehen. Die Schenkungen Konrads und Christians begriffen allerdings ein großes Gebiet in sich, allein es lag völlig verwüstet und wurde stets von den Einfällen der Preußen bedroht. Herzog Konrad war ein falscher, treuloser Mann, dessen Wort keine Sicherheit gewährte, und überdem hatten ja die deutschen Ordensritter die Verpflichtung, gegen die Ungläubigen, die das heilige Grab besaßen, zu kämpfen. Hermann überlegte wohl, wie wichtig diese Sache sey, ehe er einen Entschluß deßhalb faßte, und von diesem Entschlusse hing das Schicksal eines großen Theils des Nordens von Europa ab. Er wurde mit sich eins, die Schenkung anzunehmen und dem großen Berufe, das Christenthum und deutsche Bildung in Preußen zu verbreiten, zu folgen; doch nur auf Bedingungen, die seinem Orden vortheilhaft wären und dessen Größe begründeten. Zuförderst verschaffte er sich die Bestätigung der Schenkung Konrads von dem Kaiser als Oberherrn der Christenheit, dann ließ er sich von ihm alles Land, welches er in Preußen erobern würde, als ewiges Eigenthum des Ordens zusichern. Darauf wandte er sich an den Papst, der ihm gleichfalls die Bestätigung der Schenkung und aller Erwerbungen verlieh. Endlich sandte er zwei Ritter zu Herzog Konrad, um die Schenkung

von ihm, seinen Söhnen und den Großen des Landes urkundlich bekräftigen zu lassen. Nachdem er sich so auf alle Weise gesichert, machte er Anstalten zum Kampfe gegen die Preußen, der im Jahr 1228 *) seinen Anfang nahm. Bevor aber der eigentliche Kampf begann, hatten die beiden zu Konrad gesandten Ordensritter schon bei einem Einfalle der Preußen in Masovien die Masovier zur Deckung des Landes gegen den Feind geführt, aber der Uebermacht weichen müssen. Sie blieben verwundet auf dem Schlachtfelde liegen, wurden aber durch die Aerzte des Herzoges wieder hergestellt. Als sie genesen waren, wies ihnen der Herzog in dem neu geschenkten Lande einen Aufenthaltsort an und ließ ihnen daselbst eine Burg erbauen, die den Namen Vogelsang erhielt. Das war die erste Ordensburg der deutschen Ritter in Preußen.

Sobald der Ordensmeister von dem Herzoge die erforderlichen Gewährleistungen erhalten hatte, daß das Kulmer Gebiet und alles Land, was den Preußen abgenommen werden würde, Eigenthum des Ordens seyn und bleiben sollte, erwählte er aus seinen Ordensrittern die tapfersten, kriegserfahrensten und klügsten aus und sandte sie mit einem Haufen Reisiger nach Preußen. Unter den Rittern, die der Ordensmeister gegen die Preußen sandte, befand sich Hermann Balk, der zum Statthalter des Kulmer Landes und zum obersten Führer der Ritter mit dem Titel Landmeister ernannt wurde. Er war ein frommer, weitkluger, er-

*) Gewöhnlich wird das Jahr 1230 angenommen. J. Voigt, der neueste Geschichtschreiber Preußens, findet es aber wahrscheinlich, daß der erste Zug der deutschen Ordensritter nach Preußen bereits im Jahr 1228 erfolgt ist. S. Geschichte Preußens 2. Bd. S. 184.

fahrener Mann, der einen großen Eifer für den Orden zeigte und schon zehn Jahre hindurch die Ordensgüter in Deutschland mit großem Ruhm verwaltet hatte. Ihm war als Marschall zur Führung des Krieges der Ritter Dietrich von Bernheim beigegeben, ein Mann von erprobter Einsicht und Tapferkeit. Auch die übrigen der nach Preußen ziehenden Ritter hatten sich schon ehrenvoll ausgezeichnet und waren als wackere Helden und fromme, tugendhafte Männer bekannt. Die Zahl der Ritter und Reisigen, die zuerst zur Bekämpfung der heidnischen Preußen ausgezogen sind, soll nicht über hundert betragen haben. Gesetzt aber, diese Angabe wäre nicht ganz genau, so ist gewiß, daß die Zahl jener Schaar auf keinen Fall viel mehr betragen haben kann. Daß der Ordensmeister es unternahm, mit einem so geringen Häuflein einen so schweren, weitaussehenden Kampf zu beginnen, ist ein Beweis, wie fest sein Vertrauen auf die Streitbarkeit und den Heldenmuth seiner Ordensritter stand. Und der Erfolg hat bewiesen, daß die von ihm ausgesandten Rittter eines solchen Vertrauens würdig waren.

Wie streitbar und heldenkühn aber auch die deutschen Ordensritter seyn und mit welcher Todesverachtung sie auch im Kampfe ihr Leben wagen mochten, so wäre es doch thöricht gewesen, mit einem so kleinen Häuflein, als Hermann von Salza gegen die Preußen sandte, dieses kriegerische Volk überwältigen zu wollen. Das war aber auch des weisen Hermanns Absicht nicht; er wollte nur im Kulmer Lande festen Fuß fassen vermittelst Erbauung einiger Burgen, die von der tapfern Schaar leicht behauptet werden konnten, und auf diese Weise nachkommenden stärkeren Heerhaufen die Bahn eröffnen; und der Erfolg hat bewiesen, daß

seine Maßregel zweckmäßig war. Der Landmeister Hermann Balk ließ es seine erste Sorge seyn, einen sicheren Waffenplatz für seine Krieger zu errichten, und erbauete zu dem Ende an dem linken Weichselufer mit Herzog Konrads Hilfe die Burg Nessau. Darauf ging er auf das rechte Ufer des Flusses über, woselbst die Heiden zwei feste Burgen errichtet hatten, von denen aus sie Streifereien in's Kulmer Land thaten. Der Landmeister erbauete daselbst die Burg Thorn, um sich einen Rückhalt zu sichern, und dann griff er die Preußen an, schlug sie im Felde und eroberte ihre beiden Burgen, die er bis auf den Grund zerstören ließ. Noch aber war in dem Kulmer Lande eine dritte Burg der Preußen vorhanden, die ein edler Preuße, aus der Landschaft Pomesanien, Namens Pipin, inne hatte. Dieser war ein streitbarer Kriegsmann und höchst erbittert auf die Christen, die bei der Eroberung der beiden Burgen viele seiner Landsleute umgebracht hatten. Aus Rache dafür that er Einfälle in das christliche Gebiet, und die Christen, die er fing, ließ er an langsamen Feuer braten oder bei den Füßen an den Bäumen aufhängen, oder den Nabel ausschneiden und an einen Baum nageln und die Unglücklichen mit Peitschenhieben so lange um den Baum treiben, bis die Eingeweide aus dem Leibe herausgewunden waren. Der Landmeister trachtete diesen Wüthrich in seine Gewalt zu bekommen. Durch einen Anverwandten des heidnischen Hauptmanns wurde ihm Pipins Burg in die Hände gespielt, und nun ließ er den Häuptling an einen Pferdeschweif gebunden nach der Burg Thorn chleifen und daselbst an einem Baume aufhängen. Mit solchen Grausamkeiten begann der lange Krieg, durch welchen der deutsche Orden seine Herrschaft in Preu-

ßen gründete. Drei und funfzig Jahre lang, von diesen Vorfällen an gerechnet, hat der schreckliche Kampf gewähret. Ströme von Blut sind vergossen, eine entsetzliche Menge von Jammer und Elend ist über das unglückliche Volk gebracht worden, bis es endlich seinen Göttern entsagte und seinen stolzen Nacken unter das Joch des Ordens beugte.

Während der Landmeister die ersten Schritte zur Bekämpfung der Heiden that, hatte der Papst Gregor IX. das Kreuz gegen die Preußen predigen lassen und allen denen, die dem Orden zu Hilfe ziehen würden, einen gleichen Ablaß verhießen, als denen zu Theil wurde, die eine Wallfahrt nach dem heiligen Grabe thaten. Anfangs hatten die Kreuzpredigten nur einen geringen Erfolg, wozu der Neid der Geistlichen, die dem Orden seine großen Vorrechte nicht gönnten, wohl auch das seinige beitragen mochte. Als aber die Fortschritte des Landmeisters bekannt wurden und der Ordensmeister die Zusicherung verbreiten ließ, daß Jeder, der in der von dem Orden eroberten fruchtbaren, aber verwüsteten, Landschaft Kulm sich anbauen wolle, Land zu erblichem Eigenthum erhalten solle; da fanden sich viele Kreuzfahrer, die sich unter den Fahnen des Burggrafen Burchard von Magdeburg sammelten, so daß dieser im Jahr 1232 dem Orden eine Schaar von fünftausend waffenfähigen Streitern zuführen konnte, denen bald darauf noch mehrere folgten. Dieser Kreuzzug hatte zur Behauptung des Ordens in Preußen den glücklichsten Erfolg, denn es wanderte eine große Menschenmenge ein, um sich in dem eroberten Lande anzubauen. Sobald die Kreuzfahrer angekommen waren, wies der Landmeister einem Theile von ihnen in der Nähe der Burg Thorn Land zu Niederlassungen

an. Sie erbaueten die Stadt Thorn, die erste im Preußenlande. Von einem anderen Theile wurde kurz darauf die Stadt Kulm gegründet, und zu gleicher Zeit ließ der Landmeister die alte Burg zu Kulm, die schon früher bestanden hatte, wieder herstellen. Die Art, wie der Landmeister die Kreuzfahrer und die neuen Anzöglinge zur Begründung der Herrschaft des Ordens in Preußen benutzte, zeugt für die große Weisheit dieses Mannes; denn er entsagte dem Kriegsruhm, den er unfehlbar erlangt haben würde, wenn er an der Spitze der Pilger die Preußen überfallen hätte, und war nur darauf bedacht, dem Orden auf die Dauer zu nützen. Darum sorgte er vor allem, den Zustand der neuen Anzöglinge so zu ordnen, daß sie damit zufrieden seyn konnten und daß auch dem Orden Vortheil daraus erwuchs. Zu dem Zweck gab er zu Ende des Jahres 1232 die berühmte Kulmische Handfeste, die eine Quelle des in Preußen geltenden Rechts geworden ist. Sie galt anfangs nur für die Städte Thorn und Kulm, wurde aber später auf die mehresten übrigen preußischen Städte und auch auf die Landleute ausgedehnt. Den Bürgern darin ward das Recht verliehen, aus ihrer Mitte ihre Richter und obrigkeitlichen Personen zu wählen. Der Orden entsagte dem Recht, Grundstücke in den Städten anzukaufen. Die Bürger waren von allem Kriegsdienste außerhalb der Grenzen ihrer Provinz befreit. Ueberhaupt sind alle Satzungen dieser Handfeste auf deutsche Art und Sitte gegründet und athmen einen Geist der Gerechtigkeit und Milde, der da beweiset, daß dem deutschen Orden in der Zeit seines Aufblühens Willkühr und Gewaltherrschaft fremd, er vielmehr auf das Wohl und Gedeihen seiner Unterthanen bedacht war. Die Kulmische Handfeste und das

daraus erwachsene Kulmische Recht ist die Grundlage der hohen Blüthe des Landes Preußen während der Ordensregierung gewesen; und nur als der Orden, durch mehrere Umstände in seinem Innern zerrüttet, seine eigenen Gesetze und die Rechte der Bürger nicht mehr achtete, da ging er selbst und mit ihm auch der Wohlstand des Landes zu Grunde.

X. Die Frauen zu Kulm.

Der streitbare Herzog Swantepolk von Pommern, einst Freund und Bundesgenosse des deutschen Ordens, war aus Eifersucht auf die wachsende Macht desselben sein unversöhnlicher Feind geworden und führte mit den Rittern Krieg auf Tod und Leben. Nach langem Kampfe, bei welchem die deutschen Ritter auch Zartowitz, eine von des Herzogs mächtigsten Burgen, eroberten und das Haupt der heiligen Barbara, ein damals für unschätzbar gehaltenes Heiligthum, in der genommenen Feste erbeuteten, mußte Swantepolk, als täglich die Zahl seiner Feinde wuchs, sich endlich zum Frieden bequemen und seinen ältesten Sohn, Mestewin, dem Orden als Geißel übergeben. Doch weder dieß theure Unterpfand, noch sein auf das Evangelienbuch geleisteter Eid hinderte den wutherfüllten Fürsten, den Krieg zu erneuern, sobald die Freunde des Ordens, in andere Fehden verwickelt, demselben keinen Beistand leisten konnten, Swantepolk verbündete sich mit den heidnischen Preußen und fiel im Jahr 1244 unerwartet in's Kulmerland ein, welches er auf das schrecklichste verwüstete. Die Ordensbrüder hatten von diesem Einbruch nichts geahnet, darum waren sie nicht vorbereitet, dem Herzog im Felde die Spitze zu bieten, sondern mußten ihrer geringen Kriegsmacht wegen sich auf die Vertheidigung ihrer Burgen beschränken und die greuliche Verheerung des Landes mit ansehen, ohne ihr Einhalt thun zu können. Als Swantepolk die Gegend von Kulm ausgeplündert hatte, da zog er auf dem Wege nach Graudenz längs der Weichsel hinab und lagerte sich des Abends an dem Rensensee. Das hatte der Ordensmarschall Berlewin durch aus-

gesandte Kundschafter erfahren und sogleich aus den nahegelegenen Burgen und Städten alles Kriegsvolk aufgeboten, um den Herzog in seinem Lager zu überfallen. Aus der Burg Kulm zog beinahe die ganze Besatzung aus und nur wenige Reisige mit dem Komthur Eberhard blieben zurück, um den als Geißel in der Burg befindlichen Prinzen Mestewin zu bewachen. Aus der Stadt waren alle waffenfähige Bürger mitgezogen. Als die Ordensschaar dem feindlichen Lager nahe gekommen war, da wurde ein Rath gehalten, wann und wie man den Herzog angreifen sollte. Der gewesene Ordensmarschall, Dietrich von Bernheim, ein erfahrener Mann, der die Gegend wohl kannte, war der Meinung, daß vor allen Dingen die Ankunft eines Heerhaufens, der von Thorn herbeigerufen worden, abgewartet und nach der Vereinigung mit demselben der Herzog zu der Zeit angegriffen werden sollte, wann er aufgebrochen seyn und ein Theil seines Heeres den Morast durchzogen haben würde. Der neue Ordensmarschall, Berlewin, mehr kühn als besonnen, wollte aber gleich angreifen und da er im Kriege allein zu gebieten hatte, so mußte sein Wille geschehen. Das Pommernheer ward angegriffen und wirklich geschlagen. Als aber die Ordensmacht sich theilte, um die Geschlagenen zu verfolgen, da brach plötzlich aus dem Gebüsch ein Haufen von viertausend Preußen hervor, stürzte sich auf die Deutschen und verwickelte sie in einen neuen Kampf. Nun bekamen die fliehenden Pommern frischen Muth, hemmten ihre Flucht und wandten sich gegen ihre Feinde, die, jetzt von zwei Seiten angegriffen, der Uebermacht unterlagen. Alle Ordenskrieger, Ritter und Bürger, so viel in diesem Kampfe gewesen waren, blieben auf dem Schlachtfelde;

nur zehn entkamen durch die Flucht, und einige Gefangene ließen die Sieger am Leben, um von ihnen den Zustand des Ordens zu erforschen.

Herzog Swantepolk war hocherfreut ob des Sieges am Renſenſee und hielt die Vertreibung des ihm verhaßten Ordens aus dem Kulmerlande für gewiß; denn durch die Gefangenen hatte er erfahren, das faſt die ganze Bürgerſchaft von Kulm erſchlagen und auch die Burg, in der ſein Sohn gefangen gehalten wurde, beinahe ohne alle Vertheidigung ſey. Die Stadt und die Burg aufs Schleunigſte zu erobern, dadurch die Kraft des Ordens an der Wurzel zu vernichten und ſeinen Sohn zu befreien, war nun ſein Entſchluß, den er unverweilt zur Ausführung bringen wollte. Kaum hatten ſeine Krieger von dem erſchöpfenden Kampfe ſich erholt, als er aufbrach und raſch mit ihnen vor Kulm zog, um die von Vertheidigern entblößte Stadt mit Sturm zu nehmen. Er hielt dieſe Eroberung für ſo leicht, daß er es überflüßig fand, die Nacht zur Ueberrumplung zu benutzen; vielmehr rückte er geradesweges vor, da ihm kein Widerſtand denkbar und Kulm ſeiner Meinung nach ſchon ſein Eigenthum war.

Während der Feind ſo plötzlich herannahete, wußten die Einwohner von Kulm nichts von der Gefahr, die ihnen drohete. Außer den Frauen und Jungfrauen waren, als die Bürger in's Feld gezogen, nur ſchwache Greiſe und Kinder zurückgeblieben und ſolche Knechte, denen nach damaliger Sitte die Führung der Waffen nicht geſtattet wurde. Doch ſchien die Stadt durch ihre ſtarken Mauern hinreichend geſichert; da die tapfern Bürger Kulms gegen den Feind, von dem allein ein Angriff zu befürchten war, im Felde lagen und die völlige Zernichtung derſelben wohl auch von den

Zaghafteſten nicht befürchtet wurde. Um ſo größer war daher der Schrecken in der Stadt, als das Herannahen eines großen Heeres bemerkt wurde, über deſſen feindliche Abſichten kein Zweifel entſtehen konnte, ſobald es als ein pommerſches erkannt ward, und Jeder konnte ſich auf das Härteſte gefaßt machen, wenn die Stadt dem wilden Feinde in die Hände fiel, der noch nimmer Schonung geübt hatte.

In dieſer Gefahr, die ſo plötzlich hereingebrochen, ging auch den weiſeſten von den zurückgebliebenen Greiſen der Rath aus, und keiner konnte ein Mittel erſinnen, die Stadt zu ſchirmen oder den wehrloſen Einwohnern auch nur das Leben zu retten; denn zur Flucht war es zu ſpät, und Swantepolk übte kein Erbarmen gegen die Unterthanen des deutſchen Ordens, daher Jedem, ohne Unterſchied des Alters und des Geſchlechts, der in ſeine Gewalt kam, der Tod gewiß war. Als ſo jede Ausſicht zur Abwendung des Unheils verſperrt, der Untergang allein unvermeidlich ſchien, da traten die Frauen unter ſich zuſammen, um über ihre mögliche Rettung zu berathen. Wie vor und nach ihrer Zeit öfter geſchehen, ſo behielten auch damals die Frauen ihre Beſonnenheit, als die Männer ſie längſt verloren hatten, und wurden einig, die Stadt gegen den Feind zu vertheidigen. Ohne Gegenwehr war ihnen Tod und Schande gewiß, bei der Vertheidigung, wo nicht Rettung, doch ein ehrenvolles Ende. Von dieſem Gedanken erfüllt, legten die Frauen und Jungfrauen die Rüſtungen ihrer Männer, Väter oder Brüder an und eilten mit den Greiſen und Knechten auf die Mauer, um den zu erwartenden Sturm abzuſchlagen. Der Herzog Swantepolk war unterdeſſen mit ſeinem Heere näher herbeigekommen und ſah zu

seiner Verwunderung die Mauern der Stadt, die er vollig von Vertheidigern entblößt geglaubt hatte, mit einer zahlreichen Besatzung versehen. Er vermuthete, daß die Gefangenen, die da ausgesagt, die Bürger von Kulm wären alle in der Schlacht am Rensensee zugegen gewesen und dort erschlagen worden, ihn hintergangen hätten, um ihn in eine Falle zu locken, und ließ sie umbringen, dann aber zog er, einen Hinterhalt der Ordenskrieger fürchtend, eilig ab. So hatten die besonnenen und heldenmüthigen Frauen von Kulm ihre Stadt gerettet und vor dem großen Unglück bewahrt, von einem wilden Feinde erobert zu werden.

Aber diesen beherzten Vertheidigerinnen ihres Heerdes brach der Muth, als die Kunde von der Niederlage am Rensensee erscholl, und alle über den Verlust ihrer Gatten, Väter, Brüder oder Verlobten in Trauer versetzt wurden. Die ganze Stadt war in ein großes Klagehaus verwandelt worden, denn es gab beinahe keine Familie, die nicht den Tod eines oder mehrerer ihrer Glieder zu beklagen gehabt hätte. Zu dem Schmerz über den Tod ihrer Angehörigen gesellte sich bei den Frauen auch noch die bange Sorge für die Zukunft. Wer sollte künftig dem Haushalte vorstehen, wer die Stadt gegen die wilden heidnischen Preußen, gegen die erbitterten Pommern beschützen? Der Jammer schien ohne Ende, der Untergang der Stadt gewiß. Da unternahm es der Bischof Heidenreich, ein wohldenkender, einsichtsvoller Mann, die Trauernden zu trösten und sie zu heilsamen Entschlüssen zu bewegen. Er bestieg, als die Frauen zum Gottesdienst in der Kirche versammelt waren, die Kanzel und stellte ihnen vor, daß wenn sie ihrer Trauer nachhängen, und wie es sonst wohl Sitte sey, lange im Wittwenstande verharren oder

abwarten wollten, bis nach abgelaufener Trauerzeit sich standesmäßige Freier meldeten, so würde darüber die Stadt zu Grunde gehen. Darum rieth er ihnen, sich der Trauer zu entschlagen und unverweilt ihre Knechte, Lehrburschen oder Gesellen zu ehelichen, damit das Gemeindewesen nicht länger ohne Männer, die Stadt nicht ohne Vertheidiger bleibe und die Gewerbe nicht in's Stocken gerathen möchten. Er ertheilte den Frauen die Erlaubniß, sich ohne Verzug Ehemänner nach ihrem Behagen zu wählen; und die Frauen fanden den Rath des Bischofs vernünftig und befolgten ihn.

Zu der Zeit, als die Männer in Kulm so selten geworden waren, geschah es, daß eine junge Bürgerwittwe, Frau Uda, nach der Kirche ging und auf dem Wege dahin einen jungen wohlgebildeten Burschen in abgerissenen Kleidern mit den Kindern auf der Straße spielen sah. Sie befahl der Magd, die sie begleitete, den Burschen mit nach Hause zu nehmen und ihn daselbst so lange zurückzuhalten, bis sie selbst aus der Kirche kommen würde. Dieß hörte eine andere Bürgerwittwe, Frau Erdmuth, die auch in Begleitung ihrer Magd nach der Kirche ging, und gebot der Magd, der anderen zuvorzukommen und den Burschen sofort mit nach Hause zu nehmen. Das geschah, und als Frau Erdmuth aus der Kirche kam, machte sie dem Burschen den Antrag, sie zu heirathen. Der ließ sich dazu nicht nöthigen, und die Hochzeit wurde ohne langes Bedenken vollzogen. Frau Uda, die auf solche Weise um den Mann gekommen war, den sie sich ausersehen, wurd' eine Todfeindin der Frau Erdmuth, besonders da der junge Ehemann gut einschlug; denn er gelangte durch seinen ehrbaren Wandel und durch verständiges Benehmen bald zu großem Ansehen und wur-

de zu seiner Zeit für den klügsten Mann in der Stadt gehalten.

Gleich heldenmüthig, wie die Kulmerinnen in Vertheidigung ihrer Stadt, bewiesen sich wenige Jahre darauf die Frauen zu Elbing, als in Abwesenheit ihrer Männer Herzog Swantepolk die Stadt überrumpeln wollte. Auch sagt ein alter preußischer Geschichtschreiber, daß die preußischen Städte mehrmals durch den Heldenmuth der Frauen vor einer feindlichen Eroberung geschützt worden sind.

XI. Syrenes Heldenthat auf Christburg.

Diwan, ein berühmter Kriegesfürst im Bartner Lande, und Linko, Hauptmann der Pogesanier, fielen im Jahre 1266 mit großem Kriegsvolk in's Kulmer Land ein und verheerten es durch Plünderung, Mord und Brand. Der Komthur von Christburg, Konrad von Thierberg, eilte ihnen mit einer starken Heerschaar nach, um sie zu vertreiben. Das hatte der listige Diwan erwartet und deßhalb den Häuptling Kolte mit einem Heerhaufen in die Landschaft Pomesanien gesandt, um die Burg Trappeinen zu belagern, damit ein Heerhaufen zu ihrem Entsatz geschickt und dadurch die Ordensmacht getheilt würde. Wirklich eilten die Ritter von Christburg, nachdem sie die Besatzungen der Ordenshäuser Pusilie und Fischau und die Bürger aus Christburg an sich gezogen, nach Trappeinen, da an der Erhaltung dieser Burg viel gelegen war. Sie kamen gerade zu rechter Zeit, denn eben begann Kolte zu stürmen. Doch kaum bemerkten die Preußen das Ordensheer, als sie eilig die Flucht ergriffen. Die Christen aber verfolgten sie und erschlugen viele der Fliehenden und unter diesen den Heerführer selbst.

Nun zogen die Ritter mit ihrer Schaar an das Ufer des Sirguneflusses und schlugen bei dem Dorfe Poganste ein Lager auf, um die in's Kulmer Land gezogenen Preußen bei ihrer Rückkehr zu erwarten. Die Stellung der Ritter war vortheilhaft, und der Feind würde ihnen nicht entgangen seyn, wenn nicht der Stolz über den eben errungenen Sieg sie in eine verderbliche Sicherheit eingewiegt hätte. Die flüchtigen Preußen hatten sich bei Marienwerder wieder gesam-

melt, mit einem daselbst plündernden Reiterhaufen vereinigt, und so verstärkt zogen sie gegen die Sirgune, wo am andern Ufer die Ritter lagerten. Diese glaubten nicht, daß der geschlagene Feind zurückkehren würde, und hatten daher auch keine Wachen ausgestellt. Das erfuhren aber die Preußen durch ihre Kundschafter und benutzten es. Sie gingen bei Nachtzeit über den Fluß, überfielen die Ordenskrieger plötzlich und richteten eine große Niederlage unter ihnen an, da die Ueberfallenen keine Zeit gewannen, sich in Schlachtordnung zu stellen, und ihnen der Weg zur Flucht durch die preußischen Reiter verlegt worden war. Zwölf Ordensbrüder und fünfhundert wackre Kriegsleute wurden erschlagen und ein kleiner Rest, der sich in die Stadt Christburg oder in eine nahe Feldbefestigung flüchtete, fiel den nacheilenden Preußen zugleich mit der Stadt und mit der Befestigung in die Hände und wurde ermordet oder gefangen.

Durch die Kriegeszüge des Komthurs und der Ritter von Christburg war die Burg von Besatzung entblößt worden und nur drei Ordensbrüder und drei Knechte befanden sich darin. Diese lebten in der größten Sorglosigkeit und ahneten so wenig von der Niederlage des Komthurs, daß sie nicht einmal die Zugbrücke, die zum großen Burgthore führte, aufgezogen hatten. Nachdem die Preußen die Stadt Christburg eingenommen, eilten sie nach der Burg, um auch diese zu erobern und zu zerstören; und wäre ihnen diese Absicht gelungen, so würde dadurch dem Orden ein unberechenbarer Schade erwachsen seyn, denn diese Burg, zu der Zeit wohl eine der stärksten im Lande, war auch die Hauptschutzwehr der Landschaft Pomesanien, die schwerlich ohne sie behauptet werden konnte.

Schon hatten die Preußen die Vorburg inne, die Hauptburg ſtand offen und beinahe ohne alle Vertheidigung da: wie hätte die ihnen entgehen können? Und doch wurde ſie durch eine Heldenthat gerettet, die bei den Völkern der alten Welt durch Mauerkronen und Ehrenſäulen belohnt worden wäre, hier aber dem Vollbringer außer der einfachen Anerkennung ſeiner Treue wohl ſchwerlich einen andern Lohn eintrug. Doch der Edle vollbringt ja auch nicht des Lohnes wegen die Handlungen, wodurch er ſich Achtung und Bewunderung erwirbt; er folgt nur dem ewigen Geſetz in ſeiner Bruſt und hält ſich durch das Bewußtſeyn, recht gehandelt zu haben, für hinreichend belohnt.

Gerade damals, als der Verluſt der wichtigen Feſte Chriſtburg und damit wohl auch der ganzen Landſchaft Pomeſanien unabwendbar ſchien, wurde ein vornehmer Preuße, Namens Syrene, der in Pomeſanien angeſeſſen war, im Schloſſe zu Chriſtburg eines Vergehens wegen gefangen gehalten. Er war oder glaubte ſich unſchuldig, denn als die empörten Heiden das Land verwüſteten, da wollte er mit ihnen keine Gemeinſchaft haben, ſondern begab ſich als ein neubekehrter Chriſt unter den Schutz der Ritter zu Chriſtburg, die ihm aber Feſſeln anlegen und ihn in den Kerker werfen ließen. Syrene ſah aus dem Fenſter des Thurms, der ihm zum Gefängniß diente, wie die Preußen die Vorburg erſtiegen, er ſah die Zugbrücke, die zur Hauptfeſte führte niedergelaſſen und das Burgthor offen. Die Ritter befanden ſich in ihren Gemächern und ahneten nicht die nahe Gefahr. Nur noch wenige Augenblicke und die Burg war in den Händen der Preußen. Da entſchloß Syrene ſich, ſein Leben zur Rettung der Feſte zu wagen. Er beſaß eine ganz ungewöhnliche Lei-

besstärke; ihrer bediente er sich, seine Ketten zu zerbrechen, dann eilte er hinab, ergriff Schwert und Lanze und kam in dem Augenblicke auf die Zugbrücke, als die Preußen über dieselbe in die Burg eindringen wollten. Syrene stellte sich ihnen entgegen, kämpfte mit übermenschlicher Anstrengung gegen sie, um ihnen den Eingang zu verwehren, und vertheidigte die Brücke so lange gegen die Feinde, bis die Ritter in der Burg durch das Kampfgetümmel aufmerksam gemacht, herbeieilten, die Zugbrücke aufzogen und das Thor verschlossen. Da sprang er in den Burggraben und kam durch eine Nebenpforte in die Burg, die allein durch seine Tapferkeit gerettet war. Der Heldenmuth dieses Mannes überglänzt bei weitem den jenes Römers, der Roms Brücke gegen die andringenden Feinde vertheidigte. Denn Syrene vergaß zugleich, indem er für die Ordensritter kämpfte, die von ihnen erlittene Schmach, und mußte erst seine Fesseln zerbrechen, um diejenigen zu retten, die über ihn diese Strafe verhängt hatten.

XII. Martin von Golin.

Unter den Helden, die in dem großen preußischen Bekehrungskriege sich durch ihre Thaten unsterblich gemacht haben, nimmt Martin von Golin keinen geringen Rang ein. Wenige kommen ihm an Muth, Kühnheit und Tapferkeit gleich, vielleicht Keiner an Besonnenheit, Entschlossenheit und Ausdauer. Ihn begeisterte aber nicht der Wunsch, durch den Kampf für den Glauben himmlischen Lohn zu erwerben, seinen Muth erhob nicht der schöne Trieb der Vaterlandsliebe; weder Ehrbegierde noch Gewinnsucht spornte ihn zur Tapferkeit, nur Rache beseelte ihn und war die Quelle seiner Thaten.

Martin von Golin war in der Landschaft Kulm geboren und wahrscheinlich von vornehmen Stamme. Als nach der Schlacht am Rensensee die Preußen das Kulmer Gebiet verheerten, gerieth er nebst seiner Schwester in ihre Gefangenschaft. Die Heiden zogen mit ihren Gefangenen schnell davon, denn sie fürchteten von den Ordensrittern ereilt zu werden; da aber Golins Schwester gesegneten Leibes war und deßhalb dem Zuge nicht folgen konnte, so hieb ein wilder Preuße ihr mit dem Schwert den Leib auf, so daß das bereits lebende Kind in den Sand fiel und nebst der Mutter umkam. Diese an seiner Schwester verübte Greulthat mußte Martin von Golin mit ansehen, und nun weihete er sein ganzes Leben der Rache. Er entfloh aus der Gefangenschaft und widmete seine Dienste dem deutschen Orden, dem er wegen seiner Tapferkeit ein angenehmer Genosse war. Wo es nur irgend ein Unternehmen gegen die Preußen gab, da war Martin von Golin dabei, und wo er dabei war, da floß das

Blut in Strömen und der Tod hielt seine grauenvolle Ernte.

Gewöhnlich hielt Martin von Golin sich in der Burg zu Rheden auf, von wo aus die Ordensbrüder oft einige der ihrigen auf Kundschaft aussandten, um zu erspähen, ob die Preußen Einfälle in das Land thun wollten. Entdeckten die Kundschafter ein solches Vorhaben, so wurden durch Feuerzeichen sogleich Land und Städte gewarnt, damit sie ihre bewegliche Habe in Sicherheit bringen konnten. Bei einem solchen Späherzuge, den Golin mit nur noch einem Gefährten unternahm, kam er von dem rechten Wege ab und stieß auf drei Preußen, die sich zu Fuß durch die Haide schlichen, um bei Nacht in einem christlichen Dorfe zu plündern. Golin und sein Gefährte tödteten zwei davon, den dritten ließen sie aber am Leben, banden ihn jedoch mit Stricken und versprachen ihm die Freiheit, wenn er sie auf den rechten Weg nach der Burg Rheden führen würde. Der Preuße versprach es, hatte aber Arges im Sinn, und führte sie nicht nach Rheden, sondern in Feindes Land. Als sie das inne wurden, tödteten sie ihn und entflohen nach der Wildniß, die das noch uneroberte preußische Gebiet von dem christlichen Lande schied. Doch die Preußen hatten sie schon gesehen, und fünf derselben eilten ihnen nach. Als Golin sah, daß er ihnen nicht mehr entkommen könne, sprang er von seinem Pferde, um sich in einem Gebüsch zu verbergen. Doch das half ihm nichts. Die Nacheilenden griffen ihn und seinen Gefährten, banden ihnen die Hände mit Stricken, und während drei der Preußen Golins schönem Rosse nachliefen, um es einzufangen, blieben die beiden übrigen zurück, um die Gefangenen zu enthaupten. Golin war der erste, an

den die Reihe kommen sollte. Als sich die Preußen nun anschickten, ihm den Kopf abzuschlagen, da sagte er zu ihnen: „Ihr thut fürwahr sehr unklug, daß ihr die guten Kleider, die ich trage, mit meinem Blute besudeln wollt, da ihr sie doch wohl brauchen könntet, wenn ihr sie mir auszöget, ehe ihr mich tödtet.“ Die Preußen, die sehr viel auf schöne Kleider hielten, fanden den Rath anwendbar und löseten dem Gefangenen sogleich die Bande, um ihn zu entkleiden. Kaum hatte Golin aber seine Hände wieder frei, als er dem einen Preußen mit geballter Faust unter die Kehle stieß, so daß er zur Erde sank und sein Schwert fallen ließ. Schnell ergriff dieß Golin, stach damit den gefallenen, dann auch den anderen Preußen nieder und zerschnitt die Bande seines Genossen. Als nun die drei übrigen Preußen, die dem Pferde nachgelaufen waren, zurückkehrten, tödtete sie Golin einen nach dem andern, und kehrte dann mit den Pferden und anderen Beutestücken der erschlagenen Feinde nach Rheden zurück.

Unlängst darnach erfuhren die Ordensritter auf Rheden, daß zwanzig Preußen durch die Wildniß nach Polen gezogen wären, um zu rauben, und beauftragten den Martin von Golin, ihnen den Rückweg zu verlegen und die Beute abzunehmen. Golin nahm siebenzehn Gefährten und machte sich mit ihnen auf den Weg. An einer bequemen Stelle lagerte er sich mit der kleinen Schaar, stellte zwei Reisige zur Wache aus und überließ sich und die Seinigen der Ruhe, da die Ankunft der Preußen noch nicht für nahe gehalten wurde. Diese kamen aber früher als erwartet und fanden die beiden Wachten schlafend. Sie tödteten die eine, erfuhren von der anderen die Zahl und Absicht der in der Nähe lagernden Ordensschaar, und überfielen die

Sicheren ungewarnt. Golins Reisige hatten sich entwaffnet, darum war der Kampf ungleich, denn mehrere von den Christen wurden getödtet, ehe sie sich zur Gegenwehr setzen konnten; doch wer noch Zeit erhielt, zu den Waffen zu greifen, der focht mit Löwenmuth. Schon war von beiden Seiten die Mehrzahl gefallen, als einer von Golins Schaar, der, um zu krebsen, über den Fluß geschwommen war, durch das Kampfgetümmel herbeigerufen, unbekleidet zum Kampfplatz eilte, Schwert und Schild eines Getödteten ergriff, und an dem Gefechte Theil nahm. Nicht achtend der tiefen Wunden, die sein nackter Körper erhielt, kämpfte er, bis vor Erschöpfung ihm die Arme niedersanken. Da vermochte aber auch sein Gegner keinen Streich mehr zu führen, und beide kamen dahin überein, den Kampf zu erneuern, wenn sie wieder Kräfte gesammelt haben würden. Dreimal ruheten sie aus und erneuerten den Kampf; endlich stürzten beide todt zur Erde: es waren die letzten Streiter gewesen; die andern, so Preußen, wie Ordenskrieger, lagen alle entseelt am Boden. Nur der eine der wachthabenden Reisigen, von den Preußen an einen Baum gebunden, war übriggeblieben. Er entledigte sich seiner Bande, ging zum Kampfplatze und fand nur Leichen neben der herrenlosen Beute. Martin von Golin allein athmete noch. Diesen tödtlich Verwundeten legte er auf einen Wagen und brachte ihn nach dem Schlosse Rheden, wo er wieder hergestellt wurde, und noch viele Jahre hindurch den Preußen eine blutige Geißel war.

Einst nahm Golin vier deutsche und elf preußische Männer zu sich und that mit ihnen einen Streifzug in Sudauen. Er überfiel ein Dorf, warf Feuer in die Gebäude, erschlug alle Männer, die sich nicht

durch die Flucht retteten, und trieb Weiber, Kinder und das Vieh mit sich fort. Als er so weit mit seinem Raube gekommen war, daß er in Sicherheit zu seyn glaubte, da lagerte er sich mit seinen Genossen im Grase und alle legten die Waffen ab, um eine Mahlzeit zu halten. Doch eben, da sie in der größesten Sicherheit Speise zu sich nahmen, wurden sie von den Preußen überfallen, die drei oder vier von ihnen tödteten, die anderen mit Zurücklassung ihrer Waffen zu entfliehen zwangen und die Beute mit sich zurücknahmen. Golin hatte sich wie die Uebrigen einzeln in das Dickicht des Waldes gerettet; er sammelte seine Gefährten wieder und stellte ihnen vor, daß sie, da sie tief im feindlichen Lande mehrere Tagereisen von der Heimath entfernt, ohne Waffen und Lebensmittel wären, unfehlbar Hungers sterben müßten, wenn es ihnen nicht gelänge, Waffen und Lebensmittel zu erhalten. Er erklärte, daß es ehrenvoller sey, durch Feindes Hand als vor Hunger umzukommen, und deßhalb rieth er, dem Feinde im Finsteren nachzuschleichen und zu versuchen, ob sich ihm etwas abgewinnen lasse. Dieser Rath wurde befolgt. Als die Christen in der Nacht nahe an der Feinde Lager kamen, fanden sie die Preußen in tiefem Schlaf. Golin schlich nun leise in's Lager, nahm den Preußen ihre Waffen und brachte sie seinen Genossen. Als er sie so alle bewehrt hatte, überfiel er die Schlafenden und brachte sie alle um, so daß nicht einer davonkam. Darauf nahm er die zum zweitenmal gewonnene Beute und brachte sie glücklich auf das preußische Gebiet.

Unlängst darnach that er abermals mit einer kleinen Gesellschaft versuchter Männer einen Zug nach Sudauen und hielt sich unfern eines Dorfes still im Wal-

de verborgen, bis der Abend hereinbrach. Um die Abendzeit pflegten sich die Sudauer zu Tische zu setzen, um zu essen, oder in's Bad zu gehen. Nun schlich er in's Dorf, überfiel ein Haus nach dem andern, wo er die Männer entweder beim Essen oder im Bade fand, und brachte sie alle um. In einem Hause fand er zehn Männer in einem Bade sitzen, die erschlug er alle mit eigener Hand. Als nun Alles erschlagen war, was sich hätte zur Wehr setzen können, da trieb er die Weiber, Mägde, Kinder und das Vieh fort und brachte die Beute in's Ordensland.

Bei einer anderen Gelegenheit war Golin zwar nicht der Anführer, doch aber der thätige Theilnehmer einer blutigen Metzelei. Ein litthauischer Fürst, welcher der vornehmste nach dem Landesherrn und von diesem sehr hoch geachtet war, hatte einen Edelmann in seinen Diensten, Namens Peluse, schwer beleidigt und auch an seinem Eigenthum verletzt. Peluse dachte auf Rache und ging deßhalb heimlich aus Litthauen nach Königsberg, um die Gelegenheit dazu abzuwarten. Er machte mit dem Komthur Bekanntschaft, und erhielt von demselben die Versicherung des Beistandes, denn der Orden versäumte keine Gelegenheit, den Litthauern zu schaden. Nun hatte Peluse erfahren, daß der Fürst einen seiner Angehörigen vermählen und bei der Gelegenheit ein großes Gastmahl geben würde, bei welchem viele litthauische Fürsten und Vornehme vom Adel erscheinen sollten. Diese Festlichkeit hielt er für eine bequeme Gelegenheit, sich zu rächen. Auf seine Bitte gab ihm der Komthur den Martin von Golin, Konrad Teufel, Nikolaus Stobemehl und noch zwanzig tapfere Kriegsleute, die sich unter Golins Anführung schon einen berühmten Namen gemacht hatten; und

mit diesen zog er auf heimlichen Wegen durch Haide und Wald nach Litthauen bis in die Nähe des fürstlichen Hoflagers. Daselbst hielt sich die kleine Schaar in einem Gebüsch verborgen und wartete ab, bis die Hochzeitgäste von Meth trunken und Braut und Bräutigam zu Bette gebracht waren. Peluse und Golin schlichen nun mit ihren Genossen in den fürstlichen Hof, erwürgten alle auf der Streue liegenden Fürsten und Adeligen nebst dem Hofgesinde und machten dann Braut und Bräutigam, die Ehefrauen der Fürsten und die anwesenden Jungfrauen gefangen, nahmen viele schöne Pferde, beluden sie mit Gold und Silber und anderen Kostbarkeiten und brachten eine so unermeßliche Beute nach Königsberg zurück, daß in dem Ordenslande ein großer Wohlstand merkbar wurde. In Litthauen aber war ein allgemeiner Jammer, denn es waren bei dieser Bluthochzeit an siebenzig Fürsten und Adelige umgebracht worden. Dergleichen Thaten hat Martin von Golin in großer Menge vollbracht. Sein Rachedurst wurde nie gestillt und hat nur mit seinem Leben geendet.

XIII. Ludwig von Liebenzelle.

Wenn in der Geschichte des preußischen Bekehrungskrieges nur zu oft Ausbrüche einer unmenschlichen Wildheit und einer grenzenlosen Erbitterung angetroffen werden, so ist es desto wohlthuender, in diesem verhängnißvollen Zeitraume Menschen zu begegnen, die, ohne Rücksicht auf Religion und Landsmannschaft, durch ihre Gesinnungen und Handlungen die Menschheit ehren. Als solche zeigen sich der Ordensbruder Ludwig von Liebenzelle und das Haupt der Sudauer, Skomande. Der Ritter von Liebenzelle war berühmt wegen seiner Tapferkeit und Kühnheit, und manche Heldenthat weiß die Geschichte von ihm zu erzählen. Mehr noch aber als Streitbarkeit machten ihn Biederkeit, Rechtlichkeit und Milde geachtet und geehrt bei Freund und Feind. Bei einer Niederlage, die das Ordensheer erlitt, wurde der Ritter von Liebenzelle gefangen und gerieth in die Hände des Sudauer Hauptmanns Skomande, der damals ein heftiger Gegner der Christen war. Selten entgingen zu jener Zeit die Ordensritter, wenn sie gefangen wurden, dem Tode, denn die Erbitterung zwischen Heiden und Christen war aufs höchste gestiegen. Aber Liebenzelle's Tugenden hatten ihm auch die Achtung der Preußen erworben, und Skomande begegnete ihm daher mit Achtung und hielt ihn wie einen Freund seines Hauses. Er ließ ihn nicht nur an seinem Tische essen, sondern nahm ihn auch mit sich zu den Gastmählern der vornehmen Sudauer, woselbst er als ein gern gesehener Gast empfangen wurde. Bei einem solchen Gastmahle beleidigte aber ein Sudauischer Edelmann den Ritter mit unhöflichen Worten. Liebenzelle, der sich dadurch verletzt fühlte, trat zu Skoman-

de und fragte ihn, ob er ihn deßhalb mit zum Gastmahle genommen habe, daß er verhöhnt werden solle. Skomande erklärte, daß ihm dieß herzlich leid sey, und wenn der Ritter die ihm widerfahrene Schmach rächen wolle, er auf seinen Beistand rechnen könne. Da forderte Liebenzelle seinen Beleidiger zum Zweikampf und tödtete ihn. Die übrigen Sudauer ließen dieses zwar ruhig geschehen und bewunderten des Ritters Waffenfertigkeit; doch Skomande fürchtete, daß sie aus Rachgier seinem edlen Gefangenen nach dem Leben trachten möchten, und deßhalb gab er dem Ritter die Freiheit und sandte ihn durch einen vertrauten Diener in das Ordensland zurück.

Nachdem Skomande nach langer tapferer Gegenwehr der Uebermacht hatte weichen müssen, war er mit all den Seinigen nach Litthauen gezogen, um seinen Glauben und seine Unabhängigkeit zu bewahren. Doch die Sehnsucht nach dem geliebten Vaterlande überwog bei ihm alle anderen Gefühle, und da durch den Umgang mit dem wackeren Liebenzelle sein Haß gegen die Christen gemildert worden war, so bat er den Orden um Aufnahme in das christliche Gebiet und verhieß dem Glauben seiner Väter zu entsagen und sich taufen zu lassen. Der Orden empfing ihn mit offenen Armen, schenkte ihm große Besitzungen, und Skomande nahm mit allen Seinigen und Vielen, die unter den Sudauern seine Anhänger gewesen waren, das Christenthum an.

Nun stellte sich aber der Adelige Wadole an die Spitze der Sudauer und wollte noch einmal den Kampf für des Landes Götter und für die Unabhängigkeit seines Volkes wagen. Davon hörte der Landmeister Konrad von Thierberg, und alsbald sammelte er ein großes

Heer und fiel damit im Winter des Jahres 1283 in Sudauen ein. Er schlug nach einem hartnäckigen Kampfe die Sudauer, die vieles Volk und auch ihren Hauptmann Wadole auf dem Platz ließen. Doch auch das Ordensheer hatte viele Menschen verloren und vor allen wurde der Verlust des ruhmvollen Ritters Ludwig von Liebenzelle beklagt, der schwer verwundet von seinem Streitroß gesunken auf der beschneieten Wahlstatt zurückgeblieben war. Dieses Unglück hatte aber eine glückliche Folge.

Als die Sieger das Schlachtfeld verlassen hatten, da gingen einige Sudauer hin, um die Todten zu plündern. Sie fanden den Ritter von Liebenzelle zwar noch lebend, aber mit dem Tode ringend, und das aus seinen Wunden geflossene Blut war zu einer Eisrinde gefroren. Sie banden ihn in die Quere auf ein Pferd und führten ihn davon. Das Rütteln auf dem Pferde verursachte dem Verwundeten schreckliche Qualen, hatte aber für ihn den Vortheil, daß es ihn erwärmte und die Wunden auf's Neue fließen machte. Die Sudauer brachten den Ritter zu einem Vornehmen ihres Volkes, Kantegerde. Dieser hatte den biederen Liebenzelle schon auf Skomande's Burg kennen gelernt und liebgewonnen. Er nahm ihn freundschaftlich auf, pflegte ihn sorgsam und hatte die Freude, den werthgeachteten Gastfreund genesen zu sehen. Kantegerde, selbst ein edler Mann, wußte den edlen Liebenzelle zu würdigen; er wurde sein inniger Freund und hörte ihm gern zu, wenn er ihm die beglückenden Lehren des Christenthums erklärte. Bald hatte es Liebenzelle durch seine freundschaftliche Beredtsamkeit dahin gebracht, daß Kantegerde sich entschloß, dem alten Götterglauben zu entsagen, und als geachtetes Familien- und Volkshaupt

wußte er seine Verwandten, Freunde und Untergebenen zu einem gleichen Entschlusse zu bewegen. Doch wollten alle das Heimatland verlassen, um jede Erinnerung an die alten Götter und das alte Leben zu vergessen. Als bald darauf der Landmeister Konrad von Thierberg einen neuen Zug nach Sudauen that, kam Kantegerde ihm in Begleitung seines Freundes Liebenzelle entgegen und unterwarf sich nebst sechszehnhundert seiner Landsleute dem Orden, erklärte sich zur Annahme des Christenthums bereit und bat um Anweisung neuer Wohnsitze für sich und seine Genossen. Hoch erfreut darüber, trug der Landmeister dem Ritter Liebenzelle auf, die Sudauer nach Samland zu führen und ihnen daselbst an der nordwestlichen Küste in der Nähe des ehemaligen Heiligthums Romowe Wohnsitze anzuweisen. Von ihnen wird die ganze Gegend noch heute der Sudauer Winkel genannt.

XIV. Konrad, Landgraf von Thüringen, Hochmeister des deutschen Ordens.

Daß die Großthaten der deutschen Ordensritter, durch die sie bei der Eroberung Preußens ihrem Andenken eine ruhmvolle Unsterblichkeit erwarben, Wirkungen ihres frommen Glaubensmuthes und frommer Begeisterung gewesen sind, ist in einem späteren Zeitalter, dem dieser Glaubensmuth, diese Begeisterung und also auch die Vorstellung davon fehlte, oft bezweifelt worden. Mit Unrecht: denn eine Menge von Thatsachen spricht dafür, die unerklärlich bleiben würden, wenn nicht angenommen werden müßte, daß jene bewunderten Helden, die freudig alle Wonnen und Genüsse des Lebens hingaben und sich den größesten Entbehrungen, den mühevollsten Kämpfen unterzogen, die Löwen in der Feldschlacht, Lämmer in friedlicher Gemeinde waren, von einem großen Gedanken erfüllt und begeistert worden sind, der ihnen einen Muth verlieh, dessen der Mensch, der nur irdischen Zwecken seine Thätigkeit widmet, nie fähig ist. — Ja es war mehr als Ruhmsucht, mehr als die Begierde nach Reichthum und Herrschaft, was die deutschen Ritter einst zu Thaten entflammte, die an das Wunderbare und Fabelhafte grenzen. Als Streiter Christi das Reich Gottes auf Erden auszubreiten, sich ein Verdienst um den Himmel, einen Anspruch auf den Lohn in einem anderen Leben zu erwerben, die Mängel und Gebrechen ihrer sinnlichen Natur durch strenge Abweisung aller Forderungen derselben auszugleichen und Verbrechen, zu denen ihre Leidenschaft sie früher hingerissen hatte, durch die höchsten dem Menschen erreichbaren Tugenden aus-

zutilgen: das waren die Triebfedern jener frommen Kämpfer, die, gestärkt durch das Gefühl der Reinheit ihrer Absicht und im Vertrauen auf den Beistand Gottes, für dessen Sache sie zu streiten glaubten, das unmöglich Scheinende vollbrachten. Ein solches Beispiel von Entsagung, frommer Reue und Glaubenseifer giebt auch Konrad, Landgraf von Thüringen, dessen Begebenheiten und Handlungsweise den Geist des Zeitalters besonders treu bezeichnen und die hohe Achtung erklärlich machen, die der deutsche Ritterorden im dreizehnten Jahrhundert so allgemein genoß.

Konrad war der jüngste Sohn des streitbaren und staatsklugen Landgrafen Hermann I., dessen Hof sich vor allen deutschen Fürstenhöfen durch große Pracht auszeichnete und als ein Sitz und Mittelpunkt des deutschen Minnegesanges berühmt wurde. Konrads Knabenalter fällt in die Zeit des bekannten Sängerkrieges auf der Wartburg, und die Liebe zur Dichtkunst, welche alle Personen beseelte, die sich mit seiner Erziehung beschäftigten, oder denen er Achtung und Ehrfurcht schuldig war, hat wahrscheinlich dazu beigetragen, seinem Geiste den romantischen Schwung zu geben, durch den er sich in seinen reiferen Lebensjahren ausgezeichnet hat. Noch bevor Konrad das Jünglingsalter erreicht hatte, starb sein Vater (1216), und nun verstummten allmählig die Harfenklänge der Minnesänger, die glänzenden Feste nahmen ein Ende, und nachdem im Jahr 1221 sein älterer Bruder, dem die Landesregierung zugefallen war, sich mit der frommen Elisabeth vermählt hatte, da wich die heitere Lust völlig einer schwärmerischen Frömmigkeit, und Andachtsübungen und fromme Büßungen verdrängten die frohen Gelage. Als Konrad in's Mannesalter getreten, fand ein abermaliger

Wechsel in den Neigungen und Beschäftigungen des Wartburger Hofes Statt; denn nachdem im Jahr 1227 der regierende Landgraf, Ludwig der Heilige, gestorben war, wurde von Heinrich Raspe, Landgraf Hermanns zweitem Sohne, Ludwigs Wittwe, die heilige Elisabeth, verfolgt und von der Wartburg vertrieben, und der Hof bekam nun ein kriegerisches Ansehen.

Von jeher hatte sich der Thüringer Landgrafenstamm durch Streitbarkeit ausgezeichnet, und Konrad bewies sich in dieser Hinsicht seines Stammes werth. Ludwig hatte einen vierjährigen Sohn, Hermann, hinterlassen, über den Heinrich Raspe und Konrad gemeinschaftlich die Vormundschaft führten. Heinrich übernahm die Regierung von Thüringen und überließ Konraden die Verwaltung von Hessen. Letzterer kam dadurch in Berührung mit dem unruhigen und anmaßenden Erzbischof Siegfried von Mainz, der ihm bald Veranlassung zu einem Streit gab, welcher in eine blutige Fehde ausartete, deren Folgen entscheidend für das Leben des Landgrafen Konrad wurden.

Der Erzbischof Siegfried hatte, um seine und seiner Vorgänger Schulden zu tilgen, alle geistliche Stiftungen seines Sprengels mit einer schweren Steuer belegt, welche er auch von dem Abte zu Reinhardsbrunn mit großer Strenge einforderte. Der Abt wandte sich, um der Schatzung zu entgehen, an den Landgrafen Konrad, der ihm verbot, eine Abgabe an den Erzbischof zu zahlen, da das Kloster eine Stiftung der Landgrafen von Thüringen und von ihnen nicht deßhalb so reichlich ausgestattet sey, um den Säckel des Erzbischofs von Mainz zu füllen. Der Abt weigerte sich nun standhaft, die ihm auferlegte Abgabe zu zahlen; der Erzbischof aber belegte ihn dafür, mit Geneh-

migung des Papstes, mit dem Bann und drohete ihm mit der Absetzung. Das wollte der Abt nicht abwarten; er begab sich nach Erfurt zum Erzbischofe, versprach Folgeleistung und bat um Lösung des Bannes. Diese wurde ihm nur unter dem Beding zugesagt, wenn er zur Buße für seine Widersetzlichkeit drei Tage nach einander mit entblößtem Rücken vor dem Erzbischof und seinem Kapitel erscheinen und sich mit Ruthen streichen lassen würde. An eben dem Morgen, als der Abt zum drittenmal diese schimpfliche Züchtigung erleiden sollte, kam Landgraf Konrad auf einer Reise von Neuenburg nach der Wartburg in Erfurt an. Er begab sich in die Kirche des Marienstifts, um die Frühmesse zu hören, gerade da der Abt im Begriff war, im Kreuzgange sich auszukleiden. Dem Landgrafen wurde dieses angezeigt, und er eilte sogleich nach dem Kapitelhause, wo er den Abt entkleidet, mit Ruthen in der Hand vor dem Erzbischofe knieend, fand. Der Uebermuth Siegfrieds, der sich mit seinen Domherren an der Demüthigung des Abtes weidete, versetzte den Landgrafen in eine solche Wuth, daß er auf den Erzbischof zulief, ihn an den Haaren zu Boden riß und nur mit großer Mühe von seinem Gefolge abgehalten wurde, ihn zu ermorden.

Konrad setzte seine Reise nach der Wartburg fort, erzählte seinem Bruder Heinrich die Beschimpfung, die der Abt von dem Erzbischofe erlitten hatte, und erklärte, daß er deßhalb das Mainzer Gebiet mit Krieg überziehen wolle. Heinrich genehmigte es und erbot sich, ihn dabei zu unterstützen. Konrad zog nun seine Kriegesmannschaft zusammen, fiel damit in das Mainzer Erzstift ein, plünderte und zerstörte mehrere Ortschaften und richtete einen großen Schaden in dem Main-

zer Lande an. Doch hatte Siegfried schon zuvor einen Angriff auf eine Stadt im hessischen Gebiet gethan. Auch vor Fritzlar erschien Konrad und ließ daselbst durch Hermann von Treffurt die Vorstadt abbrennen, die Mühlen zerstören und eine steinerne Brücke zertrümmern. Da die Stadt selbst wohl befestigt war, wollte der Landgraf sie nicht angreifen, und rüstete sich eben zum Abzuge, als einige freche Weiber auf der Mauer erschienen, sich schamlos entblößten und den Landgrafen auf eine niedrige Art dadurch höhnten. Da kehrte Konrad mit seinem Kriegsvolk zurück, stürmte auf's Neue mit großer Heftigkeit die Stadt und ließ Feuer hineinwerfen. Der Bischof Heinrich von Worms, die Pröbste der Klöster von Heiligenstadt und Fritzlar nebst zweihundert ehrbaren Männern ließen sich an Stricken über die Mauer und ergaben sich an Konrad gefangen. Die Stadt wurde erstürmt, die Einwohner kamen beinahe alle durch das Schwert oder in den Flammen um, und die wüthenden Krieger verschonten auch selbst die Kirchen und Klöster nicht. Die Heiligthümer und Kirchenschätze wurden geraubt, die Reliquien entheiligt, die Bücher und Kirchengewänder zerrissen und die Geistlichen gemißhandelt.

Nachdem Konrad sich so schrecklich gerächt, begab er sich mit seinen Freunden, Hartmann von Heldrungen und Dietrich von Grüningen, nach dem Schlosse Tenneberg bei Gotha, seinem gewöhnlichen Hoflager. Daselbst erschien eines Tages eine liederliche Dirne, deren Aeußeres einen jammervollen Anblick darbot. Der Landgraf, entsetzt über die unliebliche Erscheinung, machte ihr harte Vorwürfe über ihren strafbaren Lebenswandel. Als aber die Elende mit Thränen bekannte, daß nur bittere Noth sie gezwungen habe, sich der

Schande preiszugeben, da wurde Konrad so ergriffen von diesem Bekenntniß, daß er für den Unterhalt der Unglücklichen Sorge trug; doch mit dem Beding, daß sie künftig einen sittlichen Wandel führen sollte. Das schauderhafte Bild der unglücklichen Weibsperson hatte einen tiefen Eindruck auf den Landgrafen gemacht und seine Seele schwer getroffen; er versank darüber in tiefes Nachdenken und brachte die Nacht unter Gewissensbissen schlaflos zu. Er hatte ein hartes Urtheil über die Dirne gesprochen, die doch nur durch eine tiefe Noth zum lasterhaften Leben verleitet worden war: welches Urtheil sollte ihn treffen, da er im Besitz des größesten Ueberflusses sich Frevelthaten hatte zu Schulden kommen lassen, die unverantwortlich waren? Als er am nächsten Morgen seinen beiden Freunden diese Vorwürfe seines Gewissens mittheilte, eröffneten sie ihm, daß auch sie in der vergangenen Nacht von ähnlichen Betrachtungen beunruhigt worden wären. Diese wunderbare Uebereinstimmung ihrer Gedanken schien ihnen ein Wink des Himmels, der sie zur Reue und Besserung aufforderte. Sie entschlossen sich daher sogleich zu einer Wallfahrt, und gingen in Bußkleidern und barfuß nach Gladbach zu einer dem heiligen Nikolaus geweiheten Kirche, warfen sich dort am Altare nieder und fleheten um Gottes Barmherzigkeit. Darauf beichteten sie, und der Priester rieth ihnen, in den deutschen Orden zu treten, um im Kampfe mit den Heiden und als Pfleger der Nothleidenden und Kranken ihren zu Fritzlar begangenen Frevel zu büßen.

Unterdessen hatte der Erzbischof von Mainz, der dem streitbaren Landgrafen im Felde die Spitze nicht bieten konnte, die geistlichen Waffen wider ihn angewandt, und den Papst Gregor IX. bewogen, den

Landgrafen Konrad, als einen Schänder der kirchlichen Heiligthümer und Frevler an dem geweiheten Haupte des Erzbischofs, in den Bann zu thun. Zerknirscht durch diese Strafe, reisete Konrad nach Rom, um von dem Papste die Lossprechung vom Banne zu erbitten. Dort übte er sehr viele Handlungen der Wohlthätigkeit und Demuth. So speisete er während seines Aufenthaltes in Rom täglich vier und zwanzig Arme und bediente sie selbst. Als der Papst seine aufrichtige Reue sah, da löste er ihn endlich von dem Banne; doch nur unter der Bedingung, daß er sich mit dem Erzbischofe und mit allen seinen übrigen Feinden versöhne, das zu Fritzlar verbrannte Münster wieder herstelle, die Kirchen reichlich beschenke, öffentlich Buße thue und in einen Orden trete.

Nach seiner Zurückkunft von Rom, eilte der Landgraf, die Bedingungen seiner Lossprechung zu erfüllen. Unter Vermittlung Konrads von Marburg, des Beichtvaters der heiligen Elisabeth, verglich er sich mit dem Erzbischofe von Mainz. Darauf entschädigte er die unglücklichen Einwohner von Fritzlar, und nachdem er ihnen den zugefügten Schaden vergütet hatte, suchte er sie auch durch seine öffentliche Buße zu versöhnen. Mit unbedecktem Haupt, mit bloßen Füßen und eine Ruthe in der Hand bat er, vor den Kirchenthüren knieend, die Bewohner der Stadt um Vergebung seiner Schuld. Mehrere Tage lang erschien er in dieser demüthigen Stellung und reichte den Vorübergehenden stets die Ruthe mit der Bitte, die Züchtigung an ihm zu vollziehen. Doch die Bürger wollten ihre Hand nicht an den reuevollen Fürsten legen; nur ein altes Mütterchen nahm die Ruthe und versetzte ihm einige Streiche damit.

Nachdem Konrad so durch strenge Buße seinem Gewissen Genüge gethan, trat er im Jahr 1234 nebst seinen beiden Freunden, Hartmann von Heldrungen und Dietrich von Grüningen, und vier und zwanzig anderen Adeligen in den deutschen Ritterorden. Die feierliche Aufnahme erfolgte in dem Hospitale, welches die heilige Elisabeth in Marburg gestiftet hatte. Konrads Eintritt in den deutschen Orden war ein großes Beispiel von Entsagung und Frömmigkeit, denn er stand in der Blüthe des Mannesalters, hatte große Reichthümer und alles im Ueberfluß, was das Leben genußreich machen kann, und war im Begriff gewesen, sich mit einer Herzogin von Oestreich zu vermählen. Dem allen entsagte er, um sich ausschließlich frommen Pflichten zu widmen. In Marburg, wo er als Landesfürst regiert hatte, lebte er nun im Ordensconvente als demüthiger Ordensbruder. Einen Theil seiner reichen Güter wandte er dem Orden zu, von dem Uebrigen beschenkte er die Kirchen, errichtete milde Stiftungen und gründete mit dem deutschen Orden und den hessischen Landesrittern die prachtvolle Elisabethkirche in Marburg. Auch betrieb er es, daß seine Schwägerin, die fromme Landgräfin Elisabeth, im Jahr 1235 heilig gesprochen wurde. Er war nunmehr ein entschiedener Feind aller Gewaltthätigkeiten und alles Unrechts und führte ein so heiliges Leben, daß ihm sogar die Gabe, Wunder zu thun, zugeschrieben wurde.

Durch seinen erbaulichen Lebenswandel war Landgraf Konrad zu einem so großen Ansehen gelangt und durch seine Freigebigkeit gegen den deutschen Orden hatte er sich so viele Freunde erworben, daß, als im Jahr 1239 der berühmte Hochmeister Hermann von Salza gestorben war, er in einstimmiger Wahl zum Oberhaup-

te des deutschen Ordens erkohren wurde. Er zeigte sich dieses Zutrauens werth; denn seine Frömmigkeit und Andacht hatte seiner Tapferkeit und Staatsklugheit keinen Eintrag gethan, und wie kurz seine Regierung auch war, so mangelte es ihm doch nicht an Gelegenheit, sich als einen kräftigen und einsichtsvollen Regenten zu zeigen. Gerade zu der Zeit, als Landgraf Konrad die Regierung des Ordens übernahm, war der Hader zwischen dem Papst Gregor IX. und dem Kaiser Friedrich II. aufs höchste gestiegen. Ersterer hatte den letzteren mit dem Banne belegt und dem deutschen Orden streng geboten, jede Gemeinschaft mit dem gebannten Kaiser aufzugeben, bei Verlust aller Vorrechte, die der Orden je von dem römischen Stuhle erhalten. Dieser Drohung ungeachtet, wankte der Orden in seiner Treue zum Kaiser nicht, und wie streng der Hochmeister Konrad auch seine kirchlichen Pflichten erfüllte, so schreckte ihn doch der bei jeder Gelegenheit sichtbar werdende Zorn des Papstes nicht, dem Kaiser den schuldigen Gehorsam und die Anhänglichkeit, die derselbe durch seine dem Orden erzeigte Wohlthaten verdient hatte, zu erweisen. Dafür aber verlieh nicht nur der Kaiser dem Orden neue Gunstbezeugungen, sondern auch die Könige von Ungarn und Böhmen und die vornehmsten deutschen Fürsten wetteiferten, den Orden zu beschenken und zu unterstützen. Konrads Benehmen gegen den Papst und den Kaiser zeigt, daß er, bei aller seiner Gottseligkeit, doch kein blinder Frömmling war und die Religion von der Priesterherrschaft wohl zu unterscheiden wußte. Der Papst gab aus Haß gegen den deutschen Orden jeder Klage Gehör, die wider denselben vorgebracht wurde, und munterte wohl selbst des Ordens Feinde dazu auf. Um die Rechte seines Ordens zu ver-

theidigen, begab sich im Jahr 1241 Konrad selbst nach Rom. Seine Thätigkeit wurde aber bald durch eine schwere Krankheit gehemmt, von der er nicht wieder genas. Als er den Tod nahen fühlte, sprach er gegen seinen Beichtiger den Wunsch aus, in der St. Elisabethskirche zu Marburg eine Grabstätte zu finden. Sein Wunsch wurde erfüllt, und noch zeigt ein schönes Denkmal die Ruhestätte des frommen Fürsten an.

XV. Scenen aus dem drei und funfzigjährigen Unterjochungskriege.

Mit dem Beistande des tapferen Markgrafen Heinrich von Meißen hatte der deutsche Orden die Landschaft Pomesanien völlig überwältigt, darauf auch Pogesanien unterworfen und die Burg und Stadt Elbing gegründet. Nunmehr sollte zur Eroberung der Landschaft Ermland geschritten werden, und wie stets der Gebrauch der Ordensritter bei ihren Eroberungskriegen war, so wollten sie auch jetzt eine Burg in dem feindlichen Lande erbauen, um einen festen Punkt zum Schutz ihrer Unternehmungen zu haben. Zu dem Ende bemannte der Ordensmarschall Dietrich von Bernheim zwei Kriegsschiffe mit Kriegsvolk und ließ sie über das frische Haff nach der ermländischen Küste fahren, um einen gelegenen Ort zum Bau der Burg zu suchen. Sie fanden auf dem Hochlande unfern vom Ufer eine heidnische Burg, rings mit Sümpfen und morastigen Wiesen umgeben, Honeda genannt. Da sie durch Späher erfuhren, daß die Burg mit Mannschaft wohl versehen war, so versuchten sie es nicht, sie zu erstürmen, sondern überfielen die am Haff gelegenen Dörfer und plünderten sie. Die Einwohner, wähnend, es sey ein großes Heer gelandet, ergriffen schnell die Flucht. Als sie aber die geringe Zahl der christlichen Krieger inne wurden, da sammelten sie sich, umringten die Christen und erschlugen sie alle, so viel ihrer gelandet waren. Die wenigen auf den Schiffen Zurückgebliebenen sahen den Untergang ihrer Landsleute, ohne sie retten zu können, und mußten, um die Schiffe nicht in die Hände der Feinde fallen zu lassen, schnell davon segeln. Bald langten sie mit der Trauerbotschaft in Elbing an.

Von mehreren Seiten durch Feinde und Neider bedrängt, durfte der deutsche Orden nicht sogleich daran denken, die von den Ermländern erlittene Niederlage zu rächen, und der Tod des großen Ordensmeisters Herman von Salza, dem kurz darauf auch der des würdigen Landmeisters Hermann Balk folgte, hemmte alle kriegerische Thätigkeit des Ordens. Sobald aber die Bedrängniß beseitigt und ein neuer Ordensmeister gewählet war, machte der wackere Ordensmarschall Dietrich von Bernheim gleich Anstalt, die vor Honeda den Christen widerfahrene Schmach zu tilgen. Er versammelte seine tapfersten Ritter und sein bestes Kriegsvolk und fuhr damit über das Haff, um die Burg Honeda zu erobern. Auch nahm er Sturmleitern und andere Belagerungswerkzeuge mit und ließ nichts außer Acht, was zum Gelingen seiner Unternehmung beitragen konnte. Da das Volk, welches in der Gegend der Burg wohnte, die Kriegsmacht des Ordens landen sah, entfloh es nach den Wäldern im Innern des Landes und gab seine Wohnungen preis. Der Marschall, der wohl wußte, daß die Burg mit einer Besatzung gut versehen war, stellte seine Mannschaft in einiger Entfernung davon auf und sandte einen mäßigen Haufen voraus, der durch Schießen die Besatzung herauslokken sollte. Da diese Absicht aber nicht gelang, so mußte ein zweiter Haufe mit den Sturmleitern nahen, während der erstere genau Acht auf das Burgthor hatte, um die ausfallenden Feinde zu empfangen. Als die Preußen die Anstalten zum Sturm sahen, da thaten sie wirklich einen Ausfall und warfen sich mit großer Heftigkeit auf die Ordenskrieger, die aber darauf schon gefaßt waren und dem Feinde einen muthvollen Widerstand leisteten. Um die Deutschen zu überwältigen,

ſandten die Preußen aus der Burg ihren Kämpfern von Zeit zu Zeit Beiſtand, daſſelbe that der Ordensmarſchall, und ſo wurde aus einem kleinen Gefecht ein blutiges Treffen, in welchem die Chriſten die Oberhand behielten. Die Preußen hatten das Burgthor offen gelaſſen und eilten, als der Kampf ſich gegen ſie entſchied, und nachdem viele der Ihrigen erſchlagen waren, die Burg wieder zu erreichen. Die Ordenskrieger folgten ihnen, um mit den Preußen zugleich in die Burg zu dringen, und es begann auf's Neue ein mörderiſcher Kampf, in welchem von beiden Seiten viele wackere Helden blieben, und es den Preußen doch endlich noch gelang, die Burg zu retten. Nun umſchloß der Marſchall die Feſte, um durch Hunger ihre Uebergabe zu erzwingen. Die Preußen thaten keine Ausfälle mehr, doch vertheidigten ſie die Burg muthig und hofften ſie behaupten zu können. Endlich fing der Mangel an Lebensmitteln an empfindlich zu werden, und nun erſchien Kodrune, der Hauptmann der Beſatzung, im chriſtlichen Lager, um wegen der Uebergabe der Burg zu unterhandeln. Der Ordensmarſchall wollte der Beſatzung freien Abzug geſtatten, doch nur wenn ſie den Chriſtenglauben annähme. Kodrune verſicherte: Jeder, bis auf den letzten Mann, würde eher ſterben als ſolches thun; doch ließ er ſich am Ende bereden, den Preußen dieſes Verlangen zu eröffnen und zur Bewilligung deſſelben anzurathen. Kaum hatte er aber ſeine Meinung kund gethan, als ſeine erbitterten Landsleute ihn mit ihren Keulen erſchlugen, da ſie glaubten, daß er ſie an die Ordensritter verrathen wolle. Durch die Ermordung ihres Hauptmanns hatte die Beſatzung ſich ſelbſt geſchadet, denn nun war Niemand vorhanden, der ihre Vertheidigungsanſtalten leitete; und als

die Burg auf's Neue angegriffen wurde, da reichte ihr Widerstand, dem nun die nöthige Ordnung fehlte, nicht mehr hin. Die Christen erstürmten die Burg und erschlugen den größesten Theil der Besatzung, den Rest aber machten sie gefangen.

Durch die Eroberung der Burg Honeda hatten die Ordensritter einen wichtigen Schritt zur Unterwerfung der Landschaft Ermland und des ganzen Landes gethan. Die Lage dieser Feste war so vortheilhaft, daß sie für die Eingangspforte zu drei Landschaften, Ermland, Natangen und Samland, galt, und da sie zugleich durch das nahe Haff mit den bereits eroberten Landen im Zusammenhange stand, so konnte sie zum Sammelplatz für alle Kriegeszüge der Ritter in den noch uneroberten Landschaften dienen, auch war sie von dem Haffe aus mit den nöthigen Lebensbedürfnissen und Kriegesvorräthen leicht zu versorgen. Die Wichtigkeit der Burg einsehend, ließ der Ordensmarschall sie sogleich stark befestigen und legte eine zahlreiche Besatzung hinein. Aber auch die Preußen sahen ein, wie viel sie durch Honeda, nunmehr von den Christen Balga genannt, verloren hatten, und vereinigten sich zur Wiedereroberung derselben. Der Landesfürst der Ermländer, Piopso, trat an die Spitze seines Volks und zog damit vor Balga. Er hatte seinem Volke und sein Volk ihm gelobt, Blut und Leben an die Wiedereinnahme der Feste zu setzen. Als die Ritter die Aufforderung, sich zu ergeben, zurückwiesen, da fing Piopso unverweilt zu stürmen an. Doch bald streckte ihn ein aus der Burg geschossener Pfeil nieder, sein Tod benahm den Ermländern den Muth, und schnell hoben sie die Belagerung auf.

Die Ritter glaubten sich nun von jedem Angriff befreiet, doch bald erhielten sie durch einige Neubekehrte die Nachricht, daß sich die Ermländer und mit ihnen auch der mächtige Stamm der Glottiner zu einem neuen Angriff rüsteten. Dagegen suchten die Ritter sich zu sichern. Balga war von drei Seiten mit Sümpfen umgeben und gegen Norden von dem frischen Haff begrenzt. Nach Süden führte ein einziger schmaler Knitteldamm durch den Sumpf; an dem Ende dieses Dammes legten die Ritter an einem kleinen Flusse eine Mühle an, befestigten sie mit Wall und Graben und legten eine Besatzung hinein. Kaum war aber diese Schutzwehr fertig, als die Ermländer und Natanger, die Glottiner an der Spitze, davor erschienen, die Befestigung eroberten und die Besatzung ermordeten. Der Dammweg stand den Preußen nun offen, doch griffen sie die Burg nicht an, sondern beschränkten sich darauf, der Besatzung die Lebensmittel abzuschneiden und jenseits des Moraſtes einige Befestigungswerke anzulegen, um für den Fall, wenn der Frost den Uebergang über den Moraſt möglich gemacht haben würde, die Streifereien der Ritter von der Burg in den Landschaften zu verhindern. Die Ritter hatten an dem Dammwege auf einer Anhöhe, der Schneckenberg genannt, eine neue Befestigung angelegt und mit einer starken Besatzung versehen. Die Preußen umschlossen aber diese Wehrburg, bemächtigten sich wieder des Dammweges und streiften bis unter die Mauern der Burg. Die Ritter waren nicht zahlreich genug, um einen Kampf in freiem Felde zu wagen, daher mußten sie sich in ihren Mauern verschlossen halten und es mit ansehen, wie die Feinde alle Zugänge zur Burg versperrten und es ihnen unmöglich machten, sich mit den

nothwendigen Bedürfnissen zu versorgen. Der Mangel in der Feste wurde von Tage zu Tage größer, schon fehlte es am Unentbehrlichen und schon dachten die Ritter daran, Feuer in die Burg zu legen und zu versuchen, sich durchzuschlagen, als ihnen ganz unerwartet Hilfe erschien.

Der Herzog von Braunschweig, Otto das Kind, hatte das Gelübde zu einem Kreuzzuge nach Preußen gethan und war, um es zu lösen, jetzt mit einem stattlichen Heerhaufen an der Weichsel erschienen. Daselbst war die Bedrängniß der Besatzung zu Balga sehr wohl bekannt, doch hatte ein Streit mit dem Herzoge von Masovien verhindert, ihr Beistand zu senden. Herzog Otto schiffte sich unverweilt mit seiner Kriegesschaar ein, um Balga zu entsetzen. Als die Belagerten seine Schiffe gewahr wurden, da belebte sich ihr Muth auf's Neue und unbeschreiblich groß war ihre Freude, als sie den Herzog landen sahen und sich nun überzeugten, daß ihre Hoffnung auf Befreiung sie nicht getäuscht habe. Der Herzog, wiewohl noch jung an Jahren, zeigte doch eine große Vorsicht in seinem Unternehmen, um sich einen glücklichen Erfolg zu sichern. Einen Theil seiner Kriegsleute ließ er in den Schiffen, ein anderer Theil, der gelandet wurde, mußte sich unter dem Berge am Ufer lagern und ganz stille verhalten, damit die Preußen nicht aufmerksam auf die Ankunft der christlichen Kriegesschaar gemacht würden; der Herzog selbst, mit Einigen aus seinem Gefolge, begab sich in die Burg. Daselbst ließ er sich mit Sitten und Gebräuchen der Preußen und mit ihrer Art, Krieg zu führen, bekannt machen, und nachdem er alles wohl erkundet, ward er mit den Rittern einig, die Preußen in großer Anzahl vor die Burg zu

locken und sie dann zu schlagen. Um dieses zu bewirken, gab sich Pomande, ein vornehmer Preuße, her, der bei seinen Landsleuten, den Ermländern in hohem Ansehen gestanden, dann aber das Christenthum angenommen hatte und sich nun in der Burg zu Balga aufhielt. Dieser ging in das Lager der Ermländer und gab vor, daß er aus Haß gegen das Christenthum und die Christen von ihnen geflohen sey. Er wurde mit großer Freude empfangen und gewann sogleich das Zutrauen seiner Landsleute. Er erzählte viel von der Ordensbrüder Art und Sitten, rühmte sie als tapfere, fromme Menschen, versicherte aber, daß sie durch den Mangel an Lebensmitteln jetzt zu sehr entkräftet wären, um sich in der Burg noch länger halten zu können, wenn ein ernsthafter Angriff darauf gemacht würde. Er rieth daher, so viel Mannschaft als möglich aus Ermland, Natangen und Barten zusammenzuziehen und damit Balga anzugreifen, ehe ein Entsatz von Elbing käme. Um das Gelingen dieses Angriffs zu sichern, wollte er selbst nach der Burg zurückkehren und ihnen ein Zeichen geben, wann und wo die beste Zeit zum Angriff sey. Doch ermahnte er, nicht zu erschrecken, wenn die Ritter einen Ausfall thun sollten, denn dieß geschehe nur aus Verzweiflung und die Entkräfteten wären durchaus nicht mehr zu fürchten.

Die Ermländer befolgten Pomandes Rath und zogen, nachdem die Natanger und Barter sich mit ihnen vereinigt hatten, gegen die Burg. Die Ritter verhielten sich ganz ruhig, bis die Preußen nahe an der Mauer waren, da öffneten sie aber plötzlich die Thore und stürzten sich auf die Feinde. Diese zogen sich zurück, ordneten aber schnell ihre Schlachtreihen

und leisteten den Ordenskriegern Widerstand. Die Ritter hatten die bessere Rüstung, vollkommnere Waffen und die größere Kriegskunde voraus; die Preußen dagegen die größere Zahl und die Ueberzeugung, daß sie es mit kraft- und muthlosen Streitern zu thun hätten. Von beiden Seiten wurde mit großer Tapferkeit und mit dem festen Vorsatz, den Feind zu vernichten, gefochten; von beiden Seiten fiel mancher tapfere Mann, der Kampf aber blieb unentschieden, bis der Herzog von Braunschweig mit seiner Schaar aus dem Hinterhalt hervorbrach und den Preußen in den Rücken fiel. Sie geriethen in Verwirrung, wankten, wichen. Der Sieg war ihnen entrissen, nicht mehr an Eroberung der Burg, nur an Rettung dachten sie. In eiliger Flucht wollten sie über den Knitteldamm davon ziehen; sie fanden ihn besetzt. Vorn und im Rücken metzelten die Sieger, von beiden Seiten hinderten Moräste und Sümpfe die Entkommnen; nirgends einen Ausweg, überall der gewisse Tod. Alle, die es versuchten über den Moraſt sich zu retten, versanken darin und kamen um; wer nicht floh, fiel unter dem Schwerte der Sieger, und so blieb von dem großen muthvollen Heere nicht Einer übrig, der die Nachricht von dem Unglück seiner Landsleute in die Heimath hätte bringen können. Diese schreckliche Niederlage hatte große Folgen. Der Kern der streitbaren Mannschaft der drei Lande, Ermland, Natangen und Barten war gefallen. Der Herzog Otto durchzog nun die wehrlosen Lande, heerte, brannte, plünderte, und wer von den Preußen nicht entwich, der wurde umgebracht. Da brach der Muth der drei Volksstämme, sie entsagten ihren Göttern und nahmen die Taufe an. Durch diesen Krieg wurde die Wichtigkeit der Feste Balga

erst recht offenbar, die durch ihre Lage bei guter Vertheidigung unüberwindlich und eine Pforte zu den Landschaften Natangen und Ermland, auch eine Schutzwehr des Landes gegen Angriffe von der See her war. Deßhalb ließ der Orden sie so fest als zierlich ausbauen, so daß sie zu den größesten und stärksten Festen des Landes gehörte. Noch heute zeigen die mächtigen Trümmer von dem großen Umfange und der ungewöhnlichen Festigkeit dieser Burg, von welcher ein der muthwilligen Zerstörung entgangener Theil den Seefahrern am Tage als ein Zeichen dient, wornach sie die Richtung ihrer Fahrt bestimmen.

Zu der Zeit als Poppo von Osterna Landmeister in Preußen war, wünschte der Herzog Swantepolk von Pommern, seit langem schon des Ordens unversöhnlicher Feind, einige frohe Tage zu genießen, und begab sich deßhalb mit mehreren seiner Freunde und Vertrauten aus der Ritterschaft nach seinem Landhause zu Subitz. Daselbst wollte er sich, frei von Regierungsgeschäften und fern von dem Gepränge des Hofes, der Lust und Fröhlichkeit überlassen und bei den Freuden der Tafel und muntern Scherzen die Sorgen und den Ernst seines Berufs für kurze Zeit vergessen. Diesen Entschluß des Herzogs hatte der Landmeister erfahren und beschlossen, den gewaltigen Widersacher des Ordens zu überfallen und gefangen zu nehmen. Zu dem Zweck berief er einige der tapfersten Ordensbrüder und eine kleine Schaar Reisiger und trat in größester Heimlichkeit den Zug nach Subitz an. Herzog Swantepolk hatte in seinem Gefolge einen Ritter, der wegen seiner Feigheit zum steten Ziele des Spottes diente und der sogleich erblaßte und zit-

terte, wenn nur die Rede von den Rittern des deutschen Ordens war. Um die Munterkeit seiner Gesellschafter zu erhöhen, hatte der Herzog mit ihnen verabredet, den furchtsamen Ritter durch die falsche Nachricht von einem Ueberfall der Ordensbrüder zu erschrecken und ihn mit seiner Furcht zum Gegenstand des Gelächters zu machen. Zur Erreichung dieser Absicht wurde ein Diener ausgesandt, mit dem geheimen Befehl, daß er, wann der Herzog mit seinen Gästen an der Mittagstafel sitzen würde, zurückkehren und das Anrücken der Ordensritter melden sollte. Als die Gesellschaft sich zu Tische setzte, da erhielt der Furchtsame einen Platz hinter der Tafel in der Mitte der andern Gäste, so daß er sich nicht fortbegeben konnte, bevor die anderen aufgestanden waren. Wie nun die Tischgesellschaft im besten Schmausen war, trat der Diener plötzlich in den Speisesaal und meldete, daß er einer Schaar Ordensrittern begegnet sey und diese ihm auf dem Fuße folgten. Der furchtsame Ritter erhob sich sogleich am ganzen Leibe zitternd, und da ihm die andern Tafelgenossen nicht Platz machten, so sprang er über den Tisch und entfloh. Der Diener betheuerte nun zwar, daß die Ankunft der Ordensritter kein bloßes Vorgeben sey, doch währte es lange, ehe ihm wenigstens der Herzog Glauben schenkte und auf einem schnellfüßigen Rosse entfloh. Er war nebst dem furchtsamen Ritter der einzige, der entkam, die ganze übrige Gesellschaft und das Gefolge des Herzogs fiel in die Hände der Ordensritter und wurde entweder getödtet oder gefangen. Ohne den Scherz mit dem feigen Ritter, wäre Herzog Swantepolk sonder Zweifel selbst in die Gefangenschaft der Ordensherren gerathen.

Nachdem der endliche Friede zwischen dem Orden und dem Herzoge Swantepolk im Jahr 1248 zu Stande gekommen war, sandte der Landmeister Heinrich von Wida eine Schaar Ordensbrüder nach Elbing, sich mit den Elbingischen Conventherren zu einem Streifzuge durch Ermland zu vereinigen; denn diese Landschaft war, sowie auch Natangen, von dem Orden und dem Christenthum abgefallen und hatte sich dem Heidenthum wieder zugewendet. Die Ordensschaar durchzog ganz Ermland und kam bis vor Balga, verstärkte sich mit der Besatzung dieser Burg und überfiel nun auch Natangen, das ganze Land mit Feuer und Schwert verwüstend, um den Abfall zu bestrafen. Bei diesem Zuge befanden sich der Ordensmarschall Heinrich Botal, der Hauskomthur von Balga Johannes, vier und funfzig Ritter und funfzehnhundert gemeine Krieger. Der geringe Widerstand, den die Ordensschaar überall fand, verleitete sie zu dem Wahn, daß der Muth der abgefallenen Preußen völlig gebrochen sey und sie sich nimmer zur Gegenwehr setzen würden. Durch diese Meinung sicher gemacht, vernachläßigten die christlichen Streiter alle Vorsicht und überließen sich dem Plündern und Verheeren. Die Preußen aber wurden durch die zwecklose Grausamkeit der Christen zur Rache entflammt, bewaffneten sich schnell, riefen Hilfe aus den noch unüberwundenen Landschaften herbei, und als die Ordenskrieger den Rückzug nach Balga antraten, da fanden sie plötzlich ein großes feindliches Heer vor sich und den Weg nach den Ordenssitzen von demselben verlegt. Da die Uebermacht der Preußen zu groß war, so wagten die Ritter nicht, sie anzugreifen, sondern zogen sich nach dem Dorfe Kruken zurück, welches zwischen zwei Seen liegt, und worin sie nun von

den Preußen förmlich belagert wurden. Da die Kriegsmacht der Preußen durch neue Zuziehende unaufhörlich verstärkt wurde, so fingen die Ritter mit ihnen zu unterhandeln an. Der Hauskomthur Johannes war dagegen und rieth, auf Gott zu vertrauen und in Hoffnung auf seine Hilfe eine Schlacht zu wagen, um sich durchzuschlagen; doch er wurde überstimmt, und es kam ein Vertrag mit den Preußen zu Stande, nach welchem die Ordenskrieger einige Ritter als Geißeln zur Bürgschaft für ihr friedliches Benehmen stellen und dann freien Abzug erhalten sollten. Nachdem die Geißeln ausgeliefert worden waren, begab sich das Ordensheer auf den Weg; aber kaum hatte es seine feste Stellung verlassen, als es von den Preußen überfallen und niedergemetzelt wurde. Dem Hauskomthur von Balga hieben sie das Haupt ab, steckten es auf eine Lanze, und ein Preuße sagte: „Wenn deine Brüder deinem weisen Rathe gefolgt wären, so würden sie lebendig davon gekommen seyn.“ Mehrere Ritter wurden von den erbitterten Preußen auf eine qualvolle Weise zu Tode gemartert; so unter andern schnitten sie einem den Nabel aus, nagelten denselben an einen Baum und peitschten den Ordensmann so lange darum, bis ihm die Eingeweide aus dem Leibe gewunden waren und er todt zur Erde stürzte. Nur sehr Wenige der christlichen Streiter entgingen diesem Blutbade.

Nachdem die abgefallenen Lande wieder unterworfen waren, bereiteten sich die Ordensritter auf die Eroberung der Landschaft Samland vor. Der Komthur von Christburg, Heinrich Stange, ein umsichtiger, doch heldenmüthiger und starker Mann, erhielt den Befehl, mit einer Kriegesschaar über das gefrorene Haff

zu gehen und in Samland einzubrechen. Er fiel in der Gegend, wo nun Lochstädt stehet, den Heiden in das Land, verheerte die Gegend weit und breit und kam bis nach Germau, einem schon damals stark bevölkerten Ort. Daselbst hatten sich die Samländer in großer Menge versammelt und es begann ein hitziger Kampf. Der Komthur hatte seine Schaar zur Schlacht wohl geordnet und leistete den Preußen herzhaften Widerstand; doch war die Anzahl der Feinde zu groß, das Heer der Christen wankte und zog sich zurück, da alle Möglichkeit, die Preußen zu besiegen, verschwunden war. Dieser Rückzug mußte bald in eine wilde Flucht übergehen, wenn die Preußen rasch nachsetzten, und dann war der Untergang des Christenheeres unvermeidlich. Um ein solches Unglück zu verhindern, warf sich der unerschrockene Heinrich Stange den nachsetzenden Preußen entgegen und kämpfte ganz allein mit dem Muthe eines Löwen gegen sie. Viele feindliche Krieger waren schon von seinen Hieben hingesunken, als er endlich umzingelt und mit Keulenschlägen vom Pferde gestürzt wurde. Dieß sah sein wackerer Bruder Hermann, der sprengte auf die Feinde ein, hieb sich bis zu seinem Bruder durch und kämpfte nun so lange an seiner Seite, bis beide von den Waffen des Feindes tödtlich getroffen zur Erde sanken. Diese beiden brüderlichen Helden hatten durch hochherzige Aufopferung ihres Lebens die Rettung des christlichen Heeres erkauft, denn es kam glücklich davon. Ihr Andenken wurde aber im Orden hoch in Ehren gehalten, und wahrlich sie hatten nicht weniger gethan, als vor ihnen Leonidas bei Termopylä, oder nach ihnen Arnold von Winkelried in der Schlacht bei Sempach.

Der Landmeister in Liefland, Burchard von Hornhausen, hatte mehrere Jahre hindurch ununterbrochen sich gegen die Einfälle der Litthauer und Samaiten vertheidigen müssen und beschloß daher, durch einen großen Kriegeszug diese räuberischen Feinde in Furcht zu setzen und ihnen ihre Angriffe für immer zu verleiden. Er zog deßhalb alle seine Streitmacht in Liefland zusammen, erhielt auf sein Ansuchen auch einen Heerhaufen dänischen und schwedischen Kriegesvolks und dann holte er noch aus Preußen eine ansehliche Schaar Ordensritter und neubekehrte Preußen herbei. Unter den letzteren zeichnete sich Macto, ein edler Pomesanier, und Sclode, ein edler Samländer, aus; dieser war mit zweihundert seiner Freunde und Anverwandten dem Ordensheere zugezogen. Als die Streitmacht des Ordens bei der St. Georgenburg versammelt war, traf die Botschaft ein, daß die Litthauer und Samaiten einen Einfall in Kurland gethan, und große Beute und viele Gefangene, besonders Weiber und Kinder, mit fortgeführt hätten. Das christliche Heer brach sogleich auf, um den Feind zu verfolgen und ihm die Beute wieder abzunehmen, und kam an dem Flusse Durbe in seine Nähe. Die Kurländer, die mit ansehnlicher Mannschaft gefolgt waren, baten, daß, wenn das Christenheer siegen würde, ihnen ihre Habe und ihre Angehörigen zurückgegeben werden möchten. Die Ordensritter waren dazu bereit, nicht aber so die Hilfskrieger, die da behaupteten, die dem Feinde abgenommene Beute gehöre dem Sieger, und wer das ihm Geraubte zurückerhalten wollte, der möge es mit Gelde lösen. — Als Macto von den Heerführern bei der Anordnung des Kampfes um seine Meinung gefragt wurde, da gab er einen Rath, der eines Helden würdig

war; er rieth nämlich, die Pferde sämmtlich zu entfernen, damit schnelle Flucht unmöglich wäre und Jeder im Kampfe ausdauern müßte. Dieser kühne Vorschlag mißfiel aber den Dänen, die da vorwandten, in ihrer schweren Rüstung zu Fuß nicht fechten zu können, und deßhalb wurde er verworfen. Die Kurländer, durch die Verweigerung ihrer so billigen Bitte aufgebracht, hatten heimlich zu den Litthauern gesandt und ihnen ihren Beistand zugesagt, der auch angenommen wurde. Als nun der Kampf begann, da fielen plötzlich die Kurländer den christlichen Streitern in den Rücken und brachten sie in Verwirrung. Zwar hielten die Ritter und auch die Dänen wacker Stand, aber viele der Hilfsvölker und gemeinen Krieger entflohen und brachten dadurch dem Ordensheer Verderben. Die Preußen blieben alle treu, und als die Uebermacht der Litthauer anfing bemerklich zu werden, da sprach Selode von Quedenau, der Samländer Häuptling, den Seinigen zu: „Rufet euch heute die schönen Kleider in's Gedächtniß, die euch so oft von den Ordensrittern geschenket worden, und für die lieblichen Farben jener Gewänder färbt heute eure Kleider mit dem Blute eurer Wunden; und für den süßen Meth, den ihr aus ihren eignen Händen empfangen habt, trinkt heute auch den bittern Todestrank zum Bekenntniß des wahren Glaubens an die heilige Dreieinigkeit!“ Er erneuerte mit den Seinigen den Kampf und erhielt die Schlacht lange im Gleichgewicht, und wie er, focht der wackere Macto mit seinen Pomesaniern. Endlich, nachdem der Kampf acht Stunden gewähret hatte und der treue Selode mit seinen Samländern, der hochherzige Macto mit seinen Pomesaniern, der Landmeister Burchard von Hornhausen, der Ordensmarschall Heinrich Botal

mit hundert und funfzig der Ordensbrüder, der schwedische Herzog Karl mit dem größesten Theile des dänischen Kriegesvolks als Leichen das Schlachtfeld deckten, da erst konnten die Litthauer des Sieges sich rühmen. Nur Wenige von den Ordenskriegern entkamen aus der grausamen Schlacht, und von diesen Wenigen wurde der größeste Theil eine Beute des Hungers in den unwirthbaren Wäldern. Vierzehn Ordensritter geriethen in die Gefangenschaft der Litthauer, acht davon wurden den Göttern zu Ehren lebendig verbrannt, den übrigen sechs hieben die rohen Sieger Arme und Beine ab und dann rissen sie die verstümmelten Körper in Stücken. Diese Schlacht wurde am 13. Juli 1261 geschlagen.

Bald nach der unglücklichen Schlacht an der Durbe entstand ein allgemeiner Aufruhr durch ganz Preußen, der durch folgende Begebenheit zum Ausbruch kam. Die Preußen, die sich nur höchst ungern zur Abgabe des Zinsgetreides verstanden, wurden noch schwieriger, nachdem der Orden an der Durbe einen so harten Verlust erlitten hatte, und es schien, daß er bei seiner großen Schwäche sich gegen auswärtige Feinde nicht mehr würde behaupten können. Zu der Zeit war über Natangen und Ermland ein Voigt gesetzt, mit Namen Vollrad Mirabilis. Zu dem kamen die Natangischen und Ermländischen Adeligen und baten ihn, daß er den sogenannten Pflugscheffel ihnen erlassen möchte, da die Landleute durch zu viele Frohndienste an der Bestellung des Ackers gehindert worden wären, die Abgabe überhaupt aber vertragwidrig sey. Der Voigt erwiederte darauf, daß er aus eigener Macht keinen Nachlaß bewilligen könne, ihr Gesuch aber dem

Hochmeister melden würde. Er lud darauf die Preußen ein, den Abend als Gäste bei ihm zu verweilen, und bewirthete sie freundschaftlich. Als nun der Becher mit gutem Meth schon oft gekreiset hatte, und die Gesellschaft fröhlich geworden war, da brachte der Voigt das Pflugkorn auf's Neue zur Sprache, da er hoffte, die durch das Trinken heiter gewordenen Gemüther würden weniger Umstände zur Leistung einer Abgabe machen, die, wie er wußte, ihnen nicht erlassen werden konnte. Doch die Preußen zeigten sich abgeneigter als je dagegen, löschten plötzlich, als ob es durch Zufall geschähe, die Lichte aus und hieben und stachen auf den Voigt. Dieser war aber auf einen solchen Fall vorbereitet, denn er hatte unter den Kleidern einen Panzer, auch beugte er sich mit dem Kopf unter den Tisch; daher kam er ohne Wunden davon. Als nun die Diener wieder Licht in das Gemach brachten, da saßen die Preußen jeder auf seiner Stelle und ihre Waffen waren in der Scheide, so daß Niemand eines Angriffs überwiesen werden konnte. Der Voigt ließ keinen Zorn merken, sondern nöthigte seine Gäste zum ferneren Trinken, doch zeigte er ihnen seine durchlöcherten Kleider und fragte sie, was nach ihrem Rechte derjenige für eine Strafe verwirkt hätte, der seine Obrigkeit auf eine solche meuchelmörderische Weise angriffe? Sie antworteten einstimmig: den Feuertod. Der Voigt ließ es dabei bewenden, brach das Gespräch darüber ab, und das Mahl endete in Fröhlichkeit. Einige Tage darauf lud Herr Vollrad die Preußen, die er an jenem Abende bewirthet hatte, und noch mehrere Andere wiederum zu einem Mahle zu sich ein, empfing sie freundlich und nahm sie wohl auf mit guter Speise und köstlichem Meth, und so Wirth als Gäste waren fröhlich

beisammen. Da fingen aber die Preußen unter einander heimlich in der Landessprache zu reden an, und der Voigt argwohnte, daß die Lichter abermals ausgelöscht werden sollten. Er ging unter dem Vorwande, als hätte er etwas zu besorgen, aus dem Saale, ließ aber die Thüre sogleich fest verschließen, daß Niemand hinaus konnte, und nun zündete er die Burg an, in deren Flammen seine Gäste alle ihren Untergang fanden. Darauf zog er nach Deutschland zum Hochmeister und unterwarf sich der Buße für diese greuliche That.

Die Kunde von diesem Frevel entzündete ein glühendes Rachegefühl in den Herzen der Preußen, und der Gedanke, das Joch des Ordens zu zerbrechen und die alte Freiheit, so wie den alten Glauben wieder herzustellen, wurde in dem Volke lebendig. Damals gerade hatte der deutsche Orden manche geheime und öffentliche auswärtige Feinde, dagegen keinen Bundesgenossen von Belang, und durch die von den Litthauern erlittene Niederlage war seine Macht bedeutend geschwächt worden. Den Preußen entgingen diese zu ihrer Befreiung günstigen Umstände nicht, auch kamen ihnen einige andere Vortheile zu Statten, die ihrem Aufstande einen glücklichen Erfolg versprachen. Sie hatten nämlich den Gebrauch der Waffen, deren die Ritter sich bedienten, und die Kriegesführung der Deutschen kennen lernen, auch waren viele Jünglinge aus ihren edelsten Geschlechtern in deutschen Schulen erzogen und mit deutscher Art und Sitte vertraut geworden; letztere vereinigten nun die Einsicht und Erfahrung der Deutschen mit der Kraft und der Beharrlichkeit und dem glühenden Hasse der Preußen gegen ihre

Unterdrücker. Diese jungen Männer wurden von ihren Volksstämmen zu Heerführern gewählt und ihnen ward die Leitung des Aufstandes überlassen. Die Samländer wählten den Glande, in der Taufe Richard genannt, die Ermländer den Glappo, als Christ Karl gerufen, die Pogesanier den Auctumo, Nikolaus getauft, die Natanger Naito, nun Heinrich genannt, die Barter den Diwan, zu deutsch Otto; auch soll der Sudauer Hauptmann Skomande bei seinem Volke an die Spitze getreten seyn. Diese Heerführer vereinigten sich zu einer gemeinschaftlichen Empörung, die am 20. September des Jahres 1261 zum Ausbruch kam. An diesem Tage griffen die Preußen in allen Landschaften zu den Waffen, fielen über die Christen her und mordeten alle, die in ihre Hände fielen, ohne Unterschied des Standes, Alters und Geschlechts, oder führten sie in Dienstbarkeit fort. Sie zerstörten die Kirchen und Kapellen, entweiheten und raubten alle Kirchengefäße, traten die geweiheten Hostien mit Füßen, marterten die Priester und ließen ihren Grimm auf die grausamste Weise gegen die Christen aus. Das ganze Land vom Kurischen Haff bis zur Weichsel, Pomesanien und Kulm ausgenommen, war mit Raub, Mord und Brand erfüllt, und nur noch hinter den Mauern der festen Städte und Schlösser war Sicherheit gegen das Wüthen des empörten Volkes. Aber auch gegen die Burgen waren die Angriffe der Preußen gerichtet, sie trieben die Heerden der Ordensritter fort, lockten diese dadurch zu Ausfällen und griffen sie dann aus sicherem Hinterhalt an. Die Lage des Ordens wurde verzweiflungsvoll, und wie tapfer die Ritter sich auch vertheidigten, so schien es doch kaum möglich, das Land gegen das empörte Volk, dessen Stämme sich zum erstenmal alle zur Er-

kämpfung ihrer Freiheit vereinigt hatten, behaupten zu können.

In jenen Tagen der Noth geschah es, daß zwei Ordensritter aus dem Konvent zu Elbing mit den Preußen in eine verrätherische Verbindung traten und ihnen das Schloß überliefern wollten. Dieser Anschlag ward aber noch früh genug entdeckt, um vereitelt werden zu können. Der Landmeister, Hartmud von Grumbach, ließ die beiden Verräther, zur Warnung für Andere, lebendig verbrennen. Da aber nach den Statuten des Ordens kein Ordensbruder den anderen am Leben strafen durfte, so wurde der Landmeister seines Amtes entsetzt.

Dieser Aufruhr der Preußen war unter allen, die bis zur völligen Unterwerfung des Landes erfolgt sind, der am allgemeinsten verbreitete und blutigste, und es kostete unermeßliche Anstrengungen, ihn zu unterdrücken. Der Papst erließ, sobald er die Bedrängniß des deutschen Ordens erfuhr, Ermahnungsschreiben an die deutschen Fürsten, daß sie den Ordensrittern beistehen möchten, auch ließ er in Deutschland, Böhmen, Dänemark, Schweden und Norwegen das Kreuz gegen die abtrünnigen Preußen predigen. Dieses hatte den Erfolg, daß ein beträchtliches Kreuzheer zum Beistand der Ordensritter nach Preußen aufbrach, wodurch sie in den Stand gesetzt wurden, sich mit den Abgefallenen im offenen Felde messen zu können.

Sobald dieses Kreuzheer in Preußen angekommen war, vereinigte es sich mit den Ordensrittern zu einem Zuge, um Natangen zu unterwerfen. Als das Heer Pokarben erreicht hatte, wurde ein Lager eingerichtet, welches ein Theil der Krieger bezog, während der an-

dere Theil sich im Lande zerstreuete, um Beute zu machen und das Volk durch Schrecken zur Unterwerfung zu bringen. Diese nachtheilige Trennung der Streitkraft hatten die Natanger erfahren und beschlossen, die im Lager befindlichen christlichen Streiter anzugreifen. Die Natanger waren den Deutschen bei weitem an Zahl überlegen, doch, als es zur Schlacht kam, hielt die Tapferkeit der Deutschen der Mehrzahl der Preußen die Wage. In dieser mörderischen Schlacht hat der Ritter Stenzel von Bentheim durch seine Kühnheit und Kraft seinen Namen unsterblich gemacht. Er hatte den Glauben, daß die Seelen derer, die in dem Kampfe mit den Ungläubigen blieben, der Läuterung im Fegefeuer nicht bedürften, sondern sogleich der himmlischen Freuden theilhaftig würden; und dieser Glaube benahm ihm alle Todesfurcht. Als die Schlacht begann, stürmte er mit gefällter Lanze in die Schlachtlinie der Natanger ein und drang hindurch, indem er die Feinde von beiden Seiten niederwarf; dann kehrte er um und fiel dem Feinde in den Rücken, um die schnell wieder geschlossene Linie abermals zu öffnen. Aber nun hemmten die Leichen der Erschlagenen seinen Weg, die Natanger gewannen Zeit, ihn zu umringen, und da sank er von unzähligen Hieben tödtlich verwundet zu Boden. Sein Beispiel entflammte die christlichen Streiter zu einem Heldenmuth, der ihnen den Sieg unfehlbar errungen haben würde, wenn ihre Zahl nicht außer allem Verhältnisse gering gegen die der Feinde gewesen wäre, die übrigens, durch ihren Heerführer Heinrich Monte in der deutschen Waffenführung und Streitart unterrichtet, ihre Ueberzahl im Kampfe geltend zu machen wußten. Nachdem mit den Tapfersten des christlichen Heeres das Schlachtfeld bedeckt war, muß-

ten die Uebrigen ihr Heil in der Flucht suchen und den Natangern die Palme des Sieges überlassen.

Nach diesem großen Siege zogen sich die Natanger in das Dickicht ihrer Wälder zurück, um wieder einmal nach altem Brauch den Göttern einen gefangenen Feind zum Opfer zu bringen. Das Loos fiel auf einen gefangenen Magdeburger, Namens Hirzhals, der dem Heinrich Monte, als er auf der Schule zu Magdeburg gewesen, Gutes erwiesen und Freundschaft mit ihm geschlossen hatte. Hirzhals bat jetzt seinen Freund, des bei ihm genossenen Guten eingedenk zu seyn und ihn vom schmählichen Feuertode zu erretten. Monte verwandte sich für seinen Freund und erlangte es, daß noch einmal geloset wurde. Auch jetzt fiel das Loos auf Hirzhals, und noch einmal machte Monte ihn frei. Als aber auch zum drittenmal das Loos auf Hirzhals fiel, da bat dieser selbst den bekümmerten Freund, ihn nunmehr seinem Schicksal zu überlassen. Er wurde in seiner Rüstung auf sein Roß gesetzt, dessen Füße an vier Pfähle befestigt waren, und darauf schichteten die Preußen Holz um ihn und verbrannten ihn ihren Göttern zu Ehren.

Seitdem die Preußen Heerführer hatten, die mit den Kriegeskünsten der Deutschen bekannt waren, wagten sie sich auch an die Belagerung der Burgen und bedienten sich dazu förmlicher Belagerungsmaschinen. Sie wurden den Rittern dadurch um so gefährlicher, und da ihnen ihre Mehrzahl gestattete, mehrere Burgen auf einmal zu belagern, so ward die Vertheidigung gegen sie immer schwieriger. Schon hatten die Burgen Heilsberg und Braunsberg und auch die Stadt Braunsberg von ihren Besatzungen aufgegeben werden müssen, schon hatte die Besatzung von Röffel feiger

Weise ihre Burg selbst angezündet und verlassen und nun wurden die Schlösser Bartenstein, Königsberg und Kreuzburg von den Preußen durch eine lange Belagerung hart bedrängt. Die Ordensritter vertheidigten sich in diesen Burgen zwar tapfer, doch wurden sie durch den Mangel an Lebensmitteln gar sehr gequält, der deßhalb um so früher eintrat, weil Viele von den bekehrten Preußen ihre Zuflucht dorthin nahmen, um sich vor der Wuth ihrer abgefallenen Landsleute zu sichern. Als in dem Schlosse zu Königsberg die Noth schon auf's Höchste gestiegen war, da nahete endlich die Hilfe. Durch die von dem Papste veranstaltete Kreuzpredigt kamen die Grafen Wilhelm V. von Jülich und Engelbrecht von der Mark mit einer ansehnlichen Schaar Krieger im Winter des Jahres 1263 nach Preußen und zogen gegen Königsberg zur Entsetzung dieser Burg. Der Hochmeister Hanno von Sangerhausen, der selbst nach Preußen gekommen war, gab ihnen eine kleine Schaar Ordensritter zu, um ihnen mit Rath in den Kriegesunternehmungen beizustehen. Sobald die beiden Grafen am 21. Januar in die Nähe von Königsberg angekommen waren, wollten sie die Verschanzungen der Belagerer angreifen. Das widerriethen aber die Ordensritter und baten, den Sturm bis zum nächsten Morgen zu verschieben. Als nun aber am folgenden Tage früh der Angriff geschehen sollte, da fanden die Deutschen die Verschanzungen leer, denn die Samländer hatten sich während der Nacht heimlich davon gemacht. Ergrimmt darüber, daß durch den — wie er glaubte — verkehrten Rath der Ordensritter ihm der Feind entgangen war, rüstete der kampflustige Graf von Jülich sogleich zum Abzuge; doch ließ er sich endlich von den Rittern überreden, zu-

vor Kundschafter auszusenden, da es zu vermuthen stand, daß der schnelle Abzug der Preußen nur eine Kriegslist sey. Diese Vermuthung bestätigte sich, denn die Samländer hatten sich im Rücken des Heeres in einen Hinterhalt gelegt, und ein dem Orden treu gebliebener Samländer, Stantike, der auf ihre Vorhut getroffen und schwer verwundet worden war, brachte die Kunde von des Feindes Nähe und Stellung. Nun brach das ganze Kreuzheer auf und den Preußen entgegen. Der Graf von der Mark führte die Reiterei, der Graf von Jülich das Fußvolk. Die Samländer, obwohl überrascht, bestanden muthig den Kampf und wichen nur, als die erschlagenen Ihrigen haufenweis den Kampfplatz deckten. Ein Theil ihres Heeres floh, der andere warf sich in das Dorf Kalgen und vertheidigte sich mit dem Muthe der Verzweiflung. Schon hatte der Kampf mehrere Stunden lang mit der größten Heftigkeit gewähret und noch keiner der streitenden Theile ein entscheidendes Uebergewicht erhalten, als endlich die Besatzung des Schlosses zu Königsberg herbeistürmte und den Ausschlag gab. Die Samländer fochten mit Löwenmuth und wurden alle, so viel ihrer im Kampfe waren, bis auf den letzten Mann erschlagen. Sie hatten über drei tausend Mann verloren. Dieser Sieg, durch welchen Königsberg befreit wurde, machte den Ordensrittern um so größere Freude, als er gerade am Jahrestage der Schlacht bei Pokarben erfochten und dadurch die vor einem Jahre erlittene Schmach ausgelöscht worden war.

Die Freude war nicht von langer Dauer, denn die Samländer waren entschlossen, Blut und Leben an die Freiheit ihres Vaterlandes zu setzen und vor allem die Feste Königsberg, durch die das Land in der

Gewalt des Ordens erhalten wurde, zu zerstören. Nalube, ein Sohn des treuen Sclode und Bruder des dem Orden unwankbar ergebenen Wargule, regte die ganze Landschaft Samland gegen den Orden auf, und sobald das Kreuzheer sich wieder aus Preußen entfernt hatte, standen gleich zahlreiche Schaaren der Samländer unter den Waffen und griffen Königsberg an. Sie eroberten die Stadt und verheerten sie; doch wurden sie von den Ordensrittern bald daraus vertrieben. Abermals, und zwar mit einer größeren Streitmacht, kehrten sie zurück; allein auch jetzt erlitten sie eine Niederlage, bei welcher siebentausend Mann erschlagen wurden, der Rest des Heeres aber zerstreut ward. Diese Unfälle vermochten nicht die Samländer von ihrem Vorsatze, die Burg Königsberg zu erobern, abzubringen; ein neues großes Heer versammelte sich und belagerte unter der Leitung des Häuptlings Glande von dem Fürsten Swayno unterstützt, die Burg. Da diese Feste allein von Elbing aus mit Mundvorrath versorgt werden konnte, so verlegten die Samländer die Mündung des Pregels mit einer großen Menge von Schiffen und nahmen alle Fahrzeuge, die mit Lebensmitteln beladen nach Königsberg wollten. Dadurch entstand eine schreckliche Hungersnoth auf der Burg und den Ordensrittern entfiel aller Muth, denn keine Hoffnung auf Entsatz war vorhanden. Da fand sich aber ein Schiffsmann aus Lübeck, der die Taucherkunst verstand; der näherte sich in der Nacht den Schiffen, tauchte unter und durchbohrte sie, daß sie sanken. Hierdurch wurde die Fahrt zu Wasser ganz frei, doch nicht auf lange; denn da es den Preußen mißlungen war, mit ihren Schiffen die Fahrt auf dem Pregel völlig zu hemmen, so erbaueten sie eine Brücke über

den Fluß und befestigten die beiden Enden derselben mit zwei starken Thürmen. Nun war die Zufuhr abermals gesperrt und die Hungersnoth in Königsberg nahm überhand.

Jetzt blieb den Rittern keine Wahl, als den schrecklichen Hungertod zu sterben, oder mit dem vielfach überlegenen Feinde zu kämpfen. Sie entschlossen sich zu dem letzteren. Die sämmtliche Besatzung von Königsberg bestieg Schiffe, fuhr damit den Strom hinab bis zur Brücke, und ein starker Ostwind, der die Schiffe mit Gewalt gegen die Brücke trieb, erleichterte den Ordenskriegern das Landen. Sie stiegen aus und machten sich mit ihren Schwertern Platz. Ihre Tapferkeit überstieg alle Erwartung; doch war die Zahl der Samländer so groß, daß jede Hoffnung, sie zu besiegen, thöricht schien. Da das Gefecht allein sich auf die Brücke beschränkte, so konnten die Preußen den Vortheil ihrer Menge nicht geltend machen, im Gegentheil hinderte der Andrang derer, die an dem Kampfe Theil nehmen wollten, die freie Bewegung der in den vordersten Reihen Fechtenden, die, beinah unbeweglich stehend, desto sicherer von den Ordenskriegern getroffen wurden. Diese kämpften mit dem festen Entschlusse, zu siegen oder zu sterben, und darum mit gänzlicher Todesverachtung. Mehrere Stunden hatte ihre Blutarbeit gewähret, als endlich die Samländer völlig von der Brücke und aus den Thürmen vertrieben wurden und die Flucht ergriffen, wobei sie ebenfalls viele der Ihrigen einbüßten. Sie verloren an diesem blutigen Tage gegen fünftausend Mann. Die Ritter zerstörten nun die Brücke nebst den Thürmen und machten dadurch den Strom wieder frei, auf welchem schon in den nächsten Tagen viele Schiffe aus Elbing mit

Mundvorath anlangten, die der Noth der Ordensritter zu Königsberg ein Ziel setzten.

Die Belagerung von Bartenstein, die gleichzeitig mit der von Königsberg statt hatte, aber länger als diese währete, weil kein Versuch zum Entsatz gemacht werden konnte, bietet gleichfalls mehrere Beispiele von großem Heldenmuth, aber auch von Rohheit und Blutdurst dar, die in jedem langen Unterjochungs-Kriege so häufig vorkommen. In der Burg befanden sich mit Inbegriff der geflüchteten deutschen Anzöglinge und der treu gebliebenen Preußen vierhundert Streiter, das Belagerungsheer aber zählte dreizehnhundert Mann, die sich drei Bergfrieden (feste Schanzen) erbauet hatten und mit Belagerungswerkzeugen wohl versehen waren, welche sie häufig zur Bestürmung der Mauer brauchten. Die Besatzung vertheidigte sich aber so gut, daß die Preußen bei dem Angriff stets größeren Verlust an Mannschaft erlitten, als sie. Bei den Ordenskriegern befanden sich zwei Preußen, Meligede und Troppo, die sich durch ihren Eifer für den Christenglauben, Treue gegen den Orden und Unerschrockenheit im Kampfe auszeichneten. Meligede, ein Samländer, der eine große Leibesstärke besaß, that bei den Ausfällen den Belagerern stets beträchtlichen Schaden, daher sie denn auch bei jedem Gefecht sein Leben zum Ziele ihrer Angriffe machten; doch durch seine Gewandtheit entging er allen ihm gelegten Schlingen. Einst erlas der Heerführer der Preußen einen starken Mann und gebot ihm, sich der Burgmauer zu nähern und von der Besatzung Einen herauszufordern zum Zweikampf auf Tod und Leben. Der streitselige Meligede, der die Schmach nicht auf den Christen ruhen lassen wollte, daß sie einen ehrlichen Zweikamf ausge-

schlagen hätten, erbat von den Rittern die Erlaubniß zum Kampf und stellte sich dem Ausforderer. Er hatte diesen bald zum Fliehen gebracht, aber indem er ihm nachsetzte, brach plötzlich eine Schaar Preußen aus dem Hinterhalt, die ihm den Rückweg nach der Burg abschnitt. Meligede schlug seine Gegner mit der Keule zu Boden, dann aber entfloh er mit großer Schnelligkeit den Feinden in einen nahen Wald und kehrte auf Umwegen nach der Burg zurück. So war er stets zum Streit bereit, verursachte den Preußen bei allen Angriffen großen Verlust und spottete ihrer Nachstellungen, bis sie ihm endlich doch verderblich wurden. Einst überfielen ihn aus einem Hinterhalt zehn starke Männer, und als er diese überwunden hatte, funfzig. Da erlag der unerschrockene Held endlich der großen Uebermacht und verblutete sein Leben unter den Streichen seiner erbitterten Feinde. Der edle Troppo fand auf eine ähnliche Weise seinen Untergang, und die Ordensritter waren über den Verlust dieser beiden treuen mannhaften Kämpen so ergrimmt, daß sie dreißig Preußen, die sich als Geißeln in ihrem Gewahrsam befanden, vor den Thoren der Feste aufhängen ließen.

Einst trugen die Preußen den geweihten Kessel, dessen sie sich bei ihren Opfern zu bedienen pflegten, aus einer Schanze in die andere. Das sahen die Ordenskrieger und eine Schaar derselben brach heraus, um den Kessel zu nehmen. Darüber kam es zum Kampf, in welchen endlich sowohl die ganze Besatzung, als die sämmtliche Belagerungsmannschaft verwickelt wurde. Die Ordenskrieger bewiesen dabei eine so unwiderstehliche Tapferkeit, daß sie das Belagerungsheer vernichteten und alle Preußen erschlugen, die sich nicht durch eine schleunige Flucht retteten. Doch kamen nur

Wenige davon. Die Ordenskrieger hatten nur einen Mann verloren, allein dieser eine war der tapfere Ordensmarschall Dietrich. Bartenstein war nun wieder frei, und die Ritter zerstörten unverweilt die von den Preußen errichteten Bergfrieden. Bald aber belagerte eine Schaar von dreitausend Mann Preußen Bartenstein abermals, stellte die Bergfrieden wieder her und umschloß die Feste so enge, daß die Besatzung beinah nur allein auf die Ringmauer der Burg beschränkt war. Zwar blieb auch jetzt die Besatzung unverzagt, doch, da nach lange dauernder Belagerung noch immer kein Entsatz erschien, so fing der Mangel an einzureißen und die Ordenskrieger sahen sich genöthiget, die so lange und tapfer vertheidigte Burg zu verlassen, um dem Hungertode zu entgehen. Bevor sie sich dazu entschlossen, hielten sie sich ganz stille, und wenn die Preußen in der Meinung, daß die Feste verlassen sey, sich der Mauer näherten, dann wurden sie mit Steinwürfen empfangen und dadurch viele der Ihrigen getödtet, oder die Besatzung that plötzlich einen Ausfall und trieb den Feind mit Verlust zurück. Als die Belagerer auf diese Weise eingeschreckt waren, da verließ die Besatzung in einer dunklen Nacht die Burg, nichts als ihre Waffen und die Heiligthümer der Kirche mit sich führend. Sie theilte sich in zwei Haufen, wovon der eine nach Königsberg, der andere nach Elbing zog. Glücklich entgingen alle dem Feinde, nur ein alter blinder Ordensbruder, der seiner Schwachheit halber nicht hatte mit fortgebracht werden können, blieb in der Burg zurück. Dieser täuschte die Preußen mehrere Tage dadurch, daß er stets in den gewöhnlichen Stunden des Gottesdienstes die Glocke zog, als wenn er den Convent zum Gebet zusammenrufte. Endlich wag-

ten sich die Preußen näher an die Burg, und da sie keinen Widerstand fanden, erstiegen sie die Mauern. Im Zorn darüber, daß die Besatzung ihnen entkommen war, ermordeten sie den alten blinden Ordensbruder, darauf besetzten sie die Burg und thaten von derselben aus den Ordensrittern vielen Schaden.

XVI. Einiges von der Regierung und Gesetzgebung des deutschen Ordens in Preußen.

Dem deutschen Orden ist häufig der Vorwurf gemacht worden, daß er die ihm unterworfenen Länder und besonders Preußen mit großer Härte und Willkür regiere und gegen seine Unterthanen schweren Druck und schreiende Ungerechtigkeiten verübe. Wenn es aber eine durch alle Zeitalter der Geschichte bewährte Erfahrung ist, daß ein Staat, dessen Regierung Willkür, Bedrückung, Tyrannei und Ungerechtigkeiten übet, nie zu einem gewissen Wohlstande gelangen, noch weniger sich darin erhalten kann, so ist der Reichthum und die Blüthe des Ordensstaates in Preußen bis zur Tannenberger Schlacht die beste Widerlegung der Ankläger des Ordens.

Im Jahre 1404 war die Bevölkerung von Preußen um ein Drittel, vielleicht um die Hälfte stärker als gegenwärtig. Die Einwohner waren reich und glücklich, der Ackerbau, der Handel und die Gewerbe blüheten und der Ordensschatz hatte größere Einkünfte als zu der Zeit irgend ein Königreich.

Daß der bis zu diesem Zeitpunkt wunderbare Flor des Landes, der große Reichthum des Ordens und dessen Riesenunternehmungen mit Willkür, Bedrückungen und schlechter Landes- und Rechtsverwaltung durchaus unvereinbar sind, bedarf kaum eines Beweises. Was ist aus dem goldreichen Spanien, was aus den einstigen Kornkammern halber Welttheile, Sizilien und Aegypten, was endlich aus Griechenland und Kleinasien geworden? In welches Elend haben schlechte

Regierungen Portugal, den Kirchenstaat und Polen gestürzt? Vergleichen wir mit diesen Ländern das stark bevölkerte, wie ein Garten angebauete Preußen, wie es bis zum Jahr 1410 war, dessen Bauern tonnenweis Geld sammelten, dessen Kaufleute die Ernten ganzer Länder aufkauften und dessen Regenten ganze Provinzen mit baarem Gelde erstanden, so dringt sich uns die Ueberzeugung auf, daß Preußen von dem Orden mit großer Weisheit regiert worden ist, weil sonst dergleichen Erscheinungen physisch unmöglich gewesen wären.

Folgende auf Thatsachen beruhende Andeutungen der Grundsätze, die der deutsche Orden bei der Regierung Preußens während des Zeitraums seiner Größe in Anwendung brachte, werden dazu beitragen, den Ungrund der gegen ihn wegen tyrannischer Herrschaft erhobenen Anklagen zu erweisen.

Vor allem hütete der Orden sich vor dem so verderblichen Viel-Regieren, welches störend in das häusliche und bürgerliche Leben der Regierten eingreift und sie zu trägen, muthlosen Sklaven herabwürdigt. Er erlaubte den Städtebewohnern ihre Magistrate selbst zu wählen, gestattete diesen die Ausübung der niederen, mit wenigen Ausnahmen, sogar der hohen Gerichtsbarkeit und die Verwaltung des Gemeindevermögens und behielt sich allein die Oberaufsicht in so fern vor, als solches zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung durchaus erforderlich war.

Frei von allem kleinlichen Mißtrauen, hielt der Orden es für billig, daß der freie Mann seinen Heerd selbst vertheidigen helfe, und darum gestattete er nicht nur den Bürgern und freien Landleuten das Recht, Waffen zu tragen, sondern erlaubte auch, besonders

den ersteren, Zeughäuser anzulegen und aus ihrer Mitte vollständige wehrhafte Heerhaufen zu bilden. Freilich verpflichtete er sie auch dagegen, die Mauern ihrer Städte selbst gegen den angreifenden Feind zu vertheidigen und in seinen Kriegen gewappnet im Felde zu erscheinen. Aber das thaten sie gern, weil sie für ihr eigenes Interesse die Waffen führten, und der Orden ersparte auf diese Weise kostspielige Besatzungen und hatte stets ein kraftvolles wohlgeübtes Heer in Bereitschaft, ohne den mindesten Aufwand dafür machen zu dürfen.

Stets war der Orden auf die bestmöglichste Benutzung der physischen Kräfte seiner Unterthanen bedacht, daher verpönte er alle Arten von Müßiggang auf das Härteste und daher beschränkte er die Ausbreitung der Bettelmönche, so viel nur immer möglich war.

So wenig der Orden auch seine Unterthanen in ihrer natürlichen Freiheit beschränken mochte, so wollte er doch, was jeder gute Regent stets wollen sollte, allein Herr in seinem Lande seyn. Er kehrte sich so wenig an die Breven und Bullen des Papstes, als an die Edikte des Kaisers; die päpstlichen Ablaßkrämer und Legaten wurden, wenn sie das Land durch Indulgenzen und Ablaßhandel aussaugen wollten, verspottet und über die Landesgrenze gebracht, und Unterthanen, die bei dem Papste oder dem Kaiser Beschwerde führten, erlitten dafür die Todesstrafe.

Alle Verwaltungsbeamte des Ordens waren zugleich Mitglieder desselben und hatten als solche dringende Bewegungsgründe, ihren Aemtern wohl vorzustehen. Das große Problem aller Regenten, ihr Interesse mit dem ihrer Beamten auf das innigste und un-

zertrennlichste zu verschmelzen, hatte der Orden dadurch auf das glücklichste gelöset, und darum mangelte seiner Regierung auch das Gedeihen nicht.

Mit unerbittlicher Strenge hielt der Orden auf die Befolgung seiner Gesetze und Verordnungen. Es ist eine altbewährte Erfahrung, die aber nie und irgendwo mehr beherziget worden ist als bei dem deutschen Orden in der Periode seiner Größe, daß Nachsicht die Schuld gebiert. Unnachsichtlich und ohne Ansehen der Person wurden Uebertretungen der Gesetze bestraft, und darum erfüllte die Gesetzgebung auch ganz ihren Zweck, das heißt, sie verminderte die Verbrechen und Vergehen und erleichterte den Regierten das Bestreben, ihre Bestimmung als Menschen und Bürger zu erreichen.

Endlich schützte der Orden das Leben, die Ehre und das Vermögen seiner Unterthanen mit einer Sorgfalt, die in dem Zeitalter in keinem christlichen Staate so gewissenhaft angewandt wurde. Wenn man die diese Gegenstände betreffenden Gesetze gleich denen des Drako mit Blut geschrieben nennt, so wollen wir nicht widersprechen; denn in der That, es ist kaum möglich, härtere Strafen zu erfinden, als die in dergleichen Fällen von dem Orden verhängt waren. Indessen bewährte sich ihre Zweckmäßigkeit durch die verhältnißmäßig geringe Anzahl von Verbrechen, in einem Zeitalter, wo die sittliche Bildung der Menschen nur noch einen schwachen Zügel ihrer Begierden und Leidenschaften darbot, und in einem Lande, wo die Waffen beinah nimmer ruheten; und deßhalb bedürfen sie also keiner Rechtfertigung.

Der deutsche Orden brachte schon im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert bei seiner Staatsverwaltung Grundsätze zur Ausführung, deren Anwendung

im neunzehnten noch für bewährt gefunden wird; und es ist leicht zu erweisen, daß gerade in denen Staaten, die nach einem Systeme verwaltet werden, welches in seinen Grundzügen mit dem des deutschen Ordens übereinstimmt, die größtmöglichste Summe von Volksglück herrscht. Als Beleg des eben Gesagten folgen einige Artikel aus der Landesordnung des Hochmeisters Siegfried von Feuchtwangen (regierte von 1309 bis 1312.)

Art. I. Es soll kein Jude, Zauberer, Schatzgräber oder Weidler (altpreußischer Wahrsager), die alle den Glauben verfälschen und die Leute zum Unglauben verführen, im Lande geduldet, noch weniger von den Einwohnern in den Städten und auf dem Lande aufgenommen werden. Wer sie aber hegen wird, der soll die nämliche Strafe leiden, die über diese Betrüger selbst von Rechts wegen verhängt ist.

Art. III. Wer preußisches Gesinde im Dienst hat, soll es anhalten, an Sonn- und Festtagen die Kirche zu besuchen und zu gewissen Zeiten dem Priester zu beichten, auch deutsch zu reden, bei Strafe von drei Mark. (Dieses zur Beförderung der Sittlichkeit der unteren Volksklasse nothwendige Gesetz widerlegt auf eine unzweideutige Weise den dem Orden häufig gemachten Vorwurf, daß ihm der Kulturzustand seiner preußischen Unterthanen gleichgiltig gewesen sey. Das strenge Gebot für die eingeborenen Preußen, deutsch zu reden, hatte den heilsamen Zweck, deutsche Bildung bei den Preußen zu verbreiten und die feindselige Trennung zwischen den Eingebornen und den Anzöglingen aufzuheben.)

Art. IV. Kein geborner Preuße darf in den Städten, Vorstädten und Dörfern Theil an der Ver-

waltung haben. Auch soll kein Preuße, weder Mann noch Weib, Bier schenken, sondern die Eingebornen sollen allein dem Ackerbau obliegen.

(Bei der Empörungssucht der neubekehrten Preußen war es nothwendig, sie von allen einflußreichen bürgerlichen Verhältnissen fern zu halten, wodurch sie der öffentlichen Ruhe hätten gefährlich werden können. Sobald diese Besorgniß überflüßig wurde, verlor das Gesetz seine Kraft.)

Art. V. Enthält die Festsetzung des Gesinde- und Tagelohns. Als sehr human verdient die Verordnung darin bemerkt zu werden, daß kein Brotherr einen Dienstboten miethen soll, ohne Mitwissen der nächsten Anverwandten des Letzteren.

Art. VI. So ein Dienstbote seiner Herrschaft entläuft, so mag dieselbe ihn aufsuchen, und wo sie ihn findet, bei einem Ohr annageln.

(Allerdings hart, doch wegen der damals verwilderten und widerspenstigen Eingeborenen zu entschuldigen.)

Welche Herrschaft ihren Dienstboten ohne rechtliche Ursache entläßt, die soll ihm seinen vollen jährlichen Lohn zahlen. Keinen Lediggänger soll man leiden, bei großer Strafe.

Art. VII. Dienstboten, die sich verehelichen wollen, soll dieses von der Herrschaft nicht verwehrt werden dürfen, außer in der Ernte, der Weinlese und beim Hopfenpflücken. (In mehreren deutschen Ländern war es bis zu neueren Zeiten noch ein Vorrecht der Brotherrschaft, dem Gesinde nach Gutdünken das Heirathen zu verbieten oder zu gestatten.)

Art. IX. Die Verkäufer sollen ihre Waare auf den Märkten der Städte feil stellen. Die Vorkauferei

wird mit Verluſt der Waare und dreißig Mark beſtraft.

Art. X. Ein jeglicher Handwerker ſoll ein beſonderes Merkzeichen haben, um damit ſeine Arbeit zu bezeichnen, auf daß man die Arbeit eines jeden erkennen mag.

Art. XIII. Bei den Gemeindegerichten in den Städten und Dörfern ſollen die Strafen nicht, wie damals im Gebrauch, in Bier vertrunken, ſondern zum Ankauf der Waffen verwendet werden.

Art. XV. Keine gemachten Kleider ſollen in's Land zum Verkauf eingeführt werden. Auch iſt es nicht erlaubt, ein Gewand nochmals zu färben, ſondern es ſoll bei ſeiner urſprünglichen Farbe belaſſen bleiben.

Art. XVI. Kein Landmann ſoll um Lohn fuhrwerken, noch Waare feil haben, ausgenommen die Krugwirthe; die anderen ſollen ihre Aecker bauen, bei Strafe von zehn Mark.

Art. XIX. Niemand ſoll verlaufenes Geſinde in ſein Haus aufnehmen, bei Strafe von dreißig Mark.

Art. XX. Um keinerlei Schuld darf Vieh gepfändet werden, welches der Eigner zu ſeiner täglichen Arbeit bedarf.

(Dieſes ſo menſchliche und mit den Grundſätzen der Billigkeit übereinſtimmende Geſetz, welches dem Landmann, wenn er in Noth gerieth, doch die Möglichkeit erhielt, ſich und die Seinigen vor dem Hungertode zu ſchützen, wird noch gegenwärtig in einigen deutſchen Staaten gar nicht, oder doch nur unvollkommen in Anwendung gebracht.)

Art. XXII. Niemand ſoll Holz ausrohden, um es zu verkaufen; es ſey denn, er wolle Acker ſtatt des

Holzwuchses machen; bei Verlust des Holzes und Strafe von drei Mark.

(Diese Verordnung beweiset die umsichtige Staatshaushaltung des deutschen Ordens, denn zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts war in den mehresten deutschen Regierungen von Holzschonung noch keine Rede.

Art. XXIII. Es soll Jedermann freistehen, sich wegen eines ihm zugefügten Schadens auf die Entscheidung guter Leute zu berufen.

(Dieses etwas dunkel abgefaßte Gesetz ist von grossem Nutzen für den preußischen Landmann gewesen und hat mit einigen Abänderungen bis jetzt bestanden. Es besagt nämlich nichts anderes, als: wenn Jemanden an seinen Gütern — Saaten, Wiesen, Bäumen — ein Schade — durch Menschen oder Vieh — zugefügt wird, so steht es ihm frei, ohne gerichtliche Dazwischenkunft, die Größe des Schadens durch gute, d. h. unparteiische und sachkundige Leute bestimmen zu lassen, um auf den Grund dieser Bestimmung seine Entschädigungsforderung machen zu können. Um dergleichen Feldschäden richtig zu würdigen, müssen sie auf frischer That besichtigt werden; da dieses aber von einem Richter, seiner Amtsgeschäfte wegen, in den wenigsten Fällen würde haben geschehen können, so war die Besichtigung und Abschätzung durch die sogenannten guten Leute — in späteren Zeiten Landgeschworene — allerdings höchst zweckmäßig).

Art. XXIV. Alljährlich sollen die Dorfrichter mit ihren Beisitzern die Grenzen der Dörfer umreiten und die Grenzzeichen und Scheiden, da wo sie unkenntlich geworden sind, erneuen; bei Strafe des Ersatzes alles Schadens, der durch Unterlassung dieser Pflicht entstehen könnte. (Wäre dieses Gesetz überall eingeführt und

auf die Beobachtung desselben gehalten worden, so wären Tausende von Prozessen und Tausende von verarmten Familien weniger).

Art. XXVII. Die Vormünder der Wittwen und Waisen sollen das ihnen anvertrauete Gut und Vermögen ihrer Bevormundeten schriftlich verzeichnen und beschreiben lassen, und das Anvertrauete ganz so, wie sie es übernommen haben, abliefern, bei Verlust ihrer Ehre.

Art. XXXI. Die sämmtlichen Artikel der Landesordnung sollen in allen Städten, Dörfern und Gemeinden dreimal öffentlich vorgelesen werden, damit sie zu Jedermanns Kenntniß kommen und Jedem im Gedächtniß bleiben.

Noch hat der Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen ein späteres Gesetz gegeben, wornach jeder geborene Preuße, der Jemanden aus einem Becher zugetrunken hatte, verbunden war, aus dem von neuem gefüllten Becher wiederum zuerst zu trinken, bei Verlust seines Lebens. Dieses Gesetz klingt so lächerlich, als es grausam scheint, war aber den Umständen angemessen und dringend nothwendig; denn die neubekehrten Preußen vergifteten aus Nationalhaß sehr häufig die Deutschen bei dem Trunke, und diesem Frevel konnte nicht wohl anders Einhalt gethan werden, als indem die Gelegenheit dazu auf das Härteste verpönt wurde.

XVII. Das Schloß und der Hofhalt zu Marienburg.

Es war im Jahr 1274, als der Landmeister Konrad von Thierberg in der Landschaft Pomesanien an dem rechten Ufer der Nogat, da, wo sie nach Nordosten sich wendend, eine Landspitze bildet, eine Burg zu bauen begann, deren Zweck hauptsächlich der Schutz des rechten Nogat-Ufers und die Vervollständigung einer Vertheidigungslinie, die durch Ordensschlösser von Südwesten nach Nordosten gebildet wurde, seyn sollte. Der Bau dieser Feste wurde mit so vielem Eifer betrieben, daß er binnen zwei Jahren beendigt war und im Jahr 1276 der Ritterconvent, der darin wohnen sollte, seinen Einzug halten konnte. Die neue Burg übertraf an Festigkeit, Zierlichkeit und Pracht alle andere Ordensschlösser des Landes und wurde zur Ehre der Schutzpatronin des deutschen Ordens die Marienburg genannt.

Die Burg war so ausgezeichnet vortheilhaft zur Vertheidigung des Landes und dabei so anmuthig gelegen, daß sie schon dadurch allein zur Hauptfeste des Landes sich geeignet haben würde, wenn auch ihre Festigkeit und Pracht weniger groß gewesen wäre. Hart an dem siebenzig bis hundert Fuß hohen rechten Ufer der Nogat liegend, die gerade an dieser Stelle eine Biegung macht, wurde sie von zwei Seiten von dem Flusse gedeckt. Auf der anderen Seite der Nogat breitete sich der von diesem Flusse und der Weichsel umflossene fruchtbare große Werder, ein Marschland, aus, welches, nachdem es durch die Eindämmung der beiden Flüsse vor den Verheerungen des Wassers gesichert wor-

den war, den Anblick eines meilenlangen Gartens gewährte. Gegen Abend reichte der Blick von den Zinnen der Burg über einen großen Theil der Landschaft Pomerellen, gegen Morgen bis zum Drausensee und den Ordenshäusern Preußisch-Holland und Elbing. Der Nogatfluß war in seiner ganzen Länge nach von der Montauer Spitze ab, bis zu seinem Einfluß in's frische Haff, sichtbar. Ueberhaupt beherrschte die Burg einen Gesichtskreis von sechszig bis achtzig Geviertmeilen des fruchtbarsten Landes, und bildet eine der reichsten und anmuthigsten Landschaften diesseits der Alpen.

Die Bauart der Ordensschlösser in Preußen hatte einen ganz eigenthümlichen Charakter und war mit großer Einsicht auf das Bedürfniß der Ritter berechnet, die ohne Familie in Conventen zusammenwohnend, ihr Leben zwischen Kampf und Andacht theilen sollten. Daher waren die Ordensschlösser von den Ritterburgen in Deutschland gar sehr verschieden und als Eigenthum eines mächtigen Ordens in einem viel großartigeren Style erbauet. In der Regel hatten alle Ordensschlösser Vorburgen, worin die Vorrathsgelasse für Mund- und Kriegesbedürfnisse, die bei allen Schlössern des deutschen Ordens vorhandenen Spitäler, die Wohnungen der Knechte, Werkstätten der Handwerker und Ställe befindlich waren. An die Vorburg schloß sich, doch gewöhnlich durch einen gemauerten Graben getrennt, die Hauptburg an, die stets ein Viereck bildete, an dessen vier Ecken Thürme angebracht waren. Einzelne Thürme, durch gewölbte Gänge mit dem Ganzen verbunden, traten aus dem Hauptbau hervor und dienten zur Vertheidigung und zur Aufbewahrung der Gefangenen, und je nachdem die Oertlichkeit es verlangte, zu

mancherlei anderem Gebrauch. Das Viereck der Hauptburg umschloß einen freien Platz.

Im Innern glichen sich die Ordensschlösser der Grundform nach einander, wiewohl sie an Größe, Zierlichkeit und in den durch die Oertlichkeit bedingten Einrichtungen von einander verschieden waren. In dem Hauptschlosse befanden sich außer den Wohngemächern des Komthurs und der Ritter und Priester auch Zimmer zur Aufnahme der Fremden, die Firmarie (Zimmer für kranke Ordensbrüder), dann der Remter, ein großer Saal zum Speisen und gemeinsamer Aufenthalt der Ritter, ferner der große Kapitelsaal, endlich eine Kapelle oder Kirche zur Haltung des Gottesdienstes; alle diese genannten Gelasse mußten in jeder Ordensburg vorhanden seyn.

In Marienburg lag die Vorburg gegen Nordosten, die mit der Hauptburg zugleich von drei Seiten mit einem gemauerten Graben von 78 Fuß Breite und 36 Fuß Tiefe umgeben war. Das Hauptschloß, durch einen Graben von gleicher Breite und Tiefe von dem Vorschloß getrennt, umschloß einen Hofplatz von 102 Fuß Länge und 85 Fuß Breite, in dessen Mitte ein 90 Fuß tiefer mit Quadersteinen aufgemauerter Brunnen, und auf der nordöstlichen Seite der gewölbte, winkelförmig gebrochene Eingang, der auf die Brücke zur Vorburg führte und oben mit einer Oeffnung versehen war, um Steine und Wurfgeschoß auf den andringenden Feind hinabzuschleudern. Dieses Hauptschloß, später auch das alte oder das hohe Haus genannt, war 70 Fuß bis zum Dache hoch und hatte Mauern von solcher Stärke, daß ihre Dicke noch unter der Balkenlage des Daches 8 bis 10 Fuß betrug. Fünf Thürme waren, einer an jeder der vier Ecken und einer in der

Mitte der Ostseite angebracht und dienten dem Schlosse sowohl zur Zierde als zur Vertheidigung; der auf der Ostseite befindliche, beträchtlich höhere als die Uebrigen, wurde als Wartthurm gebraucht. Das Hauptschloß hatte vier Stockwerke über der Erde, die sämmtlich mit kühn gewölbten Decken versehen waren; unter der Erde befanden sich dreifache übereinander gehende Kellerräume, und es wird nicht ohne Wahrscheinlichkeit behauptet, daß das Schloß unter der Erde eben so viel Raum enthalten habe als über derselben. Im Innern des Schloßhofes zogen sich längs der Mauer gewölbte und nach dem Hofe zu offene Umgänge hin, die auf der nordöstlichen Seite durch zwei Stockwerke, auf den drei übrigen Seiten wahrscheinlich durch alle Stockwerke gingen, deren Gewölbe im untersten Stock auf Granitpfeilern, in den obern auf gemauerten Pfeilern ruheten. Diese Gänge führten zu den Gemächern und Sälen des Schlosses und erleichterten die Verbindung der verschiedenen Stockwerke unter einander. Im obersten Stockwerke unmittelbar unter der Balkenlage des Dachs lief in den inneren wie in den äußeren Umfassungsmauern ein $2\frac{1}{2}$ Fuß breiter und 8 Fuß hoher mit Schießscharten versehener Gang herum, der die Vertheidigung des Schlosses durch Schieß- und Wurfwaffen zum Zwecke hatte. Ueber diesem Gang zog sich die zierliche Mauerbrüstung hin, die zugleich zum Schmuck des Gebäudes und zur Schutzwehr diente. Zwischen diesem Mauergeländer und dem Dache war hinreichender Raum vorhanden, um im Nothfall Krieger aufzustellen, die Steine oder Balken auf einen angreifenden Feind hinabwerfen konnten. Dieser Umgang war mit Steinplatten belegt und nützte zugleich zum Ableiten des Regenwassers von dem Dache durch Abgußrinnen,

die an die Eckthürme angebracht waren. In dem Innern dieses Hauptschlosses befanden sich alle zu dem Aufenthalte eines großen Ordensconvents erforderlichen Gemächer und Räume und zwar mit vieler Pracht und Großartigkeit erbauet, da dieses Schloß von Anfang an für sehr wichtig gehalten wurde, wiewohl es dazumal noch nicht bestimmt war, das Hoflager des Ordenshauptes zu seyn. Die nordöstliche Seite enthielt die Kirche und den Kapitelsaal, beide beträchtlich größer und zierlicher als in übrigen Ordensschlössern und mit Deckengewölben von bewundernswürdiger Kunst versehen.

Zugleich mit der Burg und zu besserer Vertheidigung derselben wurde ihr gegen Südwesten und nur durch den gemauerten Graben von ihr getrennt, auf der Stelle, wo bis dahin das Dorf Alyem gestanden hatte, die Stadt Marienburg erbauet und mit starken Mauern und Graben umgeben. Da bald nach der Vollendung des Baues der Burg ihre Wichtigkeit zum Schutz des Landes bei einer Empörung der Pomesanier und bei dem Einfall der noch unbezwungenen Sudauer erprobt wurde, so ließ der Landmeister, Mangold von Sternberg, die Befestigungen der Stadt und der Burg ansehnlich verstärken, wozu er die Baustoffe von der abgetragenen Burg Zanthir nahm.

Um sowohl den großen gemauerten Graben der Marienburg mit Wasser zu füllen, als auch die Stadt und das Schloß damit hinlänglich zu versorgen, wurde eine Wasserleitung angelegt, die noch jetzt besteht und als ein Werk von bewundernswürdiger Kunst und beinah unbegreiflichem Kraftaufwande Zeugniß von dem einsichtsvollen Walten des Ordens giebt. Diese Wasserleitung wurde sechs Meilen weit aus dem Baalauer

See über Höhen und Tiefen, durch Seen und über Flüsse gezogen. Berge mußten durchstochen, Tiefen ausgefüllt, hohe Dämme durch Thäler gezogen und eine Menge der allergrößesten Schwierigkeiten überwunden werden, ehe dieses Staunenerregende Werk zu Stande kam. Von Altmark aus, wo das Land sehr niedrig wird, läuft sie zwei Meilen weit auf einem aufgeschütteten Damme fort, und über einen Bach, der in der Nähe des Dorfes Georgendorf die Richtung der Wasserleitung durchschneidet, mußte ein 170 Fuß langes und 7 Fuß hohes Gewölbe geschlagen werden, so daß die Wasserleitung auf dem 30 Fuß hohen Damme weiter fortgehen und der Bach quer durch den Damm fließen konnte. Nur durch eine höchst sinnreiche Berechnung des Wassergefälles und durch die umsichtigste Erwägung aller Umstände war die Ausführung dieses Werkes möglich, welches noch jetzt das Staunen der Kenner erregt. Nachdem dieser Kanal zwei Seen durchflossen, dann nahe bei Marienburg mehrere Mühlen getrieben, endlich die Stadtbrunnen mit Wasser versorgt und die Stadt- und Schloßgraben gefüllt hatte, floß er durch die Burg in die Nogat ab.

Ein noch bei weitem großartigeres Werk und das bedeutendste, schwereste und dabei segenvollste, was durch den Orden je zu Stande gebracht worden und wodurch er sich den Dank und die Achtung der späten Nachwelt erworben hat, ist die Bedämmung der unter dem Namen der Werder längs der Weichsel und Nogat gelegenen fruchtbaren Marschländer. Gegen Abend und Mitternacht von Marienburg lag in meilenweiter Ausdehnung ein niedriges Sumpfgelände, welches durch die jährlichen Ueberschwemmungen der Weichsel zu jedem Anbau untauglich wurde und einen weiten Morast

bildete, aus welchem nur auf einigen Erhöhungen fünf Dörfer hervorragten. Der Landmeister, Graf Meinhard von Querfurt, faßte im Jahr 1288 den Gedanken, durch Eindämmung der beiden mächtigen Ströme den Versumpfungen Grenzen zu setzen und die große Landstrekke für den Anbau nutzbar zu machen, und sogleich schritt er auch zur Ausführung. Nur ein wahrhaft großer Mann konnte einen solchen Riesenbau zu unternehmen wagen, welcher unüberwindlich scheinende Schwierigkeiten darbot, und nur eine Beharrlichkeit und Anstrengung, für die in unserm Zeitalter der Maßstab fehlt, vermochte ein Werk zu vollbringen, welches seinen Urheber unsterblich gemacht und ihm unter den Wohlthätern des Landes einen glänzenden Rang erworben hat. Zuerst wurde die Nogat durch zwei mehrere Meilen lange gewaltige Dämme beschränkt, die mit einem unbeschreiblichen Kraftaufwande durch dicke Wälder und grundlose Moräste geführt werden mußten. Darauf wurden auch längs der Weichsel solche Dämme gezogen, die mehrere Meilen lang, oft zwanzig bis dreißig Fuß hoch und so breit sind, daß sie an den mehresten Orten zugleich als Fahrwege benutzt werden. Nachdem sechs Jahre hindurch ununterbrochen viele tausend Menschen an diesem Riesenwerke gearbeitet hatten, ward es endlich im Jahr 1294 vollendet und bewährte sich als nützlich und segensreich. Wo noch eben faule Sümpfe die Luft verpestet hatten, da traten nun üppige Wiesen hervor, das abgetrocknete Land zeigte eine überschwengliche Fruchtbarkeit und wartete nur der Bearbeitung, um dafür mit reichster Fülle zu lohnen. Die Bearbeiter blieben aber nicht aus. Von dem ruhmwürdigen Landmeister aus den Niederlanden, vom Rheine und aus anderen Gegenden Deutschlands herbeige-

rufen, kamen Schaaren von Anzöglingen, die durch fünfjährige Abgabenfreiheit und andere Vortheile begünstigt, sich auf dem neugewonnenen Lande niederließen, es durch Gräben und Schleusen vollends abtrockneten und im Kurzen durch ihren von der Fruchtbarkeit des Bodens belohnten Fleiß, da wo noch vor wenig Jahren eine schlammige Einöde das Auge ermüdete, eine der anmuthigsten Landschaften schufen, die im Schmukke eines sorgfältigen Anbaues prangte und eine zahlreiche und glückliche Bevölkerung nährte.

So war das Ordensschloß und die Umgegend von Marienburg beschaffen, als die Verhältnisse des Ordens es nöthig machten, daß der Hochmeister seinen Wohnsitz nach Preußen verlegte. Schon Gottfried von Hohenlohe hatte diese Absicht gehabt, war aber an der Ausführung derselben durch den Widerspruch einer ihm abgeneigten Partei im Orden verhindert worden. Der Drang der Verhältnisse hatte endlich den Widerspruch zum Schweigen gebracht, und als nach Hohenlohes Tode Siegfried von Feuchtwangen auf's Neue einstimmig zum Hochmeister gewählt wurde, da machte er sogleich Anstalt zur Verlegung des Hochmeistersitzes nach Preußen. Wahrscheinlich hatte er, da er von den Ordensrittern in Preußen schon seit einigen Jahren als Hochmeister anerkannt worden war, ebenfalls daran gedacht, den Hauptsitz des Ordens in Preußen zu gründen, und Marienburg dazu ausersehen; denn gewiß ist, daß daselbst noch bei Lebzeiten Gottfrieds von Hohenlohe ein Prachtbau für des Ordenshauptes Hofhalt unternommen wurde, der im Jahr 1309 beendigt seyn mußte, denn schon im September dieses Jahres, des Todesjahres Hohenlohes, hielt Siegfried von Feucht-

wangen seinen Einzug in Marienburg, und von da ab war das Hoflager der Hochmeister für immer daselbst.

Der neue Bau, der zur Aufnahme des Hochmeisters und seines Gefolges errichtet worden war, hieß die mittlere Burg und nahm einen Theil des Raumes ein, auf welchem die Vorburg gestanden hatte, die nun weiter hinausgebauet wurde. Die mittlere Burg bildete drei Seiten eines unregelmäßigen Vierecks, von welchem eine Seite 315, die zweite 280, die dritte 265 Fuß lang ist, die vierte gegen die hohe Burg gewendete Seite ist offen. Dieser neue Theil des Schlosses hat, wie das hohe Schloß, vier Stockwerke über der Erde und kühngesprengte, mehrfach über einander fortlaufende, Kellergewölbe und war mit einer eines mächtigen und reichen Landesherrn würdigen Pracht gebauet. Das Schloß zu Marienburg wurde noch im funfzehnten Jahrhundert zu den drei größesten und herrlichsten Schlössern in Europa gerechnet. Besonders bewundernswerth war die Kühnheit und Zierlichkeit der Gewölbe, welche die Decken der großen Säle bildeten. Zwei davon, die noch gegenwärtig vorhanden sind, wovon das eine auf einem Granitpfeiler, das andere auf drei dergleichen ruht, gehören zu dem Kunstvollsten, was die deutsche Bauart des Mittelalters hervorgebracht hat. Ueberall im Innern wie im Aeußern war die großartigste Pracht mit der sinnreichsten Bequemlichkeit und einer dem Zahne der Zeit trotzenden Festigkeit verbunden, und es ist wohl nicht zuviel behauptet, wenn gesagt wird, daß im vierzehnten Jahrhundert der Hochmeister des deutschen Ordens herrlicher wohnte, als der deutsche Kaiser.

Zugleich mit dem mittleren Schloß ward auch die neue Vorburg erbauet, die einen großen Umfang er-

hielt und zu ihrer besseren Vertheidigung mit zehn festen Thürmen umgeben war. In der Vorburg befanden sich außer den gewöhnlichen Gelässen, die in die Vorburgen gehörten, auch die zur Aufnahme der fremden Gäste, die am Hoflager des Hochmeisters erschienen, bestimmten Zimmer und die Wohnungen der niedern Ordensbeamten.

Wenn gleich das Schloß zu Marienburg im Ganzen schon unter dem Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen in seiner Herrlichkeit vollendet dastand, so wurden von einigen späteren Hochmeistern doch noch manche Erweiterungen und Verschönerungen, auch Verstärkungen der Befestigungswerke angebracht. Vor allen wichtig waren die von dem Hochmeister Dietrich von Altenburg zu diesen Zwecken ausgeführten Bauten, die sein Andenken bis zur neuesten Zeit erhalten haben. Er erweiterte die Vorburg beträchtlich, vermehrte die Befestigungen und bauete eine mit Thürmen befestigte Brücke über die Nogat. Doch mehr in die Augen fallend ist die von ihm unternommene Erweiterung der Hauptordenskirche und der Neubau der St. Annenkapelle nebst der Todtengruft. Die Hauptkirche, die sich in der Nordseite des Hochschlosses befand, war für die zahlreichen Schloßbewohner zu klein geworden, deßhalb ließ der Hochmeister sie an der östlichen Seite über das Viereck des Hochschlosses hinaus und über den Erdumgang der Burg weg bis zum gemauerten Graben verlängern, unter dieser Verlängerung aber die St. Annenkapelle gründen, unter welcher die Grabstätte für die Hochmeister eingerichtet ward. Das kühne Gewölbe der Hauptkirche wird durch keine Pfeiler gestützt, sondern ruht auf hervortretenden zierlich geformten Kragsteinen, die, an den Seitenwänden her-

vortretend, sich als kunstreich gemeißelte Thronhimmel über Heiligenbilder ausbreiten, die in den Wänden angebracht sind. Dem Hochaltare gegenüber ist ein gewölbter von zwei polierten steinernen Pfeilern getragener Thronhimmel befindlich, unter welchem der Hochmeister saß, wenn er dem Gottesdienst in der Kirche beiwohnte. Die Kirche war mit kunstreichen Gemälden geschmückt, mit vielen sehr hochgehaltenen Reliquien ausgestattet und besaß einen unermeßlichen Reichthum an Gold- und Silbergeschirr und kostbaren Meßgewänden.

Die St. Annenkapelle, zu welcher zwei mit Stuck- und Bildhauerarbeit reich verzierte Bogenhallen führten, deren graue und schwarze Farbe einen Ort der Trauer andeutet, ist im Innern ohne Prunk und wird durch die engen Fenster nur schwach von dem Tageslichte beleuchtet, doch brannten einst bei Tag und Nacht Lampen, da sowohl für die Hochmeister als auch für die im Schlosse verstorbenen Ordensbrüder Seelmessen gehalten wurden. Unter der St. Annenkapelle war die hochmeisterliche Gruft befindlich, in welcher eilf Hochmeister ihre Ruhestätte gefunden haben.

Eine der herrlichsten Zierden und ohne Gleichen in ihrer Art ist das in einer Mauerblende an der Außenseite der Kirche angebrachte kolossale Marienbild, welches aus einer Mosaik von farbigen Glas-Steinen besteht, die in einem Stuck eingetrieben sind. Das Bild stellt die Jesusmutter dar, mit dem linken Arme das Christuskind, in der rechten Hand ein Zepter haltend, eine goldene Königskrone auf dem Haupte. Die Figur der Maria ist fünf und zwanzig, die des Kindes sechs Fuß hoch. Das Unterkleid der heiligen Mutter ist

golden, ihr Mantel roth mit goldenen Vögeln und Blumen verziert und mit blauem Unterſatz. Das Kind mit einem rothen und goldenen Gewande bekleidet, hält einen Apfel in der Hand. Die Blende, in welcher das Bild ſteht, hat einen goldenen Hintergrund und himmelblaue mit goldenen Sternen beſetzte Seitenwände. Das Bild iſt von ſeinem hohen Standpunkte aus in weiter Ferne ſichtbar und macht, wenn es von der Morgenſonne beſchienen wird, eine ganz unbeſchreibliche Wirkung. Da die Farben in den Glasſteinen den Einflüſſen der Witterung nicht unterworfen ſind, ſo ſtrahlt dieſes herrliche Bild nach einer fünfhundertjährigen Dauer noch in der nämlichen Farbenpracht, wie unmittelbar nach ſeiner Beendigung.

Die prachtvolle Hochmeiſterpfalz zu Marienburg gehörte, wie zu den herrlichſten, ſo auch zu den größeſten Herrſcherſitzen in Europa, und wenigſtens in Deutſchland kam ihm keiner an Umfang gleich. Für beſtändig wohnten darin der Hochmeiſter mit ſeinen zahlreichen Beamten und einer großen Dienerſchaft, dann der Großkomthur, der Ordenstreßler, acht und vierzig Ritterbrüder, vier und zwanzig Prieſterbrüder, endlich eine Menge Söldner, Troßknechte und Handwerker. Es befanden ſich darin drei Kirchen außer des Hochmeiſters Kapelle, eine große Anzahl Gaſtzimmer zur Aufnahme fürſtlicher Gäſte und der Ordensgebietiger bei den Verſammlungen zu den Generalkapiteln; es wurden in geſegneten Getreidejahren oft mehr als vier mal hundert tauſend Scheffel Getreide darin aufbewahrt; es war darin ein großes Zeughaus und eine Stückgießerei vorhanden, es hatte Raum zu Unterbringung einer großen Anzahl von Pferden — in einem einzigen Stalle war für vierhundert Platz — und

bei der Belagerung des Schloſſes lag eine Beſatzung von fünftauſend Mann darin.

Wenn gleich nach der alten Regel des Ordens die Brüder des deutſchen Ordens ein eingezogenes Leben führen und aller Weltluſt und allem Glanze entſagen ſollten, ſo wurde es doch bald offenbar, daß dieſes Gebot nicht in ſeiner ganzen Strenge beobachtet werden konnte, und am allerwenigſten an dem Hofe des Hochmeiſters, welcher des Ordens Ehre und Würde zu vertreten hatte und oft Gaſtfreundſchaft gegen königliche und fürſtliche Gäſte ausüben mußte, um derer willen er der klöſterlichen Einfachheit zu entſagen und einen glänzenden Hofhalt zu führen gezwungen war. Daher hatte er ſich mit einem zahlreichen Hofſtaat umgeben, Kämmerlinge, Edelknaben, Leibdiener, Hofnarren, Zwerge, Muſikanten, Sänger, Jagdbediente und der ganze Schwarm von Hofbeamten aller Klaſſen und von Dienern aller Arten, von den Kammerdienern bis zu den Hundebuben, wie ſie ein mächtiger regierender Herr damals zu haben pflegte, fehlten dem Hochmeiſter nicht; ja vielen mochte er es wohl zuvorgethan haben. Allerdings behielt der Hochmeiſter gleich den übrigen Ordensrittern in ſeinem häuslichen Leben, wiewohl auch dabei das in der vornehmen Welt Gebräuchliche nicht verabſäumt wurde, eine gewiſſe Einfachheit bei; doch überall, wo er öffentlich auftrat, geſchah es mit dem Glanz eines regierenden Fürſten. Bewirthete der Hochmeiſter fürſtliche Gäſte, ſo war ſeine Tafel mit den leckerſten Speiſen, ſein Schenktiſch mit den edelſten Weinen beſetzt und eine Menge ſchwerer, goldener und ſilberner Geräthe bekundete den Reichthum des Ordens. Des Hochmeiſters Hof galt für einen Sitz der Artigkeit und feiner Sitte, und es verging

selten ein Jahr, ohne daß mehrere deutsche Herzoge, Markgrafen, Fürsten, Erzbischöfe, Bischöfe und Grafen, oft in großer Anzahl, erschienen wären. Gesandte kamen von den fernsten Ländern, als von Portugal, England, Frankreich, Italien, Konstantinopel, ja sogar aus Persien; doch diese durften — so streng war das Ceremoniel — nie im Schlosse wohnen, sondern wurden in der Stadt in Herbergen untergebracht und auf Kosten des Hochmeisters glänzend bewirthet.

Was den Hof eines Fürsten irgend zieren oder verschönern konnte, das wurde in der hochmeisterlichen Pfalz angetroffen; freilich mit Ausnahme der Frauen, deren Umgang nach den Ordensstatuten die Ritter meiden sollten. Doch diese allerdings große Lücke im Kranze des geselligen Hoflebens suchten die Hochmeister durch die Huldigung der Künste auszufüllen. So war der Hochmeister Luderus Herzog von Braunschweig selbst Dichter und begünstigte die Dichtkunst auf eine fürstliche Weise; so fanden die Liedersprecher stets in Marienburg freundliche Aufnahme und gleich den Kunstpfeifern reichliche Belohnung, wenn sie aus den fernsten Gegenden Deutschlands kamen, ihre Kunst an dem ritterlichen Hofe des Hochmeisters zu üben; so wurden auch die Malerei und Bildhauerkunst in dem Schlosse zu Marienburg hoch gehalten, wovon noch manche schätzbare Reste zeugen, die, der vielen Beraubungen und Verwüstungen ungeachtet, bis jetzt übrig geblieben sind. Indessen wurde auch die Regel, nach welcher die Frauen von dem Hofe des Ordenshaupts fern bleiben sollten, nicht streng beobachtet. So wurden, wie u. a. nach Winrichs von Kniprode Hochmeisterwahl, Tänze auf dem Schlosse zu Marienburg gehalten. Im Jahr 1400 kam die Gemahlin des Großfürsten Witold nach Preußen und

ward von dem Hochmeister in Marienburg herrlich bewirthet und reich beschenkt, und in demselben Jahre erhielt er einen Besuch von der Königin von Dänemark, die nebst ihren Frauen und Jungfrauen gleichfalls in dem Schlosse zu Marienburg gastfrei aufgenommen und durch kostbare Geschenke geehret wurde.

Ueberhaupt fehlte es im Schlosse zu Marienburg nie an vornehmen Gästen, die große Festlichkeiten und Schmausereien veranlaßten, und in Zeiten, wo sie ausblieben, wurden die Generalkapitel gehalten, bei welchen alle Gebietiger erschienen und wobei es nicht weniger hoch herging. An solchen festlichen Tagen waren eigene Beamte aus den Ordensbrüdern ernannt, die bei der Tafel aufwarteten, welche mit einer großen Anzahl kräftiger Speisen besetzt war, auf die eine Menge verschiedenartiger Leckerbissen zum Nachtisch folgten, unter denen Confect, Südfrüchte und englischer Käse nicht mangeln durften. Mancherlei Gattungen in- und ausländischer Weine, als Thorner Landwein, Rheinfall, Elsasser, Welscher Wein, Ungar, Malvasier, wechselten mit den Gerichten und zu jeder Gattung waren besondere Trinkgeschirre bestimmt; selbst der süße, wärmende Meth fehlte nicht, der gewöhnlich beim Schlusse der Tafel getrunken wurde. Bei der Tafel tönte Gesang und Saitenspiel, und nicht nur hielt der Hochmeister dazu seine eigenen Spielleute und ein eigenes Sängerchor, sondern die preußischen und polnischen Bischöfe, der König von Polen, ja selbst der deutsche Kaiser sandten dem Hochmeister ihre Spielleute zu. Nach der Tafel belustigte sich die Gesellschaft mit dem Anschauen von Gaukelspielen; Narren, Possenreißer, Luftspringer, Bärenführer unterhielten im Schloßhofe die Gäste, und was nur irgend zur Kurzweil oder Erhei-

terung beitragen konnte, das wurde an großen Festen in Marienburg gefunden. Daher stand in der zweiten Hälfte des vierzehnten und zu Anfange des funfzehnten Jahrhunderts die herrliche Marienburg als der Sitz eines hohen Glanzes in großem Ruf, und es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß der Hofhalt des Hochmeisters an Pracht und Wohlleben die mehresten deutschen Höfe überstrahlte.

XVIII. Winrich von Kniprode, Hochmeister des deutschen Ordens.

Dieser Hochmeister, der von allen Häuptern des deutschen Ordens am längsten (von 1351 bis 1382) regiert hat, nimmt in der ansehnlichen Reihe würdiger Regenten, die seit des großen Hermann von Salza Zeit an der Spitze des deutschen Ritterordens gestanden haben, ohne allen Vergleich den ersten Rang ein. Er war einer der talentvollsten, tugendhaftesten und edelsten, aber auch glücklichsten Fürsten nicht nur seiner Zeit, sondern des ganzen Mittelalters, und unter ihm hat der Ordensstaat in Preußen den Gipfel seiner Größe, das Land die höchste Blüthe seines Wohlstandes erreicht. Als Fürst, als Held, als Staatsmann, als Christ, als Gebieter und als Freund zeigt er sich gleich achtungswerth, edel und liebenswürdig und gehört zu den seltenen Herrschern, von denen die Geschichte nur Großes und Gutes zu berichten hat, und die der Nachwelt unbestechliches Gericht zu den Wohlthätern der Menschheit zählt.

Nur nach langen stürmischen Berathungen des Ordenskapitels fiel, nach Dusenerś von Arfberg Abdankung, die Hochmeisterwahl auf Winrich von Kniprode; und nur durch eine Geisterstimme, die aus der Todtengruft der Kirche erschallte, sollen, der Sage nach, die Wähler sich für ihn entschieden haben. Gern schmiegt die Sage sich den Begebenheiten berühmter Männer an, da deren Glanz ihr Farbe und Dauer verleiht. Uebrigens bedurfte es zu Winrichs Wahl keines Geisterraths, denn unstreitig war er im ganzen Orden der würdigste, um den Meisterstuhl zu besteigen.

Die Freude über Winrichs Wahl zeigte sich unverholen im ganzen Lande, und prachtvoller, als es noch je geschehen, wurde seine Erhebung durch Feste gefeiert, die eine nähere Erwähnung verdienen. Viele vornehme Gäste aus Deutschland und Polen und die vornehmsten Ordensritter erschienen dabei, aber auch die Bürgerschaft von Marienburg und die Abgeordneten anderer großer Städte nahmen an dem Schmause, am Tanz und an anderen Lustbarkeiten Theil. Danzig, woselbst Winrich sich als Komthur die Liebe und Achtung der Bürger erworben hatte, sandte zum Feste sechs Fässer inländischen Weines. Der erste Tag des Festes wurde bloß mit Schmausen und Zechen in den prunkvollen Hallen der hochmeisterlichen Burg zugebracht. Am zweiten Tage ließ der Hochmeister ein Vogelschießen, das erste in Preußen, halten, bei welchem er den ersten Preis gewann. Abends war Tanz, bei welchem drei Pfeifer aus Frankfurt am Main aufspielten und der Hochmeister selbst mit dem schönen Fräulein Maria von Alvleben den Ehrentanz eröffnete. Auch ein Meistersänger aus Nürnberg hatte sich eingefunden, der die Gesellschaft durch einen Lobgesang auf den Gott Bacchus ergötzte und dem Hochmeister selbst dadurch eine so große Freude machte, daß er den Sänger mit einem goldenen Becher beschenkte. Nicht so glücklich war der preußische Dichter Rixel, der von dem Geschenk gelockt, sich die Erlaubniß erbat, in der durch die Gesetze verbotenen altpreußischen Sprache singen zu dürfen. Er sang die Thaten des alten preußischen Gesetzgebers Widewut, und dabei verglich er den Hochmeister mit dem Sterne, den die Weisen aus dem Morgenlande gesehen. Allein Niemand verstand die alte Landessprache mehr, daher ließ der Hochmeister, hier doch von einer Menschlich-

keit überraſcht, dem Dichter eine verdeckte Schüſſel reichen, in welcher, als er ſie öffnete, er hundert taube Nüſſe fand. Auch ein Hofnarr aus Böhmen fehlte nicht, der die Gäſte durch ſeine luſtigen Schwänke ergötzte, und reichbeſchenkt nach ſeiner Heimath zurückkehrte. Am dritten Tage erſchienen die Geſandten der vornehmſten Landesſtädte mit ihren Geſchenken. Danzig ſandte ſechs goldene Schüſſeln; Elbing überreichte ein künſtlich gearbeitetes Hüfthorn; Kulm in einem ſilbernen Kaſten ein Stück von der Arche Noah; die Bürger von Marienburg ſchenkten eine prächtige mit Gold eingelegte Stahlrüſtung und die Jungfrauen dieſer Stadt ein koſtbar geſticktes Wams. Und ſo auf ähnliche Art die anderen Städte. Die Geſchenke wurden drei Tage lang zur Schau geſtellt und ſechs Ritter hielten dabei Wache. Bei dem Ehrenmahle ging ein großer ſilberner Humpen, der acht Weinflaſchen enthielt, um die Tafel. Jeder Gaſt hat, der Sage nach, ihn auf einen Zug geleert. Veit von Baſſenheim aber ſoll dieſen Humpen dreimal haben füllen laſſen. Acht Tage lang währeten dieſe Feſte, deren Herrlichkeit von den heimkehrenden Gäſten auch im Auslande gerühmt wurde.

Hatte Winrich ſich bei dieſer Gelegenheit für die Lebensfreuden empfänglich gezeigt, ſo bewies er nicht weniger im Felde und bei der Regierung des Staats, daß er ſeinen großen Beruf erkannt hatte und ihm gewachſen war. Schon bald nach dieſen Feſten wurde ſeine landesväterliche Sorge hart in Anſpruch genommen, denn noch in dem Jahre ſeiner Erhebung wüthete ein fürchterlicher Orkan und bedeckte die preußiſche Küſte mit den Trümmern reich beladener Schiffe. Im Hafen von Danzig allein ſcheiterten ſechszig Schif-

se. Ein weicher Winter brachte Mißwachs hervor, heftige Regengüsse verursachten Ueberschwemmungen, eine späte Kälte verdarb die Saaten und endlich entstand die Pest, an welcher allein in Danzig dreizehntausend Menschen starben. Durch dergleichen Unglücksfälle wurde im Anfange der Regierung dieses Hochmeisters das Land heimgesucht; doch sie dienten nur dazu, die Regentenweisheit dieses großen Fürsten in ein helleres Licht zu setzen, da seine umsichtige Sorge die Spuren jener Drangsale schnell zu vertilgen wußte.

Bald darauf begann der lange blutige Krieg mit den Litthauern. Klug hatte ihn Winrich vorhergesehen und sich darauf vorbereitet, auch fehlte es ihm an tapferen kriegserfahrenen Heerführern nicht, unter denen vorzüglich der Marschall Siegfried von Dahenfeld, der Pfleger von Rastenburg, Heinrich von Kranichfeld und der Komthur von Labiau und nachmaliger Ordensmarschall Hennig Schindekopf glänzen. Letzterer erfocht im Jahr 1352 an der Deume einen großen Sieg über die Litthauer. Ihn zu ehren, berief ihn der Hochmeister nach Marienburg, und feierte seine Anwesenheit durch ein glänzendes Siegesfest. Als Schindekopf vor der Stadt angelangt war, wurde mit allen Glocken geläutet, der Weg, den er betrat, mit Blumen bestreut, und in der hochmeisterlichen Burg empfing der Hochmeister an der Spitze seiner Gebietiger, den ihm befreundeten Helden mit offenen Armen.

Wie oft die Litthauer auch geschlagen wurden, so erneuerten sie ihre Einfälle doch immer wieder und waren zu keinem festen Frieden zu bewegen. Da faßte der große Winrich den Entschluß, nicht eher zu rasten, bis er des wilden Feindes Macht gebrochen habe. Nach mehreren Niederlagen, die er erlitten, rüstete sich der

Großfürst Kynstut von Litthauen abermals, einen Einfall in Preußen zu thun, und zwar wollte er bis nach Marienburg vordringen und die hochmeisterliche Burg bestürmen. Dieses hatte Winrich erfahren; er zog daher im Jahr 1360 ein großes Heer zusammen und rückte mit seinem Ordensmarschall Schindekopf in Litthauen ein und drang bis in die Gegend von Kauen vor. Daselbst kam es zu einer Schlacht, der blutigsten, die noch je mit den Litthauern geschlagen worden. Sie erlitten eine völlige Niederlage, und ihr Großfürst Kynstut selbst wurde gefangen. Winrich ließ ihn nach Marienburg bringen und daselbst in strenger Obhut halten; doch behandelte er ihn mit Achtung und Milde, ließ ihm sogar das Schwert an der Seite und gab ihm seinen eigenen Kammerdiener Alf, einen geborenen Litthauer, zur Bedienung, weil der gefangene Fürst die deutsche Sprache nicht verstand. Kynstut wußte den Litthauer, wiewohl dieser das Christenthum angenommen hatte, durch große Versprechungen dahin zu bringen, daß er ihm zu seiner Flucht behilflich war. Alf verschaffte dem Gefangenen eiserne Werkzeuge, womit dieser die Mauer durchbrach. Die ausgebrochenen Ziegelsteine brachte Alf in der Abenddämmerung fort, der Bruch der Mauer wurde aber durch einen Wandschrank verdeckt. Als die Oeffnung groß genug war, ließ sich Kynstut in einer Nacht an einem Seil bis in den Burggraben hinab. Alf harrete seiner daselbst und half ihm über die Grabenmauer, dann kleidete er ihn und sich in weiße Ordensmäntel mit schwarzem Kreuz, und beide bestiegen Rosse, die Alf dem Großkomthur entwendet hatte. Der Thorwächter weigerte sich nicht, den Rittern, wofür er die Flüchtlinge hielt, das Thor zu öffnen, und nun eilten sie auf abgelegenen Wegen

unaufhaltsam der Grenze von Masovien zu. Glücklich erreichten sie das Masovische Gebiet; und von da aus schrieb Kynstut einen spöttischen Brief an den Hochmeister, worin er ihm für die gute Herberge dankte und versicherte, daß er den Hochmeister, wenn er in seine Gewalt fallen sollte, besser in Obhut halten würde.

Der Krieg, der durch Kynstuts Gefangenschaft beendigt schien, brach nach seiner Befreiung aufs Neue aus, und der rachsüchtige Großfürst suchte auf alle Weise den Orden zu schädigen. Zuerst entwarf er den Plan, Danzig zu überwältigen. Es waren zu dem Ende achthundert Russen unter dem Vorwande des Handels nach Danzig gekommen, die einen Auflauf erregen und die Stadt anzünden sollten, während Kynstut mit einem Heerhaufen sich der Stadt nähern und sie einnehmen wollte. Durch die Trunkenheit zweier Russen wurde aber dieser Plan verrathen und vereitelt. Darauf überfiel Kynstut die Feste Johannisburg und eroberte sie. Winrich überzeugte sich, daß er nur durch eine harte Züchtigung diesen frechen Feind zur Ruhe bringen könne; darum überzog er Litthauen mit großer Heeresmacht und belagerte Kauen, welches sehr fest und mit einer starken Besatzung versehen war. Die tapfere Gegenwehr der Belagerten hielt lange dem gewaltigen und klug geleiteten Angriff der Belagerer die Wage; doch Winrich hatte sein Lager verschanzen lassen und beschlossen, nicht eher von dannen zu ziehen, bis er die Stadt erobert hätte. Der Großfürst hatte ein Heer gesammelt, um die wichtige Stadt zu entsetzen, als er aber die Verschanzungen des Ordensheeres sah, da verlor er den Muth zum Angriff und begehrte von dem Hochmeister eine Unterredung, die Winrich ihm zugestand. Die Zusammenkunft erfolgte im christlichen

Lager, woselbst Kynstut von dem Hochmeister u
nem prachtvollen Zelte empfangen und köstlich
thet wurde. Doch ein Friede kam nicht zu Stande,
denn der Hochmeister war zu klug, um sich mit schö-
nen Worten abspeisen und den gewissen Vortheil gegen
trügliche Versprechungen aus den Händen zu lassen. Als
Kynstut sah, daß Winrich sich von ihm nicht überlisten
ließ, da brach er prahlerisch in die Worte aus: „Wär'
ich in der belagerten Stadt, so solltet Ihr sie nimmer
erobern." Der Hochmeister erbot sich aber, ihn mit so
vielem Kriegsvolk, als er wollte, in die Stadt zu las-
sen, da er dann um so gewisser abermals in die Ge-
fangenschaft des Ordens gerathen würde. Und als Kyn-
stut meinte, Winrich zeige sich nur so stolz, weil sein
Lager mit festen Verschanzungen umgeben sey, da ver-
sicherte dieser, daß er sie schleifen lassen und dem Groß-
fürsten im offenen Felde sich stellen wolle. Kauen wur-
de mit Sturm erobert und Tausende der Belagerten
kamen dabei theils durch das Schwert, theils in den
Flammen der brennenden Stadt um's Leben. Noch
viele Siege erfocht der tapfere Winrich in Litthauen,
noch viele Städte eroberte er; doch vermochte er das
wilde Volk nicht zu bewältigen, welches, auch wenn
seine Festen gebrochen waren, in seinen undurchdring-
lichen Wäldern und hinter seinen unergründlichen Mo-
rästen Schutz fand und stets wieder zu neuen Raubzü-
gen sich sammelte. Die Fürsten dieses Volks waren
kriegslustig, beutegierig und wortbrüchig und durch kei-
ne bei gebildeten Völkern geltenden Rücksichten in Be-
friedigung ihrer rohen Begierden beschränkt. Bei ihrer
Kriegslust kümmerte es sie nicht, wenn tausende von
Familien ihrer eigenen Unterthanen umkamen. Woll-
ten sie Rache gegen den Nachbarstaat ausüben, so hielt

sie die Gewißheit, daß der Nachbar das Vergeltungsrecht üben und ihr Land bis in den Grund verheeren würde, davon nicht zurück; verlangte ihre Zornwuth den Tod gefangener Feinde, so kehrten sie sich daran nicht, daß zur Genugthuung dafür tausende ihrer gefangenen Unterthanen sterben mußten. Mit solchen Feinden konnte ein Friede nimmer von Dauer seyn, und der Orden durfte die Waffen nie aus der Hand legen, wenn er sein Land nicht Verheerungen preisgeben wollte, die nie ausblieben, sobald nicht schlagfertige Heere bereit standen, die Einbrüche der raublustigen Nachbarn abzuhalten.

Das erfuhr der Hochmeister im Jahr 1369, als Kynstut nach erlittenem starken Verlust sich zu einem Stillstande bequemte und wegen der Auswechselung der Gefangenen unterhandelte. Er sagte bei der Gelegenheit zu dem Ordensmarschall Schindekopf, daß er den Hochmeister im nächsten Jahre besuchen würde; und Schindekopf erwiederte, es solle alles gethan werden, um ihn würdig zu empfangen. Das geschah denn auch; denn da Winrich den Sinn der Aeußerung des Großfürsten sehr wohl begriff, so setzte er ein bereits zu Marienburg angesagtes Ritterspiel aus und zog eine Heeresmacht zusammen, die er in drei Theile theilte und an verschiedenen Punkten aufstellte, da er nicht wußte, von welcher Seite der Feind hereinbrechen würde. Durch einen Streifzug, den der Ordensmarschall in Litthauen that, erhielt er die Gewißheit, daß Kynstut ein schlagfertiges Heer beisammen habe und im Begriff sey, in Preußen einzubrechen. Der Marschall eilte nach Samland zurück, bot die Bürger von Königsberg und die Landleute auf, zog alle in der Nähe befindlichen Kriegsschaaren an sich und verstärkte da-

durch sein Heer bis auf vierzigtausend Mann. Kynstut, der von den Russen und Tartarn Hilfsschaaren erhalten hatte, fiel mit einem Heere von siebenzigtausend Mann in Preußen ein, ging über das gefrorene kurische Haff und wüstete in Samland auf eine furchtbare Weise. Schindekopf ging ihm entgegen, und obwohl ihm der Hochmeister hatte melden lassen, daß er mit einer Verstärkung im Anzuge sey, so wartete solche der wackere Kriegsheld nicht ab, sondern rückte unverzagt auf den Feind los, den er in der Nähe von Rudau traf. Nachdem er mit dem Heere eine Messe angehöret und nach der Gewohnheit jener Zeit den geweiheten St. Johannistrank genossen hatte, begann er am 17. Februar des Jahres 1370 mit Tagesanbruch den Kampf, der von beiden Seiten mit großer Anstrengung geführt wurde. Die Litthauer hatten die größere Zahl, die Preußen den höheren Muth und die größere Gewandtheit in Handhabung der Waffen für sich. Bis zum Mittage blieb die Schlacht unentschieden. Da wankte der linke Flügel, den der Großfürst Olgerd befehligte, und verlor die Hauptfahne. Der heldenmüthige Schindekopf, der sich stets da befand, wo der Kampf am heißesten war, drang nun mit verdoppelter Heftigkeit auf Olgerd ein und brachte ihn zum Weichen. Früher schon hatte der Großfürst seinen und Kynstuts Prinzen, Jagello und Witold, die mit im Treffen gewesen waren, zurückgesendet und dadurch das Heer entmuthigt. Noch hielt sich der streitbare Kynstut; doch endlich konnte er der Tapferkeit des Christenheeres nicht mehr widerstehen, seine Reihen wurden gebrochen und auch er mußte fliehen. Das Ordensheer benutzte die errungenen Vortheile mit der ganzen Erbitterung, die des wilden Feindes

verübten Grausamkeiten aufgeregt hatten, und ließ seiner Rache freien Lauf. Mit Löwengrimm warfen sich die Sieger auf die Fliehenden und schlugen sie ohne Schonung zu Boden. Viele tausende erschlagener Litthauer deckten das Schlachtfeld, mehrere noch wurden auf der Flucht getödtet, eine große Menge versank bei dem Uebergange über die Seen und Flüsse, da eingetretenes Thauwetter das Eis mürbe gemacht hatte, und Viele kamen vor Hunger in den Wäldern um. Ein so großer und vollständiger Sieg war noch nie von dem Orden gegen die Litthauer erfochten worden. Die Schlacht bei Rudau ist eine der glänzendsten Begebenheiten in den Jahrbüchern des deutschen Ordens. Auch wurde die Wichtigkeit dieses Sieges anerkannt, denn ihn zu verewigen, ließ der Hochmeister eine Denksäule auf dem Schlachtfelde setzen, die noch heute daselbst zu sehen ist und an die Heldenthaten der Vorfahren erinnert. Es ist die einzige, die je in dieser Absicht von dem Orden gesetzt worden ist.

Die Freude über diesen großen Sieg wurde durch den Tod von zweihundert Ordensrittern, sechs und zwanzig Komthuren und einer großen Anzahl tapferer Streiter verbittert; doch der schmerzlichste Verlust war der Tod des löwenherzigen Ordensmarschalls Schindekopf. Bei dem Nachsetzen der Feinde ritt er auf einen Hügel, um sich in der Gegend umzusehen, und öffnete den Helmsturz. Da näherte sich ihm plötzlich ein Litthauer und stieß ihm eine Lanze durch den Mund. Der Litthauer soll ein Verwandter des Großfürsten gewesen und von dem verwundeten Marschall getödtet worden seyn. Der edle Schindekopf wurde nach Königsberg gebracht, starb aber schon unterwegs. Der

Hochmeister verlor in ihm seinen treuesten Freund, der Orden seinen bewährtesten Feldherrn.

Bei dieser Schlacht hat auch, Ueberlieferungen zu Folge, ein Schusterknecht aus Königsberg, Hans von Sagan mit Namen, sich durch Muth und Tapferkeit ausgezeichnet und dadurch, daß er, obgleich schwer verwundet, eine Fahne ergriff und seine bereits weichenden Mitbürger wieder gegen den Feind führte, wesentlich zum Siege beigetragen. Der Hochmeister wollte den Tapferen belohnen und stellte ihm frei, sich eine Gunst zu erbitten. Der bescheidene Bürger erbat nichts für sich, sondern für diejenigen seiner Mitbürger, die mit ihm in seiner Vaterstadt den Stadttheil Kneiphof bewohnten, jährlich eine Mahlzeit auf dem Schlosse zu Königsberg. Dieses Mahl wurde unter dem Namen Schmeckebier mehrere hundert Jahre hindurch jährlich gegeben und dadurch das Andenken des beherzten Schusters erhalten *).

Nimmt Winrich unter den viel gepriesenen Helden des deutschen Ordens einen ehrenwerthen Rang ein, so steht er doch noch ungleich höher in seinen Verhältnissen als Staatsmann und Landesregent. Obgleich er während seiner Regierung beinahe immerwährend schwere Kriege zu führen hatte und das Land in diesem Zeitraume wiederholt durch Mißwachs, Ueberschwemmungen, Stürme, Pest und andere Unglücks-

*) Die Heldenthat des Schuhmachers ist bezweifelt worden, weil die älteren Chroniken nichts, später nur verworrene Dinge davon berichten. Doch wissen die Schriftsteller des XVI. Jahrhunderts schon von dem Schmeckebier als von einem unvordenklichen Brauch; auch werden alte Standbilder, Fahnen u. s. w. mit Hans von Sagans Bildniß häufig angetroffen.

fälle heimgesucht wurde, so wurden diese Drangsale durch die Weisheit und Milde des Hochmeisters doch bald wieder ausgeglichen, und der Ordensstaat erfreuete sich eines hohen Wohlstandes, so daß die Zeit seiner Regierung für Preußens goldene Zeit gehalten wurde. Er stellte nicht nur längst zerstörte Schlösser, Städte und Dörfer wieder her, sondern gründete auch viele neue. Den durch die Kriege verursachten Menschenverlust ersetzte er dadurch, daß er den litthauischen Gefangenen, anstatt sie als Leibeigene zu behalten, Land als freies Eigenthum gab und ihre Heirathen mit gefangenen Weibern oder Jungfrauen begünstigte. Den Landbau beförderte er auf alle mögliche Weise und gern vertheilte er, um ihn zu beleben, das erbeutete Vieh unter die Bauern. Der Ackerbau war durch diese weisen Maßregeln so in Aufnahme gekommen, daß eine unermeßliche Menge Getreide seewärts ausgeführet wurde. Bei geringen Getreidepreisen nahm er Brodfrucht anstatt des baaren Zinses an und ließ sie aufschütten, bis ein Mangel im Auslande entstand; dann öffnete er seine Vorrathskammern und verkaufte das Getreide zu guten Preisen. Ganz besonders aber munterte er den Weinbau in Preußen auf und ließ deßhalb die edelsten Sorten von Reben und geschickte Winzer aus Deutschland und Italien kommen. Die Umgegenden von Rastenburg, Lüneburg, Rhein, Tapiau und Thorn lieferten die vorzüglichsten Gattungen Wein, die so edel waren, daß sie selbst im Auslande geschätzt wurden. Im Jahr 1379 bauete der Hochmeister allein von seinen Bergen sechshundert und acht Tonnen. Als er eine Gesandtschaft in Angelegenheiten der Hanse an den König von England schickte, mußte sie zwölf Tonnen des besten Weines zum Geschenk für den König

mitnehmen, und als der Herzog Rudolph von Baiern in Marienburg festlich bewirthet wurde, behagte diesem der Thorner Wein so gut, daß er sich, nachdem er den ersten Becher geleert, sogleich ihn wieder füllen ließ und erklärte: der Wein sey echtes Oel, davon einem die Schnauze anklebt. Zur Belebung des Weinbaues stiftete Winrich das Füllungsfest, bei welchem ein allgemeiner Jubel im Lande war und die Ritter sich fröhlich unter die Winzer mischten.

Nicht weniger als dem Landbau war den bürgerlichen Gewerben Winrichs Sorge zugewendet. Um die Wehrhaftigkeit der Bürger zu erhöhen und sie zur Vertheidigung ihrer Mauern zu befähigen, führte er im Jahr 1354 in den vornehmsten Städten des Landes das Vogelschießen ein, setzte Preise für die besten Schüzzen aus und verordnete, daß der, welcher den Meisterschuß gethan und den Vogel von der Stange geschossen, gewisse Vorrechte und Ehrenbezeigungen genießen und Schützenkönig genannt werden sollte. Auf seinen Rath wurden in den Städten Schießgärten angelegt und Schützenkassen errichtet, aus welchen die Kleinodien bezahlt wurden, die zu den Preisen für die besten Schützen bestimmt waren. Den Handel und die Schifffahrt beschützte er und rüstete selbst eine Flotte aus, um die Ostsee von den Seeräubern zu reinigen. Die Krankenhäuser in großen Städten erweiterte er und legte mehrere neue an, wie unter anderen in Königsberg und Marienburg. Dazu wurden berühmte Aerzte aus dem fernen Auslande berufen. In Städten und Dörfern errichtete er Schulen und die schon vorhandenen verbesserte er. Auch für den gelehrten Unterricht sorgte er, gründete mehrere lateinische Schulen und berief berühmte Lehrer für sie. Die in Marienburg gestiftete

Schule besuchte er öfters selbst und belohnte die fleißigen Schüler mit Geschenken. Mit großem Aufwande berief er aus Italien und Deutschland die berühmtesten Rechtsgelehrten und veranlaßte selbst die Ordensbrüder, sich Kenntnisse von der Rechtsgelehrsamkeit zu erwerben. Wenn ein Richter in einem Rechtsstreit ein Urtheil fällte, mußte er stets Gründe dafür angeben, oder sich auf eine frühere Entscheidung, oder auf eine Sazzung aus einem geschriebenen Recht, oder auf eine Landesgewohnheit berufen. In jedem Ordensconvent mußten zwei Gelehrte vorhanden seyn: der eine, das Recht, der andere, den Glauben zu lehren. In seiner Hochmeisterpfalz zu Marienburg umgab er sich mit den berühmtesten Gelehrten und gründete an seinem Hofe eine Pflanzschule der Wissenschaften. Besonders versammelte er daselbst berühmte Rechtsgelehrte, um durch sie die Ordensbrüder unterrichten zu lassen, damit diese als Komthure fähig wären, mit Ehren dem Richteramt vorzustehen oder als Sachwalter und Botschafter am Kaiserhofe oder bei den Fürsten die Sache des Ordens mit Rechtskenntniß zu führen und zu vertheidigen. Damals stand die Einsicht der deutschen Ordensritter in solchem Ansehen, daß in Deutschland das Sprichwort allgemein geltend war: Bist du klug, so täusche die Ordensherren in Preußen; und öfter wurde die Entscheidung verwickelter Streitsachen bei deutschen Gerichtshöfen von Marienburg auserbeten. Durch strenge, doch sehr angemessene Gesetze suchte er die Sittlichkeit sowohl bei seinen Ordensrittern, als bei den Bürgern und Landleuten aufrecht zu erhalten. Durch Kleiderordnungen schränkte er den übertriebenen Luxus ein, der bei dem großen Wohlstand der Städte überhand zu nehmen drohete; doch war das Er-

laubte noch immer hinreichend, um den hohen Wohlstand der Städtner zu beweisen. Bürgermeister und Rathsherren uud alle Stadtbeamte durften im Winter Marderfelle um den Hals und einen langen vorn offenen Mantel von brauner Farbe tragen, im Sommer einen Seidenwams, einen mit Seide gestickten Hut mit drei silbernen Knöpfen, um den Leib einen Gürtel mit silberner Spange und einen Degen mit silberner Scheide und silbernem Griff. Den Kaufleuten waren goldene Ringe mit ihrem Kaufmannszeichen und ein Seidenwams zu tragen erlaubt. Der gemeine Mann durfte nur Mäntel von Lundischem Tuch tragen, doch konnte er sie mit silbernen Heften zieren. Den Frauen der Kaufleute und Rathsherren waren Sammethauben in Form der Fürstenhüte und mit Goldstoff oder breiten goldenen Borten besetzt erlaubt, auch durften sie ihre Ehrenkleider auf der linken Seite mit Gold besezzen lassen. Die Jungfrauen dieses Standes konnten auch Perlenkränze oder perlene Borten tragen. Handwerker und gemeiner Leute Frauen mochten sich der silbernen Borten und Spangen bedienen.

Streng hielt Winrich die Ordensgesetze aufrecht und duldete nicht, daß die Ordensbrüder von dem Pfade der Pflicht abwichen. Er wußte seinen Befehlen Achtung zu verschaffen; doch er befahl nur, was recht und billig war, und vergaß über den Herrn den Menschen nie; darum fand er nicht nur Gehorsam, sondern auch Liebe und Anhänglichkeit. Die Religion hielt Winrich hoch in Ehren und bezeigte seine aufrichtige Frömmigkeit, dem Zeitgebrauche gemäß, auch in Stiftung von Klöstern und Kirchen; doch duldete er die Eingriffe der Geistlichkeit in die Rechte des Ordens nicht. Als daher der habsüchtige Bischof von Ermland,

Johann Steifrock, Ansprüche auf Ordensländereien machte und den Papst so für sich einzunehmen wußte, daß er den Orden mit dem Interdict belegte; da gab der Hochmeister nicht nach, litt auch nicht, daß der Papst die preußischen Bisthümer wider den Willen des Ordens besetzte, und ließ nicht zu, daß die preußischen Geistlichen eine Schatzung nach Rom zahlten.

Im Auslande wurde dieser große Mann nicht weniger geachtet als im Inlande, und erhielt davon die unzweideutigsten Beweise. Der Hansebund, der selbst den Schutz des Kaisers verschmähete, nahm freiwillig den Hochmeister zum Schiedsrichter an und bediente sich seiner öfter als Fürsprechers und Vermittlers bei auswärtigen Königen. Der König von Frankreich, Karl V., sandte seinen weltberühmten Ritter Boucicaut an den Hochmeister und ließ ihm ein kunstvoll gearbeitetes goldenes Kreuz überreichen, in welchem ein Stück von dem Kreuze Christi eingeschlossen war. Boucicaut nahm Platz an dem Ehrentisch, der für die damals anwesenden zwölf berühmtesten fremden Ritter veranstaltet wurde und zwei Tage und zwei Nächte währete. Bei diesem Ehrentisch sollen die Ritter auf echte deutsche Weise gezecht und auch die Ordensbrüder die Regel der Mäßigkeit vergessen haben. Das glänzendste Zeugniß von dem Ansehen dieses Hochmeisters gab König Kasimir der Große von Polen, der im Jahr 1365 selbst nach Marienburg kam, um mit eigenen Augen Winrichs berühmte Staatsverwaltung zu sehen und, obgleich selbst ein weiser Regent, von ihm zu lernen. Was er sah, erfüllte ihn mit hoher Achtung gegen Winrich, und als dessen innigster Freund kehrte er nach Polen zurück.

Nach einem so thatenvollen Leben, war Winrich auch so glücklich ein sanftes, ruhiges Ende zu haben. Er brachte die letzte Zeit seines Lebens in einer einsamen Sommerwohnung zu, die er sich in der Nähe des Schlosses hatte errichten lassen. Daselbst beschäftigte er sich mit religiösen Gegenständen und mit Plänen zu wohlthätigen Stiftungen und nützlichen Anordnungen. Eben als er am 23. Juni des Jahres 1382 mit dem obersten Spitler im Gespräche über eine Anstalt begriffen war, die er zur Verpflegung armer Wittwen und Waisen einrichten wollte, rührte ihn plötzlich der Schlag, und in der darauf folgenden Nacht schloß er die Augen für immer. Der Orden und das ganze Land wurde durch seinen Tod in die tiefste Trauer versetzt. Eine große Menschenmenge strömte nach Marienburg, um noch einmal den Leichnam dieses großen, tugendhaften Fürsten zu sehen. Die ganze Stadt folgte seinem Leichenzuge, und nie waren noch bei dem Grabe eines Landesfürsten so viele Thränen geflossen als bei dem seinigen. Längst hat die Zeit sein einfaches Denkmal in der St. Annenkapelle zu Marienburg unkenntlich gemacht, doch sein Andenken lebt frisch und gesegnet in den Herzen der dankbaren Preußen fort.

XIX. Der Ehrentisch.

Durch die Erhebung des Großfürsten Jagello von Litthauen auf den polnischen Königsthron im Jahr 1386 war die Lage des deutschen Ordens in Preußen gefährlich geworden, denn Litthauen und Polen unter einem Herrscher vereinigt, machten eine große, den Ordensstaat von zwei Seiten begrenzende Ländermasse aus, deren unermeßliche Streitkräfte nunmehr dem unversöhnlichsten Feinde des Ordens zu Gebot standen. Als ein solcher zeigte sich Jagello, der in der Taufe den Namen Wladislav erhalten hatte, bei jeder Gelegenheit, schadete den deutschen Rittern heimlich und öffentlich, wo er nur konnte, und da er eine unerschöpfliche Arglist besaß, auch ohne Bedenken wortbrüchig wurde, wenn er dadurch Vortheile zu erlangen hoffte; so konnte kein dauernder Friede zwischen ihm und dem Orden bestehen. Daher beschloß der neugewählte Hochmeister, Konrad von Wallenrod, ein kühner und hochsinniger Mann, den Krieg gegen Litthauen, um die Macht seines Feindes zu brechen. Noch während seiner Statthalterschaft, die er nach dem Tode Konrads von Rotenstein bekleidete, hatte er durch ein Rundschreiben die deutschen Fürsten, Ritter und Herren zum Beistande des Ordens eingeladen, und um sie desto gewisser zu einem Kriegszuge zu bestimmen, verhießen, nach der alten löblichen Ordenssitte einen Ehrentisch zu halten, an welchem die zwölf berühmtesten und tugendhaftesten Ritter und Herren besonders speisen und fürstlich beschenkt werden sollten. Dieses Versprechen war so lockend, daß nicht allein aus Deutschland, sondern auch aus Frankreich, England und Schottland die berühmtesten Helden und vornehm-

sten Fürsten mit ihren Schaaren herbeieilten, so daß eine Menge der angesehensten Krieger und ein Heer von sechs und vierzigtausend Mann zusammenkam. Der Ehrentisch sollte in Königsberg gehalten werden; ein Streit zwischen den schottländischen und engländischen Rittern, an welchem auch die französischen Theil nahmen, verhinderte dieß aber, und so wurde er denn unfern Kauen in Litthauen auf einer Insel des Memelstroms am 1. September des Jahres 1391 gehalten. An dem östlichen Ufer des Flusses stand das aus achtzehntausend Mann bestehende schön gerüstete Ordensheer, auf der Westseite in unübersehbaren Reihen das aus fernen Landen erschienene Hilfsheer. Die Tafel auf der Insel war durch ein prachtvolles Zelt verborgen. Nachdem durch ein eignes dazu niedergesetztes Gericht entschieden worden, wer an der Tafel Platz nehmen sollte, wurde das Zelt hinweggenommen, und nun zeigte sich der mit den kostbarsten Geräthen herrlich geschmückte Tisch, und die erwählten Ritter nahmen im Angesicht der Heere daran Platz. Ein heiterer Sonnenschein begünstigte das Fest. Um die Ritter vor den Sonnenstrahlen zu schützen, wurden über ihren Häuptern Schirme von Goldstoff gehalten.

Den ersten Platz nahm der Ritter Kynodius von Richardsdorf aus Oestreich, ein, der mit eigner Hand sechszig Türken erlegt und zu Fuß eine Wallfahrt nach Jerusalem gemacht hatte. Den zweiten Platz erhielt Markgraf Friedrich von Meißen, weil sein Geschlecht dem Orden in jeder Noth treu beigestanden und Hilfe erwiesen hatte. Der dritte war Graf Hildermid aus Schottland, dem diese Ehre seines Vaters wegen zu Theil wurde, der sein Leben für seinen König geopfert hatte. Graf Ruprecht von Würtemberg war der

vierte, weil er aus Demuth die Kaiserkrone ausgeschlagen haben sollte *). Die fünfte Stelle erhielt der Hochmeister selbst, weil er, obgleich reich an Gütern und mit der schönen Gräfin von Habsburg verlobt, doch dem Orden zu Liebe dem Weltleben entsagt hatte. Der Bannerherr Degenhard aus Westphalen nahm den sechsten Platz ein, weil er den Mördern seines Vaters verziehen, als sie ihn um der heiligen Jungfrau willen um Schonung gebeten hatten. Friedrich von Buchwald war der siebente, weil er keine Bitte abschlug, die um des heiligen Georgs willen an ihn gethan wurde. Die Thaten der fünf Uebrigen hat die Geschichte nicht aufbehalten. Das Mahl begann des Morgens um neun Uhr und währete fünf Stunden lang. Während der Tafel traten von Zeit zu Zeit Herolde auf und priesen die Thaten des Ordens und forderten zur Rache für des Großfürsten Witolds Treulosigkeit auf, der, obgleich mit seiner Familie von dem Orden gastfrei aufgenommen und gegen Jagello Wladislav geschützt, dennoch seine Waffen mit denen des Polenkönigs wider die deutschen Ordensritter vereinigt hatte. Alle Geräthschaften des Tisches bestanden aus Gold und Silber. Es wurden dreißig Schüßeln aufgesetzt, bei jedem Gericht erhielten die Gäste neue silberne Teller und Löffel, bei jedem Trunk, den sie thaten, neue goldene Becher und alles, was sie einmal berührt hatten, blieb ihr Eigenthum. Dieser Ehrentisch hatte unermeßliche Summen gekostet, und doch sollten noch nach beendigtem Feldzuge zwei andere, in Königsberg und Marienburg, bereitet werden. Der Krieg nahm aber eine für den Orden unglückliche

*) Diese Angabe ist erweislich falsch.

Wendung, denn die ungünstige Witterung hemmte die Fortschritte des anfangs siegreichen Ordensheeres; dann zog sich die Belagerung von Wilna in die Länge und bald richteten Hunger und Seuchen schreckliche Verwüstungen in dem Belagerungsheere an. Nachdem der beste Theil davon — über dreißigtausend Mann — durch diese Drangsale und durch einen Ueberfall des mit den Polen verbündeten Witold, aufgerieben worden war, kehrte der traurige Rest der glänzendsten Streitmacht, die gegen Litthauen gezogen, flüchtig und in vereinzelten Schaaren nach Preußen zurück. Dieses Unglück überwältigte den stolzen Sinn des Hochmeisters und verfinsterte sein Gemüth. Sein kühner Geist vermochte die schmähliche Niederlage der Ordensmacht nicht ruhig zu ertragen, und da er unfähig war, den nöthigen Gleichmuth zu erringen, um dieses widerwärtige Verhängniß zu verschmerzen, so versank er in eine tiefe Schwermuth, welche durch mehrere Unglücksfälle, die den Ordensstaat betrafen, unheilbar wurde. Unter solchen Umständen mußte die verhießene Haltung der Ehrentische zu Königsberg und zu Marienburg unterbleiben.

Ende des ersten Bändchens.

Historische Bilderhalle

oder

Darstellungen

aus der

älteren Geschichte Preußens.

Von

Dr. Rauschnick.

In zwei Bändchen.

.....

Zweites Bändchen.

Meissen,
bei Friedrich Wilhelm Goedsche.
1830.

XX. Die Schlacht bei Tannenberg.

Im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts stand der deutsche Orden auf der höchsten Stufe seines Glanzes und der Ordensstaat war so reich und blühend, daß das, was davon in den Geschichtbüchern berichtet wird, unglaublich seyn würde, wenn nicht unwiderlegliche Zeugnisse es bekundeten. Aber die alte Tugend war von dem Orden gewichen, denn mit dem Reichthum hatte auch Ueppigkeit, Selbstsucht und so manches Laster Eingang gefunden und die alte Kraft und Größe der Ordensritter, durch die sie einst unüberwindlich gewesen, vernichtet. Das sah der kluge Hochmeister Konrad von Jungingen wohl ein, und darum suchte er unter allen Umständen den Frieden beizubehalten, weil der Krieg leicht dem Lande gefährlich werden, in keinem Fall aber die Sicherheit des Ordens vermehren konnte. Bei dieser Friedensliebe des Hochmeisters befand sich Preußen sehr wohl, dessen Blüthe und Ueberfluß die Zeitgenossen nicht genug zu rühmen wissen. Die Bevölkerung des Landes überstieg die gegenwärtige um ein Beträchtliches. Es wurden an neunzehntausend Dörfer, zweitausend Höfe, fünf und funfzig stark befestigte und volkreiche Städte, acht und vierzig feste Ordensschlösser gezählt, und die stehenden Einkünfte des Ordens, ohne den Bernstein, die reichen Fischereien, den Pfundzoll und andere ungewisse Ein-

künfte, betrugen achtmal hunderttausend Mark oder eine Million und sechsmal hunderttausend Dukaten: also mehr, als damals der reichste König der Christenheit einzunehmen hatte. Von dem Reichthum der preußischen Bauern wird folgendes Beispiel erzählt. Einst bewirthete der Hochmeister vornehme Gäste in Marienburg, die den Wohlstand der preußischen Landleute rühmten. Da sprach der Ordensschatzmeister, er kenne einen Bauer, der tonnenweis Geld habe; und als die Gäste dieses bezweifelten, so bestätigte es der Hochmeister und erbot sich, den Beweis zu führen. Deßhalb lud er die Gäste für den folgenden Tag zu einem Mittagsmahl bei einem Bauern in Niklaswalde, einem Dorf in der Danziger Niederung, ein. Als der Hochmeister mit den Fremden erschien, fanden sie einen gedeckten Tisch und rings darum hölzerne Bänke. Die Speisen wurden aufgetragen; und der Bauer bewirthete die Besuchenden einfach, doch gut. Nach dem Essen sagte der Hochmeister zu ihm: „Du sollst ein reicher Mann seyn; wo hast du dein Geld verborgen?" Der Bauer antwortete: „Ich habe nichts verborgen; was ich besitze, steht alles offen da." Nun hieß er seine Gäste unter den Bänken nachsehen, die ihnen zu Sitzen gedient hatten. Da wurden sie gewahr, daß die Bretter auf zwölf Fässern ruheten, davon waren eilf bis an den Rand, und das zwölfte bis zur Hälfte mit Geld gefüllt. Die fremden Ritter verwunderten sich über diesen Reichthum; der freigebige Hochmeister aber ließ dem Bauern, zur Vergeltung für das Mittagsmahl, das zwölfte Faß vollfüllen.

Der Hochmeister war darauf bedacht, dem Lande diesen Wohlstand zu erhalten, und als er sein Lebensende herannahen fühlte, da bat er die Gebietiger

des Ordens, die sein Todbette umstanden, daß sie doch ja nicht seinen Bruder Ulrich zu seinem Nachfolger wählen möchten, weil dieser, stolz auf seine Waffenthaten, den Krieg nicht vermeiden und dadurch den Orden und das Land in großes Unglück stürzen würde. Doch der Grund, der den sterbenden Konrad bewog, die Wahl seines Bruders zu widerrathen, veranlaßte gerade das Ordenskapitel, ihn zu wählen; denn die Ordensritter trotzten auf ihre Macht und wünschten den Krieg. Indessen wäre es auch einem friedliebenden Fürsten schwer gewesen, den Krieg zu vermeiden, weil der hinterlistige Polenkönig alles that, um den Orden zu reizen und durch Verläumdungen ihm einen bösen Namen zu machen, wobei er doch den Schein der Friedensliebe beizubehalten und den Verdacht des Unrechts dem Orden zuzuwälzen wußte. Auch kann dem Hochmeister Ulrich von Jungingen eine übereilte, rücksichtslose Kriegeslust mit Recht nicht vorgeworfen werden, denn er suchte durch Ehrengeschenke und mancherlei Zuvorkommenheiten sowohl den König von Polen, als auch den Großfürsten Witold von Litthauen bei friedlichen Gesinnungen zu erhalten. Da er aber die Zweideutigkeit dieser Fürsten kannte, so bereitete er sich auf den Krieg vor, um nicht wehrlos überfallen zu werden. Die Ordensschlösser wurden in den Stand gesetzt und mit neuen Befestigungen versehen, die Zeughäuser gefüllt, neue Geschütze gegossen, Kriegsvölker angeworben und mit mehreren Fürsten Bündnisse unterhandelt. Endlich überließ Ulrich die Entscheidung seiner Streitigkeiten mit dem Polenkönige dem Könige von Böhmen; doch als die Gesandten des letzteren auf einem Tage zu Breslau günstig für den Orden entschieden, da verwarf Wladislav Jagello die Entscheidung und traf An-

ſtalten zum Kriege. Jagello's Klagen gegen den Orden waren nicht nur nichtig und unerheblich, ſondern ſogar lächerlich, und ihm, nicht dem Orden, iſt der Ausbruch des Krieges beizumeſſen, den er, im Vertrauen auf die unermeßlichen Kriegsſchaaren, die er zuſammengebracht hatte, begann. Die Polen bildeten ein Heer von ſechszigtauſend Mann. Zu ihnen ſtieß ein Soldheer von ein und zwanzigtauſend Mann, aus Böhmen, Schleſiern und Ungarn beſtehend. Witold führte dem Polenkönige zwei und vierzigtauſend Mann Litthauer und Ruſſen zu. Endlich erſchienen noch vierzigtauſend Tartarn als Bundesgenoſſen der Polen, ſo daß das gegen den Orden verbündete Heer an hundert drei und ſechszigtauſend Mann zählte. Das Polenheer wurde von Sintram von Moſchkowicz, Schwertträger von Krakau, einem bewährten Feldherrn, angeführt. Die übrigen Kriegsvölker befehligte Witold, der die Seele des Heeres war, denn der kleinherzige Wladislav zeigte ſich ſeinen Kriegern nicht, ſondern lag voll Angſt auf den Knieen und betete um den Sieg. Das Ordensheer war weniger zahlreich, doch ſtattlich genug, um den Sieg hoffen zu laſſen. Die Städte und Landleute hatten ſich zu den Ordenskriegern geſchaart, denen auch der Herzog Kaſimir von Pommern und Herzog Konrad von Oels als Verbündete mit ihrem Kriegsvolk zugezogen waren. Auch Rheinländer, Weſtphalen und Meißner waren erſchienen, wiewohl nicht in ſo großer Menge, als erwartet worden. Doch hatten die preußiſchen Städte, in Treue gegen ihren Orden wetteifernd, zahlreiche Mannſchaft geſtellt, da es das eigene Vaterland galt. Die vier preußiſchen Biſchöfe waren mit ihren Schaaren nicht zurückgeblieben, auch der Landadel fehlte nicht, und der Hochmeiſter

sah sich an der Spitze eines muthigen und glänzenden Heeres von drei und achtzig tausend Mann. Der König überschritt, als sein Heer beisammen war, die preußische Grenze und zog gegen Gilgenburg. Der Hochmeister führte ihm seine Kriegsmacht entgegen, und beide Heere kamen am 14. Juli des Jahres 1410 zwischen den Dörfern Tannenberg und Grünenberg einander in's Gesicht. Ein furchtbares Ungewitter schreckte während der Nacht beide Heere, und ein wüthender Sturm riß ihre Zelte zu Boden. Am Morgen darauf sandte der Hochmeister zwei Herolde mit zwei Schwertern, wovon eins in Blut getaucht, an den Polenkönig und ließ ihm entbieten, er möchte eines davon und damit Krieg oder Frieden wählen. Wladislav, geübter in der Rede als im Kampf, behielt beide Schwerter und antwortete: „Es ist Sitte, daß der Ueberwundene dem Sieger seine Waffen überreicht, und in der Gewißheit des Sieges nehm' ich daher diese Schwerter an." Als die Herolde sich entfernt hatten, wandte sich Wladislav Jagello wieder zum Gebet und ließ sein Heer vergeblich das Zeichen zur Schlacht erwarten. Kaum entschloß er sich endlich, sich seinen Kriegern zu zeigen; und als nun die Schlacht begann, da verbarg er sich wieder, so daß ihn Niemand zu finden wußte. Um sein Leben besorgt, hatte er zu seiner Flucht die nöthigen Pferde bereit stellen lassen.

Am Morgen des 15. Juli des Jahres 1410 begann die Schlacht, die über Glück und Unglück großer Länder entscheiden sollte. Das Ordensheer stand auf einer Anhöhe, verließ sie aber, um sich dem Feinde zu nähern. Es hatte die Sonne im Gesicht und den Wind gegen sich; doch ward in der Wuth des Kampfes wenig darauf geachtet. Lange wurde der Streit

ohne Entscheidung mit einer furchtbaren Erbitterung geführt; endlich eroberten die Preußen das Panier der Litthauer. Diese fingen an zu wanken, und nun sandte der Hochmeister Verstärkung dahin. Der Feind mußte weichen und floh unaufhaltsam. Witolds Drohen und Bitten vermochte nicht seine fliehenden Schaaren zurückzuhalten. Er mußte, um nicht in die Flucht verwickelt zu werden, sich an die Polen anschließen. Nur einige Fahnen Russen waren ihm geblieben. Ein großer Theil des Ordensheeres verfolgte die Fliehenden, schlug alle nieder, die es erreichen konnte, und belud sich mit einer großen Beute. Der Theil des Ordensheeres, der auf dem Schlachtfelde zurückgeblieben war, hatte unterdeß auch nicht unglücklich gefochten und bereits die Hauptfahne der Polen erbeutet. Witolds Gegenwart ermuthigte die Polen, die, als ein Regen die Staubwolke niederschlug, die geringe Zahl der Ordenskrieger bemerkten und nun mit neuer Zuversicht ihre Anstrengungen verdoppelten. Da begannen die Preußen zu weichen, und die nur langsam zurückkehrenden Verfolger der Litthauer konnten ihnen nicht wieder das Uebergewicht gewähren. Jetzt wurde dem Hochmeister gerathen, mit dem Rest des Heeres sich in die nächsten Schlösser zu werfen; er aber erwiederte: „Da sey Gott für, daß ich, nachdem so mancher wackere Held neben mir gefallen ist, das Feld verlassen sollte.“ Noch hatte er sechszehn Fahnen frisches Kriegesvolk, die ließ er gegen die Polen anrücken, und noch einmal schwankte der Sieg. Als Wladislav Jagello das Ordensheer wieder vorrücken sah, da gab ihm die Verzweiflung Muth. Er verließ seinen Versteck und wollte sich in den Feind stürzen, um Sieg oder Untergang zu erkämpfen. Sein Muth war aber schnell wieder gesunken, denn er ließ

sich von seiner Umgebung, die für die Sicherheit seiner Person sorgen sollte, unschwer zurückhalten. Dennoch hätte dieser kurze Augenblick von Muth ihm beinahe das Leben gekostet. Ein Ritter aus der Lausitz, Liepold von Köckeritz, erkannte ihn an seiner prächtigen Rüstung und rannte mit eingelegter Lanze auf ihn ein. Zeitig genug wurde dieses aber des Königes Geheimschreiber, Sbigneus von Oelsnitz, gewahr und führte mit seinem Lanzenschaft einen so gewaltigen Schlag auf Köckritz, daß dieser vom Rosse sank, worauf er von den königlichen Leibwächtern sogleich getödtet wurde.

Noch hielt der Hochmeister mit den zuletzt herbeigeführten sechszehn Fahnen die Schlacht aufrecht, und das Glück würde sich für ihn erklärt haben, wenn nicht in dem entscheidenden Augenblick, als er im Begriff war, die Palme des Sieges zu erringen, ein unvermutheter Angriff den Ausfall des Kampfes bestimmt und den Fall der Kriegsmacht des Ordens bewirkt hätte. Kurz vor dem Anfange der Schlacht war ein Ritter, Methodius von Trautenau, aus Böhmen mit achthundert Reitern erschienen und hatte dem Hochmeister seine Dienste angeboten. Dieser argwöhnte aber Verrath und wies den Ritter mit harten Worten fort, indem er ihn einen Judas nannte. Trautenau wandte sich nun zu den Polen. Doch auch bei ihnen fand er kein Vertrauen, wohl aber eine mildere Behandlung, denn er wurde angewiesen, seitwärts mit seiner Schaar zu halten, bis sein Beistand nöthig werden würde. Er hielt nun, ohne an der Schlacht Theil zu nehmen; doch als in dem verzweiflungsvollen Kampf die Wage des Sieges schwankte, da gab er den Ausschlag, indem er mit seinen achthundert frischen Reitern sich plötzlich auf die Ordenskrieger stürzte, sie durch

diesen unerwarteten Angriff in Verwirrung brachte und dadurch ihre völlige Niederlage herbeiführte.

Der Hochmeister hatte mit einem Heldenmuth gefochten, der eines besseren Erfolges würdig gewesen wäre. Erschöpft von der Anstrengung des blutigen Kampfes, bahnte er sich mit seinem Schwerte einen Weg durch die Kämpfenden und gewann eine Anhöhe. Er öffnete das Visier seines Helmes, um sich von der Hitze des Kampfes abzukühlen; da eilte plötzlich der Tartarnhauptmann, Bogardin, heran und stieß ihn mit dem Spieß durch den Hals. Mit ihm sank der letzte Muth des nur schwach noch kämpfenden Ordensheeres, und die Flucht desselben wurde nun allgemein.

Die Schlacht hatte vom frühen Morgen bis zum Anbruch des Abends gewähret, ehe die Polen des Sieges sich rühmen konnten. Das Schlachtfeld wurde mit vierzigtausend Ordenskriegern gedeckt, worunter sechshundert Ritter und alle Großgebietiger des Ordens bis auf den Spittler; ein Beweis, daß es den deutschen Rittern wenigstens an persönlicher Tapferkeit nicht fehlte. Von den Polen und ihren Verbündeten wurden sechszigtausend Todte gezählt, doch darunter nur zwölf Adelige. Den Siegern fielen ein und funfzig Fahnen und mehrere tausend Gefangene in die Hände, auch erbeuteten sie das reichversehene Lager der Besiegten, für deren kostbarstes Stück das Ordenskreuz des Hochmeisters gehalten wurde, welches dem Könige überreicht ward.

Die Polen überließen sich einer wilden Freude über den schwer errungenen und kaum noch gehofften Sieg. Sie ließen von dem Verfolgen der Fliehenden ab, die sich in einzelnen kleinen Haufen zerstreueten, und fielen über das feindliche Lager her, plünderten es

und ermordeten die wehrlosen Verwundeten. Damit das zügellose Kriegesvolk durch Trunkenheit nicht völlig außer sich gerathen möchte, ließ der König die Böden der im Lager gefundenen gefüllten Weinfässer ausschlagen, und der Wein floß mit Blut vermischt durch das Lager. Doch eilte das Kriegesvolk schnell herbei und schöpfte mit Helmen und Schuhen und schwelgte bis zum Uebermaß. Auch der König zeigte hinter heuchlerischer Mäßigung den rohen Uebermuth eines herzlosen Barbaren. Zum Schein beweinte er das unglückliche Schicksal des Hochmeisters, und dennoch gestattete er, daß der Tartarnheerführer Bogardin den Leichnam des erschlagenen Helden schänden und ihm den Bart mit der Haut abstreifen und als Siegeszeichen an seine Lanze befestigen durfte. Dann aber ließ er die verstümmelte Leiche zwei Tage lang, dem Spotte des rohen Kriegesvolks bloßgestellt, vor dem königlichen Zelte liegen, bis er sie endlich nach Osterrode sandte, von wo sie die Bürger dieser Stadt nach Marienburg zur Beisetzung in der Hochmeistergruft brachten.

Die Schlacht bei Tannenberg im Laufe vieler Jahrhunderte die blutigste, war auch in ihren Wirkungen eine der folgenreichsten, die uns die Geschichte nennt. Sie entschied darüber, ob in einem großen Theile des östlichen Europa Sitte, Sprache und Gesezze der Slaven oder der Deutschen herrschend bleiben sollten. Hätte der Sieg sich so vollständig für den Orden als für die Polen entschieden — und nur geringfügige Umstände verhinderten, daß der Orden Sieger blieb — so wäre ihm wahrscheinlich die Ueberwältigung Litthauens gelungen, und durch die Thätigkeit, die dieser neue Besitz ihm aufgedrungen, würde er vielleicht zu seiner ehemaligen moralischen Kraft wieder er-

stärkt, im Besitz eines so unermeßlichen Landgebietes der Gesetzgeber des ganzen Nordostens von Europa geworden seyn und in diesen Gegenden unseres Erdtheils deutsche Bildung verbreitet haben. Die Schlacht bei Tannenberg änderte aber völlig den Zustand der Dinge. Sie zertrümmerte die Macht des deutschen Ordens, der zwar mit großer Anstrengung noch eine kurze Zeit den Schein seiner ehemaligen Größe behauptete, doch ohne deren Wesen zu besitzen; sie vernichtete den Wohlstand eines der blühendsten europäischen Länder, zerknickte die Blüthe des Volksglücks in Preußen und bereitete die Abhängigkeit vor, worin ein deutsches Land Jahrhunderte lang von einem Slavenvolke gehalten wurde. Daher gilt mit Recht die Tannenberger Schlacht für eine der wichtigsten Begebenheiten des Mittelalters, und der 15. Juli des Jahres 1410 glänzt ewig mit blutigem Scheine in den Jahrbüchern der Geschichte.

XXI. Die Rettung von Marienburg.

Die Niederlage bei Tannenberg hatte den deutschen Orden von seiner bewunderten Größe gestürzt und das ganze preußische Ordensland wehrlos dem siegenden Polenkönige preisgegeben. Hätte dieser Verstand genug besessen, sein Glück zu benutzen, so würde er jetzt ohne große Mühe Preußen mit Polen vereinigt und dadurch die Größe seines Reichs auf Dauer gegründet haben; denn durch den Besitz der preußischen Seeküste wäre Polen eines der reichsten europäischen Länder geworden. Das Ordensheer war völlig vernichtet, die Häupter des Ordens hatten den Tod auf dem Schlachtfelde gefunden; kein Regent befand sich in Preußen, um den sich die noch vorhandenen wenigen Streiter hätten sammeln, der zur Rettung des Staates Anstalten hätte treffen können. Das ganze Land war mit Trauer und Angst erfüllt, von allen Vertheidigungsmitteln entblößt. Niemand dachte mehr an Gegenwehr, denn der Untergang des Ordens schien gewiß. Darum übergaben auch Ordensritter ihre Burgen bei der ersten Aufforderung, die Städte öffneten ihre Thore, die Bischöfe und der Adel eilten sich dem Polenkönige zu unterwerfen; und so groß die Treue und der Eifer aller Stände vor und in der Schlacht für den Orden gewesen war, so groß war nun die Zaghaftigkeit, der Kleinmuth und bei Vielen die Untreue. Bei dieser Lage der Dinge bedurfte es von Seiten des Königes Wladislav Jagello nur eines raschen Zugreifens, um sich in den Besitz des ganzen Landes zu setzen, und einiges Geschickes, um sich darin für immer zu erhalten; doch dieser Fürst, der wohl unerschöpflich an Ränken, groß an Falschheit und unübertreffbar an Wort

brüchigkeit und Heuchelei war, besaß weder Muth, noch Entschlossenheit, noch die Einsicht des Staatsmannes, der die günstigen Verhältnisse zu erkennen und zu benutzen weiß. Und so ließ er die Gelegenheit vorbei, den Erbfeind seines Reiches für immer zu vernichten und dieses mit einer unerschöpflichen Quelle des Wohlstandes zu versehen.

Die Eroberung des ganzen Landes wäre vollendet gewesen, sobald Wladislav sich in den Besitz des hochmeisterlichen Schlosses Marienburg gesetzt hätte. Diese Burg, des Landes Haupt und die stärkste aller Landesfesten, bewahrte den Schatz, das Archiv, alle Zeichen der Gewalt des Ordens und eine große Menge Kostbarkeiten auf; sie war der Sitz der höchsten Landesregierung, und wer darin gebot, dem gehorchte das ganze Land. Außerdem war sie so stark befestigt, daß sie bei vollständiger Besatzung und mit den nöthigen Krieges- und Mundvorräthen versehen, für unüberwindlich galt; jetzt befanden sich aber so wenige Menschen darin, daß an eine Vertheidigung gar nicht zu denken schien. Sie besaß keinen Mundvorrath, das Zeughaus war geleert und das grobe Geschütz in der Schlacht bei Tannenberg von den Polen erobert worden. Wäre Wladislav schnell nach Marienburg vorgerückt, so würde ihm die wehrlose Feste ohne alle Gegenwehr überantwortet worden seyn. Zu spät wurde er auf die Wichtigkeit dieser Eroberung aufmerksam, und als er endlich aufbrach, um sich dieser Feste zu bemächtigen, da hatte sie schon einen Retter gefunden.

Während Wladislav Jagello sich vier Tage auf dem Schlachtfelde bei Dankfesten und Schmausereien aufhielt, und dann mit seinem Heere den Weg über Osterrode, Christburg und Elbing nahm, wo er über-

all geöffnete Thore fand, war die Kunde von der verlorenen Schlacht zu dem Komthur von Schwetz, Grafen Heinrich von Plauen, gelangt, dem der verstorbene Hochmeister die Hut der Landschaft Pommerellen anvertrauet hatte. Er sah die Größe der Gefahr, die mit dem Fall von Marienburg verbunden war, und darum versäumte er keine Zeit, sondern eilte mit allen Ordensbrüdern und Reisigen, die er zusammenbringen konnte, sogleich nach der wichtigen Hochmeisterpfalz Marienburg, um diese Hauptfeste des Landes zu besetzen. Er fand sie sowohl als die Stadt von allen Vertheidigungsmitteln entblößt, und überzeugte sich, daß, wenn er die Burg vertheidigen wollte, er die hart daran gelegene Stadt aufopfern müßte, die bei ihrer Größe nicht haltbar war, wohl aber dem Feinde zu einem festen Haltpunkte bei der Belagerung des Schlosses dienen konnte. Daher gebot er alles Vieh, Getreide, Speise und Getränke und was sonst des Rettens werth war, aus der Stadt in die Burg zu bringen; den Einwohnern stellte er es anheim, ob sie in die Burg ziehen oder sich nach anderen sicheren Orten flüchten wollten, und dann ließ er die Stadt anzünden und so völlig ausbrennen, daß außer der Johanniskirche und dem Rathhause kein einziges Gebäude stehen blieb. Darauf ließ er aus den benachbarten Landhöfen alles, was an Vieh und Lebensmitteln zu finden war, oder sonst zur Vertheidigung dienen konnte, auf das Schloß bringen, sodann die Nogatbrücke bis auf den Grund zerstören und endlich Tag und Nacht an der Vervollständigung der Befestigung arbeiten. Nun sammelten sich die treugebliebenen Ritter und Adeligen mit ihren Reisigen zur Vertheidigung der Burg, und es kam eine ziemlich ansehnliche Menge rüstiger Krieger zusam-

men. Auch die benachbarten Landleute halfen die Besatzung verstärken, und endlich traf ein Haufe von vierhundert Schifferknechten aus Danzig ein, die, obwohl die Stadt dem Orden abtrünnig geworden war, an diesem Abfall nicht Theil nahmen, sondern für ihren rechtmäßigen Landesherrn fechten wollten. So war die Besatzung von Marienburg binnen Kurzen auf fünftausend Mann angewachsen, die der einsichtsvolle Komthur auf eine zweckmäßige Weise zur Vertheidigung des Ordenshauses vertheilte. Ueber zweitausend Mann, die er in's hohe Schloß verlegte, behielt er selbst den Befehl, eine gleiche Zahl, die das Mittelschloß besetzt hielt, befehligte ein anderer kriegeserfahrener Ritter; das Vorschloß vertheidigte Plauens jüngerer Bruder. Es fehlte nur noch ein Oberhaupt, das die Angelegenheiten des Ordens leiten konnte. In einem von den anwesenden Ordensrittern gehaltenen Ordenskapitel wurde der entschlossene Heinrich von Plauen einstimmig zum Statthalter des Ordens ernannt. Und wer hätte auch würdiger dieses Amt bekleiden können, als der Mann, der bei seinem ersten Auftreten eine solche Weisheit und Thätigkeit in Herbeischaffung der Mittel zur Rettung des Ordens gezeigt!

Der König hatte unterdessen einen Aufruf an die Bewohner der Ordenslande erlassen und sie zur Huldigung und Ergebung unter großen Versprechungen und Drohungen aufgefordert. Durch Schrecken waren die Mehresten zur Unterwerfung vermocht worden; nur die Ordensburgen Danzig, Schwetz, Rheden, Schlochau, Balga, Brandenburg und Königsberg und die ganz entfernten Schlösser und Städte in Ostpreußen blieben ihren alten Landesherren treu. Die westpreußischen Städte aber huldigten beinahe ohne Ausnahme dem

Sieger. Das feindliche Heer hatte sich mit Plündern im Lande verweilt und langte erst am zehnten Tage nach der Schlacht vor Marienburg an. Die übermüthigen Polen achteten es kaum der Mühe werth, die Burg zur Ergebung aufzufordern; aber als sie sich genähert hatten, belehrte sie der Donner des Geschützes, daß sie hier keine leichte Eroberung machen würden. Nun kamen immer mehr und mehr feindliche Heerhaufen an, die das Schloß nach und nach rings umstellten und mit dem zahlreichen bei Tannenberg erbeuteten Geschütz beschossen. Wladislav, der sich in seiner Hoffnung, die Hochmeisterburg ohne alle Belagerung zu nehmen, betrogen sah, beschloß nun, sie, es koste was es wolle, zu erobern. Unaufhörlich ließ er sie beschießen, auch suchte er ihr durch Untergrabungen näher zu kommen und die festen Mauern zu stürzen; doch wurde die Vertheidigung so gut geleitet, daß er nach mehreren Wochen noch keine beträchtlichen Fortschritte gemacht hatte.

Während dem der edle Heinrich von Plauen sich durch die tapfere Vertheidigung der Burg unvergängliche Verdienste um das Land und den Orden erwarb, mußte er von den Zinnen der Burg mit ansehen, wie die Getreidefelder verheert und die umliegenden Dörfer und Städte verwüstet wurden; mußte mit ansehen, wie die Schiffe der Thorner und Elbinger in das feindliche Lager Lebensmittel und Kriegesbedürfnisse brachten, und Danzig selbst eine bewaffnete Kriegesschaar dem Könige zuführte; mußte endlich erfahren, wie der schändliche Bischof von Cujavien den heidnischen Tartarn die reichen Kirchen und Klöster selbst zur Plünderung bezeichnete. Gekränkt durch schmählichen Verrath und gebeugt von des Landes Jammer, sank dem Statthalter

der Muth, und er war entschlossen, die größesten Opfer zu bringen, um dem bedrängten Lande den Frieden zu erkaufen.

Er forderte von dem Könige sicheres Geleit, um in's Lager zu kommen und wegen des Friedens zu verhandeln. Nachdem er es erhalten, erschien er und bot dem Könige das Kulmer Land, Michelau und Pommerellen, wenn er das Heer vom Haupthause entfernen und Friede schließen wollte. Der König antwortete, das, was ihm geboten werde, besitze er schon; ihm müsse ganz Preußen werden, und erst, wenn ihm Marienburg übergeben sey, dann möge der Statthalter um Gnade für sich und seinen Orden flehen. Durch diese übermüthige Antwort wurde Heinrichs Stolz geweckt; er fragte, ob das des Königes letztes Wort sey, ob er keine mildere Antwort für ihn habe? Und als der König es verneinte, da sagte Heinrich: „Ich kam, zu großen Opfern entschlossen, um damit den Frieden zu erkaufen; ich hoffte Billigkeit zu finden. Doch nun kehre ich in die Burg zurück, gewiß, daß Gott und die heilige Jungfrau, versöhnt durch meine Demüthigung, den Orden retten werden. Nimmer wird euch Marienburg zu Theil!" Seine letzten Worte hatte ein Büchsenmeister mit angehört, der rief frevelnd aus: „Die heilige Jungfrau soll sie nicht retten!" Er richtete sofort eine Steinbüchse gegen das kunstvolle Marienbild, welches in einer Mauerblende an der Südostseite des Schlosses steht. Er brannte die Büchse ab; sie zersprang aber und erschlug den Heerführer der Tartarn Bogardin und viele Andere, die in der Nähe standen. Die Sage erzählt, daß ein anderer Büchsenmeister, der auf dieses Bild geschossen habe, erblindet sey.

Das Belagerungsheer wurde durch mancherlei Mißgeschick bedrängt und daher um so zaghafter, je mehr der Muth der Belagerten stieg. Die Lebensmittel und das Futter für die Pferde fingen zu fehlen an, die täglichen Gefechte, eine unerträgliche Sonnenhitze und ungesunde Nahrung erzeugten Seuchen und pestartige Krankheiten bei Menschen und Pferden, die beide noch dazu von einer fürchterlichen Menge Ungeziefer gequält wurden. Das Kriegesvolk in der Burg dagegen hatte Alles im Ueberfluß, war muthig und voll Vertrauen und beunruhigte die Belagerer durch Ausfälle bei Tag und Nacht, so daß Jagello selbst gestand, daß er mehr der Belagerte als ein Belagerer sey.

Als der Polenkönig sah, daß er durch Gewalt die Burg nicht zu überwältigen vermöge, da versuchte er wiederholt und auf mehrfache Weise, sich ihrer durch Verrätherei zu bemächtigen. Unter andern erzählt man auch folgenden Versuch. In dem Flügel des Schlosses, der ausschließlich zur Wohnung des Hochmeisters bestimmt ist, befindet sich ein großer prächtiger gewölbter Saal, des Meisters Rempter genannt, dessen kühnes Gewölbe auf einem einzigen Granitpfeiler ruhet. In diesem Saale pflegte sich der Statthalter mit den vornehmsten Ordensbrüdern und Hauptleuten der Krieger zu versammeln, um daselbst Rath zu halten. Der König, der dieß wohl wußte, ließ durch seinen geschicktesten Büchsenmeister ein Geschütz auf den Saal richten, und ein von ihm gewonnener Diener des Statthalters mußte durch eine an das Fenster gelegte rothe Mütze die Anwesenheit der Versammlung im Saale und zugleich die Richtung bezeichnen, nach welcher geschossen werden sollte. Als die Ritter im Saale versammelt waren, erfolgte der Schuß wirklich, doch ohne

den Pfeiler zu treffen, und die Kugel schlug in die gegenüber stehende Wand. Diese Geschichte steht in den mehresten preußischen Chroniken; auch ist die Kugel wirklich in der Wand zu sehen. Dennoch ist so manches, was einen Zweifel an der Wahrheit dieses Berichts begründet. Gewiß ist aber, daß mehrere Anschläge gemacht wurden, durch Verrath die Burg zu gewinnen.

Der edle Statthalter bewies eine Wachsamkeit in der Vertheidigung der Hauptburg, die nicht zu hintergehen, und zugleich eine Thätigkeit, um die Sache des Ordens wieder emporzubringen, die unübertreffbar war. So ließ er einst durch einen Herold bei dem Könige um sicheres Geleit für einen alten Ordenspriester nachsuchen, der die Beschwerden der Belagerung nicht länger zu ertragen vermöge. Der König, der gern seine Ehrfurcht vor der Geistlichkeit zur Schau stellte, bewilligte es, und der alte Priester zog ruhig durch das Lager. Er hatte aber unter seinem Priestergewande Briefe an die Komthurn mehrerer Ordenshäuser in Deutschland und Wechsel auf dreißigtausend Dukaten, wofür sie schleunig Söldner werben und diese zum Entsatze des Haupthauses herbeiführen sollten.

Als die Belagerung schon lange gewähret hatte, erschallete plötzlich in der Burg Trompeten- und Posaunenschall und ein lauter Jubel der Besatzung. Die Polen wußten sich dieses Zeichen der Freude nicht zu erklären, bis ihnen durch Späher die Kundschaft wurde, daß auf heimlichen Wegen Briefe des Königs Sigismund von Ungarn an den Statthalter gelangt wären, die seinen nahen Beistand verkündigten. Ermuthigt durch diese Nachricht, machte die Besatzung einen Ausfall und verursachte den Belagerern großen

Schaden. Gleichzeitig erhielt der König von Polen Kunde, daß der Landmarschall von Liefland mit einem ſtarken Heere herannahe und ſchon in Königsberg angelangt ſey, und daß die öſtlichen Provinzen für den Orden unter die Waffen getreten wären. Da ſandte Wladislav den Großfürſten Witold dem Landmarſchall entgegen, damit er ihn zurückhalte, bis die Feſte Marienburg durch Hunger zur Uebergabe gezwungen wäre. Doch der Großfürſt kam nicht weiter als bis an die Paſſarge, denn der Biſchof von Ermland hatte ihn gewarnt, nicht weiter zu ziehen, weil in Natangen und Samland ſchon Alles unter den Waffen ſtand.

Nun wollte der König in der Eile wenigſtens noch ſo viel als möglich von des Ordens Bedrängniß Vortheil ziehen und ließ dem Statthalter kund thun, er ſey geneigt, die ihm angebotenen Friedensbedingungen anzunehmen. Heinrich aber ließ ihm darauf antworten, daß er das, was er einſt geboten, jetzt nicht mehr einräumen könne. Die Lage des Königes wurde nun gefährlich. Aus dem verwüſteten Lande konnten keine Lebensmittel mehr geſchafft werden, die Ruhr wüthete im Heere, der Großfürſt Witold, bald nachher auch das Kriegsvolk aus Maſovien, zog davon, auch einzelne vornehme Polen verließen heimlich das Heer und die unbezahlten Soldkrieger droheten mit Aufruhr. Unerſchüttert durch dieſe Unfälle, lag Wladislav noch immer vor Marienburg; da kam aber Kunde, daß die Ungarn in Polen eingefallen wären, und jetzt brach er endlich auf, ſteckte das Lager in Brand und zog mit ſeinem Heere davon. Die Belagerung hatte acht Wochen gewähret.

Sobald die Burg wieder frei war, eilte der hochherzige Vertheidiger derſelben, um das Land vom

Feinde völlig zu säubern. Zugleich aber ließ er durch Eilboten die Landmeister aus Deutschland und Liefland und die wichtigsten Ordensbeamten jener Länder nach Marienburg zur Wahl eines Hochmeisters einladen, da es Noth that, daß der Orden in so schwerer Zeit ein Oberhaupt erhielt, welches mit Kraft und Einsicht regierte. Die Eingeladenen erschienen, und einstimmig wählten sie, wie recht und billig, den heldenmüthigen Retter von Marienburg.

XXII. Ermordung der Danziger Rathsherren.

Nach der Schlacht bei Tannenberg entstand ein großer Zwiespalt zwischen der Stadt Danzig und dem Orden, und gegenseitig klagten beide Theile über schweres erlittenes Unrecht. Die Klagen waren wohl von beiden Theilen nicht ungegründet und die Veranlassungen dazu daher entstanden, daß die Vortheile der reichen nach völliger Unabhängigkeit strebenden Stadt und des auf seine landesherrlichen Rechte eifersüchtigen Ordenssatz nicht in Uebereinstimmung bringen ließen. Treu hatten zwar Danzigs Bürger in der Schlacht bei Tannenberg für den Orden gefochten, aber als nach der Niederlage des Ordensheeres die Polen das Land durchzogen, da war die feste und dem Feinde uneinnehmbare Stadt Danzig eine der ersten, die dem Polenkönige huldigte, ja sie sandte ihm sogar bei der Belagerung von Marienburg Hilfsvölker zu. Diese Untreue scheint der Stadt vergeben worden zu seyn; doch ein Groll blieb deßhalb in den Herzen der Ordensherren zurück. Im Widerspruch mit diesem Abfall zog der Bürgermeister von Danzig, Konrad Letzkau, als Bettler verkleidet, da er auf andere Weise der Wachsamkeit der das Land durchziehenden Polen nicht entgehen konnte, nach Deutschland, um die deutschen Fürsten aufzufordern, dem Orden in seiner Bedrängniß Beistand zu leisten. Es scheint, daß Danzig aus zu großer Sorge für die eigene Sicherheit in ihrer Treue gegen den Orden gewankt, als es glaubte, daß er seinem Untergange nicht mehr entgehen könne; dann aber, als sein ferneres Bestehen außer Zweifel war, den Ab-

fall bereuet habe und bemühet gewesen sey, ihn wiederum vergessen zu machen.

Zu der Zeit war der Bruder des Hochmeisters, gleich ihm Heinrich genannt, Komthur auf dem Schlosse zu Danzig. Er war ein tapferer, aber rauher und eigenwilliger Kriegsmann, der, zur Willkür geneigt, sich manche Eingriffe in die Rechte der Stadt erlaubte, wogegen aber die Danziger wiederum sich trotzig und auch wohl in billigen Dingen widerspenstig bewiesen. Stets gab es Hader und Feindseligkeiten, die der Hochmeister ausgleichen mußte. Weil er dabei oft zu Gunsten der Bürger entschied, so wurde dadurch der Groll des Komthurs gegen sie gesteigert und wurzelte desto tiefer. Als nach der Belagerung von Marienburg der Hochmeister zur Wiederherstellung der verwüsteten Ordensburgen und zu Kriegesrüstungen Geld bedurfte und ganz Preußen ohne Ausnahme mit einer schweren Schatzung belegte, da war es Danzig, die reichste Stadt des Landes, beinahe ganz allein, die sich weigerte, die Schatzung zu bezahlen. Die allgemeine Noth des Landes und besonders die Aufbringung einer großen Geldsumme, die zu Folge des Friedensvertrages dem Könige von Polen gezahlt werden mußte, machte drückende Maßregeln nothwendig, und so mußte der Hochmeister auch leichtes Geld prägen lassen; eine Maßregel, die besonders den Danzigern, ihres Handels wegen, höchst nachtheilig war, aber in Ermanglung anderer Mittel nicht füglich vermieden werden konnte. In Danzig selbst hatte ein Rathsherr, Benedikt Pfennig, der es heimlich mit dem Orden hielt, die Münze gepachtet und prägte das Geld über Gebühr geringhaltig aus. Er hatte überdem die heimlichen Berathungen des Raths dem Komthur offenbart. Wegen der Mün-

ze kam es in Danzig zum Aufstande und deßhalb in der Rathsversammlung zu bitteren Vorwürfen gegen Pfennig. Der trotzte auf des Ordens Beistand; da ergriffen ihn aber die Rathsherren und warfen ihn zum Fenster hinaus, daß er Arm und Bein brach. Der Komthur wollte dieses rächen, der Hochmeister kam aber selbst nach Danzig, berief die Bürger in eine Kirche und versöhnte sie mit seinem Bruder. Der Komthur mußte gezwungen die Hand zum Vergleiche bieten, er behielt aber die Erbitterung im Herzen und wartete nur auf eine Gelegenheit, Rache zu nehmen, die sich ihm gar bald darbot. Die Danziger hatten nämlich dem Ordensvoigt zu Dirschau, der einige ihrer Bürger niedergeworfen, einen Absagebrief geschickt, was allerdings eine Verletzung der Landesordnung war. Auch hatte der Bürgermeister Konrad Letzkau einen ausgetretenen Ordensbruder, mit welchem er in freundschaftlichen Verhältnissen stand, in seinem Hause bewirthet; dieses mochte einigen bösen Schein auf ihn werfen, doch schwerlich reichte es hin, eine Grausamkeit und Hinterlist zu entschuldigen, womit der Komthur von Danzig sich befleckte.

Der Komthur ließ unerwartet die drei Bürgermeister Konrad Letzkau, Arnold Hecht und Tidemann Hurer und den Rathsherrn Barthel Groß auf den Palmsonntag des Jahres 1411 zu einer Mittagsmahlzeit auf das Schloß einladen und dabei sagen, er gedächte die jüngst mit ihnen erneuerte Freundschaft durch ein Ehrenmahl zu befestigen. Die Einladung wurde ohne Bedenken angenommen und die Geladenen verabredeten, zur bestimmten Zeit mit einander auf's Schloß zu gehen. Als sie sich zur festgesetzten Zeit nach dem Schlosse begaben, begegnete ihnen der Hofnarr des

Komthurs und sagte lachend: „Wüßtet ihr, welch ein Mahl euch da oben bereitet würde, ihr ginget nicht hin.“ Der Bürgermeister Hurer wurde durch die Aeußerung des Narren aufmerksam und besann sich schnell auf einen Vorwand, umzukehren. Er sagte zu seinen Begleitern: „Liebe Herren, ich habe meinen Schlüssel vom Geldschrank zu Hause liegen lassen, und da ich ein Wittwer bin, so könnte mein Hausgesinde mich ungehindert bestehlen. Ich gehe nur zurück, den vergessenen Schlüssel zu holen, und werde ungesäumt nachkommen. Auch den Bürgermeister Hecht hatten die Worte des Narren bedenklich gemacht und er äußerte seine Meinung, daß dergleichen Warnungen nicht außer Acht gelassen werden sollten. Aber der hochherzige Letzkau beruhigte seine Gefährten, da er an eine Hinterlist des Komthurs nicht glauben konnte. Er berief sich auf die Sicherheit, die ihnen zugesagt worden war, und auf die üblen Folgen, die ein geäußertes Mißtrauen haben könnte, da es dem Komthur neuen Anlaß zur Feindseligkeit geben, sie aber in den Verdacht setzen würde, daß sie ein schuldiges Gewissen hätten. Dadurch beruhigt, setzten sie ihren Weg fort. Auf der Schloßbrücke kamen ihnen vier Ordensritter entgegen und empfingen sie mit großer Höflichkeit. Als sie aber im Schlosse waren, wurden ihre Diener und einige Bürger, die sie begleitet hatten, zurückgesandt, auch ward gleich darauf das Thor geschlossen und die Brücke aufgezogen. Der Hofnarr aber, der ihnen auf dem Fuße nachgefolgt war, rief: „Die drei Vögel sind gefangen, der Alte aber war zu listig und ist dem Garn entwischt.“

Als die Geladenen in den Schloßsaal eintraten, fanden sie den Komthur mit seinen Ordensrittern da-

ſelbſt verſammelt. Er empfing ſie gleich mit den Schimpfnamen: Schelme und Böſewichter, überſchüttete ſie mit einer Menge ehrenrühriger Vorwürfe und dann hielt er ihnen die Verbrechen und Beleidigungen vor, womit ſie ſich gegen den Orden vergangen haben ſollten und die er nun an ihnen rächen zu wollen erklärte. Konrad Letzkau nahm für ſeine Gefährten das Wort und ſuchte ſich und den Rath gegen die ihnen gemachten Anſchuldigungen zu vertheidigen. Er berief ſich auf ſeine Amtspflichten, verſicherte, daß der Rath den Orden nie habe beleidigen wollen, und bat um Entſchuldigung, wenn in einigen Fällen etwas dem Orden zuwider geſchehen ſeyn ſollte. Als das aber nichts verfing, da erinnerte er den Komthur an ſeine an heiliger Stätte gemachte Zuſage der Verſöhnung und berief ſich wegen der Handlungen, die ihm und ſeinen Genoſſen zum Vorwurf gemacht wurden, auf das Recht und die Geſetze. Da ſchlug ſich der Komthur wüthend auf ſeine Bruſt und rief: „Was Recht, was Geſetze. Hier iſt euer Recht, dem hättet ihr folgen ſollen!“ Nun ſtanden auch die übrigen Ritter auf und machten ein ſolches Geſchrei, daß kein Wort mehr zu verſtehen war. Da nun Letzkau ſahe, daß auf keine vernünftige Vorſtellung mehr geachtet wurde, da wandte er ſich gegen Hecht und ſagte: „O hätte ich jetzt ein gutes Schwert zur Hand, ich wollte tauſend Gulden dafür ſchuldig ſeyn.“

Nachdem die Ritter lange genug getobt hatten, hieß der Komthur den Scharfrichter aus Elbing herbeirufen, den er ſchon einige Tage vorher hatte heimlich auf's Schloß kommen laſſen, und ertheilte ihm den Befehl, die drei Danziger Rathsherren hinabzuführen und zu enthaupten. Der Scharfrichter aber weigerte ſich,

den Befehl zu vollziehen, da es gegen seine Pflicht streite, Jemanden vom Leben zum Tode zu bringen, der nicht an ordentlicher Gerichtsstätte um Leib und Leben verurtheilt wäre. Für diese Weigerung gebot der Komthur den Scharfrichter mit Knütteln zu schlagen; die Danziger aber wurden in unterirdische Gefängnisse geworfen. Nun überließ sich der Komthur mit den Rittern der Schwelgerei, um durch den Rausch Muth für die Schandthat zu gewinnen, die sie entschlossen waren zu begehen. Um drei Uhr nach Mitternacht ließen sie zuerst den würdigen Letzkau mit gebundenen Händen und einem Knebel im Munde aus seinem Kerker holen. Die trunkenen Ritter versetzten ihm zehn Wunden und schnitten ihm dann die Kehle ab. Darauf kam die Reihe an den Bürgermeister Hecht. Er wurde mit sechszehn Stichen ermordet. Der Rathsherr Groß, Letzkau's Schwiegersohn, erlitt am letzten den martervollen Tod. Die Leichname der Ermordeten wurden in den Mist vergraben.

In der Stadt wurde nichts von dieser Schandthat bekannt, und da die Bürger glaubten, daß ihre Häupter im Schlosse gefangen gehalten würden, so sandten sie zum Hochmeister, um gegen den Komthur Beschwerde zu führen und die Befreiung der Verhafteten zu bewirken. Die Gattin des Rathsherrn Groß sandte täglich für ihren Mann und für ihren Vater Speise und Wein in's Schloß. Die Knechte des Komthurs nahmen solches stets an und baten im Namen der angeblich Gefangenen noch besonders um einige leckere Gerichte. Am sechsten Tage nach der Ermordung kam der Befehl vom Hochmeister, die gefangenen Rathsherren freizugeben. Da ließ der Komthur die Leichname der Ermordeten vor das Schloß werfen.

Die Bürgerschaft holte die Leichen ihrer unglücklichen Häupter mit Thränen und Wehklagen und bestattete sie in der Oberpfarrkirche; doch hatte sie nicht den Muth, den Frevel zu rächen, und auch der Hochmeister ließ diese himmelschreiende Schandthat unbestraft. Nur allein die Wittwe des unglücklichen Groß gewann, nachdem sie so Alles, was ihr theuer gewesen, verloren, den Muth, dem Mörder ihres Vaters und ihres Gatten unter die Augen zu treten, ihm den Meuchelmord vorzuhalten und die Verachtung zu zeigen, die er verdiente. Von ihren Schmähungen beunruhigt, schalt er sie endlich, hieß sie von ihm weichen und sagte, sie hätte es nur der Schwachheit ihres Geschlechts zu danken, daß er mit ihr nicht so verfahre, wie mit ihrem Manne und ihrem Vater. Da antwortete aber die beherzte Wittwe: sein Glück sey es, daß sie, ein schwaches Weib, das Schwert nicht umgürten könne, sonst würde sie Rache an ihm wegen des begangenen Meuchelmords nehmen; nun aber müsse sie die Strafe dem gerechten Gericht Gottes überlassen. Die Rache blieb nicht aus; schwer hat sie die Plauen, schwer den Orden getroffen.

XXIII. Heinrich von Plauen, Hochmeister des deutschen Ordens.

Einer der kraftvollsten und talentvollsten Männer, die je den deutschen Orden geziert haben, war der Hochmeister Heinrich von Plauen, der berühmte Retter von Marienburg. Nur kaum drei Jahre war es ihm vergönnt, auf einem Schauplatze großer Thaten handelnd aufzutreten; doch diese kurze Zeit reichte hin für ihn, sich als einen Mann von seltener Charaktergröße, als einen weisen, selbstständigen Regenten, als Helden und Staatsmann zu zeigen. Allein er dachte und handelte zu groß für seine Zeit, seine Tugend stand mit den Lastern der Ordensbrüder, deren Haupt er war, in zu schroffem Widerspruch; ihm wurde der schwere Beruf, weh zu thun, um zu heilen, zu drükken, um zu schützen, zu verwunden, um zu retten: darum waren seine Zeitgenossen ihm nicht hold, darum empfing er Haß statt Liebe, statt Lob bitteren Tadel und erlebte den schmählichsten Undank von dem Orden, den er allein vom Untergange gerettet hatte. Jahrhunderte lang wurde sein Name verunglimpft, und nur einem späteren Zeitalter blieb es überlassen, sein Andenken von der unverdienten Schmach zu reinigen.

Der große Heinrich hatte durch seine Entschlossenheit und durch seinen Muth Marienburg und damit Preußen dem Orden erhalten; aber das Land war von den zahllosen feindlichen Schaaren verwüstet, viele Schlösser lagen zerstört und ihre Herstellung wurde dringend nothwendig, eine Menge Söldner mußten unterhalten werden. Der Schatz des Ordens war geleert, die Einnahmen von seinen Gütern stockten, man-

che fielen ganz aus; überall gab es herzustellen, überall fanden sich Bedürfnisse und die Ausgaben hatten sich mehr als verdreifacht, während die Einnahmen um mehr als die Hälfte verringert waren. Was blieb dem einsichtsvollen Regenten, der das Wohl des Ordens und des Landes im Herzen trug, übrig, als alle Ausgaben, die bloß den Glanz und das Wohlleben der Ritter zum Zweck hatten, zu beschränken und dagegen alle Stände des Landes ohne Ausnahme mit Schatzungen zu belegen, um sich die nöthigen Mittel zur Erhaltung des Ganzen zu verschaffen! Doch er mußte noch weiter gehen: er mußte das in den Kirchen und Klöstern aufgehäufte Gold und Silber fortnehmen und es in Geld verwandeln lassen, sah sich genöthigt, leichte Münze zu prägen, und nur durch diese Maßregeln gelang es ihm, den Staat aufrecht zu erhalten und die nothwendigsten Herstellungen zu bewirken. Durch diese Einschränkungen und Schatzungen hatte sich aber der wohlmeinende Heinrich viele Feinde gemacht. Die Geistlichkeit wollte von den Kirchenschätzen nichts hergeben und von den Beschatzungen ausgenommen seyn; den Ordensrittern fiel es schwer, eine einfachere Lebensweise anzunehmen, und nur mit Widerwillen entsagten sie der früher geübten Ueppigkeit; die Handelsstädte endlich beschwerten sich über die leichte Münze und über die Zölle, wodurch ihrem Handel Eintrag geschah. So fand der Hochmeister überall Widerstand, den er nur durch Strenge beseitigen konnte, und ihn traf ein allgemeines Mißvergnügen, obwohl nicht er, sondern die Umstände den Druck und die Lasten verursacht hatten. Nicht weniger Feinde machte er sich durch die Strenge, wozu er sich durch die Ausartung der Ordensritter, durch die Widersetzlichkeit der Bürger nnd Landleute — eine

Folge der Verheerungen des Krieges — und durch den Verrath Einzelner bewogen fand. Sollte der Orden seine ehemalige Größe wieder erlangen, so war eine strenge Zucht, ein unverbrüchlicher Gehorsam und ein geregeltes Leben der Ritter erforderlich. Das sah Heinrich sehr gut ein, wohl wußte er aber auch, daß er sich dem Hasse aller Ritter bloßstellte, wenn er das alte würdige Leben bei ihnen wieder einführen wollte. Doch in dem, was er für recht hielt, nahm er auf sich selbst keine Rücksicht. Er verfuhr streng gegen die Uebertreter der Gesetze; die Treue und Aufopferung, die er gegen den Orden bewies, forderte er auch von Anderen, Untreue, Nachlässigkeit, Lauheit gegen den Orden rügte er an den Rittern schonungslos. Grund genug für Alle, die von Eigennutz, Selbstsucht und Eigendünkel erfüllt waren, ihn unversöhnlich zu hassen.

Die ersten Wirkungen des Hasses der Ritter gegen ihr würdiges Oberhaupt waren Verläumdungen. Heinrich wurde ein Tyrann, ein Wüthrich, ein Irrgläubiger, Religionsspötter genannt, ihm Verschwendung des Ordensschatzes, Verrath gegen den Orden, Ungerechtigkeit beigemessen, und sein guter Ruf im In- und Auslande geschmälert. Dann wurde er bei dem Papst und bei dem Kaiser verklagt; doch gegen alle diese Anfeindungen schützte ihn sein festbegründeter guter Ruf, und die boshaften Verläumdungen konnten nichts über ihn gewinnen. Nun stellten die niedrigen Feinde des großen Heinrich ihm nach dem Leben. Er sollte mit Gift umgebracht und dann das Schloß zu Marienburg durch viertausend zu dem Zweck geworbene böhmische Söldner erstürmt werden. Glücklicher Weise wurde dieser Verrath, dessen Anstifter der Komthur Georg von Wiersberg zu Rheden und die vor-

nehmsten Ritter der Eidechsengesellschaft waren, zeitig genug entdeckt, um vereitelt werden zu können. Um gegen Meuchelmörder gesichert zu seyn, mußte der Hochmeister sich mit einer Leibwache umgeben. Endlich wurde eine Verschwörung gegen ihn gestiftet, an deren Spitze der Ordensmarschall Michael Küchmeister von Sternberg trat, welcher aus Neid Heinrichs Feind geworden war, da er die Hochmeisterwürde zu bekleiden wünschte.

Diese Verschwörung kam bald zum Ausbruch. Der Hochmeister hatte zum October des Jahres 1413 die Ordensgebietiger nach Marienburg zu einem Kapitel zusammenberufen, um über das Beste des Landes zu berathen. Sie erschienen, mit Haß und Groll erfüllt, denn gegen die mehresten von ihnen hatte der Hochmeister mit Strenge verfahren müssen. Ihr Haß zeigte sich so deutlich, daß der Hochmeister nicht im Kapitel erschien, sondern sich mit seinen Freunden in seinem Gemache berieth. Im Kapitelsaale führte der Ordensmarschall den Vorsitz, und da er gewiß war, nach Heinrichs Sturz zum Hochmeister gewählt zu werden, so leitete er alles zu dessen Entsetzung ein, die sogleich in der ersten Versammlung beschlossen wurde. Ohne einmal die Formen zu beobachten, wurde der Beschluß sogleich angenommen und dem Hochmeister durch die obersten Gebietiger verkündigt. Darauf entnahmen sie ihm die Schlüssel des Hauses und das Ordens- und Meistersiegel. Auf seine Bitte wurde ihm das Komthuramt zu Engelsberg verliehen. Schon am 15. October zog er aus der prächtigen Hochmeisterpfalz, die er nebst dem Lande dem Orden erhalten, und von den Gliedern des Ordens, den er vom Untergange gerettet hatte, gestürzt, begab er sich nach dem stillen En-

gelsberg, um daselbst die Verblendung der Ordensritter zu betrauern, die durch ihren Verrath gegen ihn, einen Hauptschritt zum Untergange des Ordens gethan hatten. Auch hier ließen seine Feinde ihn noch nicht in Ruhe; schon in den ersten Tagen des Jahres 1414 wurde er nach Marienburg gerufen, um sich vor einem Generalkapitel auf die wider ihn vorgebrachten Klagen zu verantworten. Er erschien und vertheidigte sich mit Würde und Kraft; doch seine Kläger waren ja auch seine Richter, und seine alten Feinde, die Landmeister von Deutschland und Liefland, führten den Vorsitz in dem Kapitel. Darum wurde seine Absetzung für rechtmäßig erkannt und statt seiner der Ordensmarschall Michael Küchmeister von Sternberg zum Hochmeister erwählt. Auch als Komthur von Engelsberg schien er seinen Widersachern noch zu gefährlich. Von neuem wurde er beschuldigt, Verständnisse mit dem Könige von Polen unterhalten zu haben, unter diesem Vorwande seines Komthuramts entsetzt und nach Brandenburg zur Haft geführt. Von Brandenburg ward er in die Burg Lochstädt gesendet, die einsam in einer traurigen Gegend am Strande des Haffs liegt. Daselbst litt er sogar oft an den nöthigen Lebensbedürfnissen Mangel, und der Held, der einst mit seinem Riesengeiste den wankenden Ordensstaat erhalten, starb funfzehn Jahre nach seiner Entsetzung in unwürdiger Dunkelheit. Das war der Ausgang eines Mannes, der unglücklich wurde, weil er größer und besser als seine Zeitgenossen war.

XXIV. Der Preußische Bund.

Noch ehe durch die Schlacht bei Tannenberg die Macht des Ordensstaates in Preußen erschüttert worden, war bereits mit der alten strengen Zucht auch die Stärke des Ordens, die ihn einst unüberwindlich gemacht, von ihm gewichen. Der Reichthum des Ordens, durch einsichtsvolle Verwaltung des Landes hervorgebracht, hatte ein Wohlleben bei den Ordensrittern veranlaßt, welches den nachtheiligsten Einfluß auf ihre Sitten, daher auch auf ihre sittliche Kraft äußerte. Diesem Uebel vorzubeugen oder ihm, seitdem es sich zeigte, Schranken zu setzen, stand nicht in der Macht des Hochmeisters; denn es würde für ungerechte Härte gehalten worden seyn, wenn den Rittern, die einem großen Theile nach aus vornehmen Häusern stammten, der erlaubte Genuß der Reichthümer des Ordens versagt worden wäre. Von den Einkünften des Landes waren herrliche Schlösser und Kirchen erbaut, milde Stiftungen und Schulen errichtet und auf das reichlichste begabt, das Land und die Städte in den blühendsten Wohlstand versetzt, der Ordensschatz und die Vorrathskammern gefüllt, die Ordenskirchen und der Hofhalt des Hochmeisters mit Gold- und Silbergeräth auf das reichlichste versehen worden, und dennoch die Abgaben sehr mäßig: warum hätten die Ordensritter nicht ein behagliches Leben führen mögen, da es ohne den Druck des Landes geschehen konnte? Das Gelübde der Armuth wurde ja von keinem geistlichen Orden streng gehalten und war überdem nur in den Zeiten den Rittern zur Pflicht gemacht worden, als der Orden wirklich noch arm war. Aber jedes Wohlleben verderbt, wenn das rechte Maß überschritten wird, den

Menschen; und das rechte Maß in Hinsicht des Lebensgenusses zu halten, ist eine schwere Aufgabe. Einmal die strengen Satzungen des Ordens überschritten, war den Uebertretern kein Ziel mehr zu setzen. So kam es dahin, daß das Wohlleben in Ueppigkeit und Schwelgereien ausartete, die, einmal eingerissen und zur Gewohnheit geworden, durch keine Verbote sich mehr abstellen ließen. Schon erschienen die Komthure mit einem Gefolge von hundert Pferden, hielten sich auf ihren Schlössern eigene Hofnarren und selbst bloße Ritterbrüder traten mit ungebührlicher Pracht auf. Den Ordenssatzungen zuwider sammelten die Ritter eigenes großes Vermögen, um ihre Anverwandten zu bereichern; Schmausereien und Zechgelage kamen in den Ordenshäusern an die Tagesordnung und damit alle Laster und Gebrechen, die eine gewöhnliche Folge des zu weit getriebenen sinnlichen Genusses sind. Als durch die Schlacht bei Tannenberg und ihre nächsten Folgen der Reichthum des Ordens vernichtet, der Wohlstand des Staates untergraben worden war, da wollten sich die des Wohllebens gewohnten Ritter zu den nöthigen Einschränkungen nicht verstehen, sie wollten, obgleich die Einnahmequellen versiegt waren oder nur sparsam flossen, im gewohnten Ueberfluß leben, und jeder Versuch, sie darin zu beschränken, erzeugte Mißvergnügen und Widersetzlichkeit. So löseten sich die Bande des Gehorsams der Ritter gegen ihr Oberhaupt, und der edle Heinrich von Plauen wurde das erste Opfer dieses traurigen Verhältnisses. Das durch seinen Sturz gegebene böse Beispiel wirkte verderblich fort, denn von nun ab durfte der Hochmeister es nicht wagen, durchgreifend gegen die Ritter zu verfahren, wenn er sich nicht der Gefahr aussetzen wollte, abgesetzt zu wer-

den; und schon Michael Küchmeister von Sternberg entging vielleicht nur der Absetzung, weil er freiwillig abdankte. Die beiden höchsten Ordensbeamten außerhalb Preußen, der Meister in Deutschland und der Landmeister von Liefland, machten sich unter diesen Umständen beinahe unabhängig von dem Hochmeister und hemmten mehr des Ordens Macht, als sie sie verstärkten. Sobald aber der Hochmeister nicht mehr kraftvoll und selbstständig gebieten konnte, war eine Hauptgrundlage der Stärke des Ordens zerstört.

Bei den schweren Schatzungen, womit das Land nach dem Verluste seines Wohlstandes belegt werden mußte, schien es dem großen Heinrich von Plauen billig und redlich, sich mit den verschiedenen Ständen des Landes über das Wohl desselben zu berathen, und er beschloß daher, einen Landesrath anzuordnen, mit dem er sich über alle wichtigen Angelegenheiten berathen könnte. Während seiner kurzen Regierung kam aber dieser Landesrath nicht zur wirklichen Thätigkeit. Heinrichs Nachfolger, Küchmeister von Sternberg, führte, theils um sich im Lande beliebt zu machen, theils auch eine Stütze gegen die schwer im Gehorsam zu erhaltenden Ordensglieder zu haben, den Landesrath im Jahr 1416 wirklich ein. Er war aus den klügsten Brüdern des Ordens, aus zehn Landadeligen und zehn Rathsherren der fünf großen Städte Danzig, Elbing, Königsberg, Kulm und Thorn zusammengesetzt. Letztere wurden von den Gemeinden und den Magistraten der Städte erwählt, und ihnen ward das Hoflager des Hochmeisters zum Sitze angewiesen. Ohne Beistimmung des Landesraths sollten keine neuen Beschlüsse von Wichtigkeit gefaßt, in keiner allgemeinen Landessache Veränderungen vorgenommen, keine Abgaben und

keine Schatzungen erhoben, dagegen alle Vorschläge, die auf des Landes Freiheiten und Rechte Bezug hatten, ihm zur Berathung vorgelegt werden. Diese Einrichtung würde musterhaft gewesen seyn und die Wohlfahrt des Landes begründet haben, wenn sie in früherer Zeit eingeführt worden und kraftvoll in's Leben getreten wäre; jetzt blieb sie mehr eine todte Form, erhielt nie eine bedeutende Wirksamkeit, hat aber vielleicht zum schnelleren Verfall des Ordens, wenigstens mittelbar beigetragen. Da die Ordensritter sich wenig an die Entscheidungen des Landesraths kehrten, auch wohl der Hochmeister die Beschränkung durch ihn nicht zuträglich finden mochte, so gerieth er bald ganz außer Thätigkeit und nur unter dem Hochmeister Paul von Rußdorf wurde er im Jahr 1430, doch in anderer Form, wieder hergestellt. Er sollte nämlich aus sechs Ordensgebietigern, sechs Prälaten, sechs Landesadeligen und sechs Bürgern bestehen und sich jährlich einmal in Marienburg versammeln. Zwei Jahr darauf verweigerte dieser Landesrath schon die Beisteuer zu einer Kriegesrüstung und gestand nach langem Weigern nur eine ganz mäßige Summe zu. Zu gleicher Zeit entstanden im Kulmer Lande Gährungen, die von einem unter dem Namen der Eidechsengesellschaft zusammengetretenen Bunde veranlaßt wurden. Dieser Eidechsenbund, der im Jahr 1397 von vier adeligen Landbesitzern zu gegenseitigem Beistande bei erlittenem Unrechte gestiftet worden war, nahm schon bald nach seiner Stiftung eine feindselige Stellung gegen den Orden. Da sich der Hochmeister durch den Landesrath zusehr beschränkt fühlte, so schlug er vor, einen geheimen Rath zu errichten, der aus den wichtigsten Männern des Landadels und der Städte bestehen und stets um ihn seyn sollte. Der

Landadel war damit zufrieden und ernannte vier Ritter zu Mitgliedern des geheimen Raths, die Städte aber genehmigten den geheimen Rath nicht und sandten keine Mitglieder dazu.

Durch alle diese Maßregeln wurde kein Zutrauen erweckt und das Mißvergnügen im Lande nicht gestillt. Der Hochmeister war ein alter schwacher Mann, der sein Ansehen nicht zu behaupten wußte; in dem Orden nahmen Zwietracht, Ehrgeiz, Habsucht, Neid, Verfolgung und Ungehorsam überhand; es entstanden Parteiungen, die Ordensgebietiger wurden ohne des Hochmeisters Willen ein- und abgesetzt; die Zerrüttung griff immer weiter um sich, und es war nicht abzusehen, wie dieser Zustand der Verwirrung enden würde.

Da berief im Jahr 1440 der Hochmeister ein Kapitel nach Marienburg zusammen, um wegen des Landes Noth zu berathen und Mittel aufzusuchen, die Zwietracht und das Mißvergnügen zu hemmen; doch statt den Wünschen ihres gutmeinenden Oberhauptes zu entsprechen, traten die Ritter einander in wilder Parteiung gegenüber. Der eine Theil rieth zu bedachtsamen Nachgeben und zur Befriedigung der wichtigsten Forderungen der Unterthanen, damit das hart bedrückte Volk nicht zum Aeußersten gezwungen werde; der andere Theil dagegen verlangte, durch Strenge und Gewalt die Mißvergnügten im Gehorsam zu erhalten, und wollte dem Adel und der Bürgerschaft durchaus keine Rechte bewilligen. Beide Parteien geriethen in heftigen Streit gegen einander, keine wollte nachgeben, der Zank wurde immer heftiger und artete in Schmähungen aus, die zuletzt eine solche Erbitterung veranlaßten, daß der eine Theil mit gezückten Schwertern den Kapitelsaal verließ und sich der oberen Burg be-

mächtigte, der andere aber sich mit dem Hochmeister in das mittlere Haus flüchtete. Die Drohungen derer, die auf gewaltsame Maßregeln drangen, machten den Hochmeister um sein Leben besorgt, daher warf er sich am folgenden Tage in den Schlitten und fuhr in der größesten Eile bis nach Danzig.

Die Kunde von des Hochmeisters Ankunft setzte die Bürger von Danzig in Verwirrung und Schrecken. Wenn früher ein Hochmeister nach Danzig gekommen war, hatte ihn ein glänzendes Gefolge begleitet, der Rath und die Bürgerschaft ihn im festlichen Zuge eingeholt; jetzt aber war er allein auf einem Schlitten in dunkler Nacht als ein Flüchtiger angekommen, und Jeder schloß daraus, daß dem Fürsten ein großes Unglück zugestoßen seyn müsse. Die Besorgniß und die Furcht war so groß, daß der Stadtrath, den der Hochmeister noch in der Nacht auf die Burg beschieden hatte, es nicht wagte, dahin zu kommen. Am Tage darauf mußte sich der Hochmeister selbst nach der Stadt in die Heiligengeistkirche begeben, woselbst sich der Stadtrath versammelt hatte. Der tiefgebeugte Greis klagte demselben die ihm widerfahrenen Kränkungen und flehete um Hilfe gegen die widerspenstigen Ordensbrüder. Der Magistrat sagte sie ihm zu, machte aber die Bedingung dabei, daß der Hochmeister dem Lande und den Städten auf den Sonntag Reminiscere eine Tagefahrt in Elbing bewillige.

Ein solches Beispiel von Uneinigkeit im Orden und von Mißhandlung des eigenen Oberhauptes mußte allen Gehorsam, auch bei Land und Städten, auflösen, denn das Volk sah es ein, daß es nicht einem rechtmäßigen Oberhaupte, sondern einer wilden Partei,

die sich der Gewalt zu bemächtigen gewußt hatte, gehorchen mußte; es sah daher durch diese Partei die Sicherheit seiner Rechte gefährdet, und dachte darauf, sie durch eigene Kraft zu vertheidigen und sicher zu stellen. Wie groß die Zwietracht, der Uebermuth und die Willkür während der Regierung dieses Hochmeisters unter den Ordensrittern war, davon hat die Geschichte mehrere auffallende Beispiele aufbewahrt. Wenn bei dem Druck der Ordensgebietiger und Ritter ein Bürger oder Landmann mit einer Klage beim Hochmeister drohete, so ließ ihn der, gegen den er Klage führen wollte, sogleich in den Kerker werfen. Die Ritter schaarten sich in Landsmannschaften und die Baiern, Schwaben und Franken ließen Keine, die nicht zu ihren Landsmannschaften gehörten, zu irgend einem wichtigen Amte gelangen. In den Ordensconventen befeindeten die Ritter einander öffentlich. So lebten unter anderen der Hauskomthur zu Schwez und der Küchenmeister daselbst Jahre lang in offenem Unfrieden, und wo sie auf einander trafen, da prügelten sie sich, gingen sogar mit Messern auf einander los und verwundeten sich. Der Meister in Deutschland, Eberhard von Sinzheim, unterstand sich den Hochmeister öffentlich anzuklagen und sogar ihn für abgesetzt zu erklären, und ließ sich weder von den Reichsfürsten noch vom Concilium zu Basel zur Ruhe bewegen, sondern fuhr fort, den Hochmeister zu beunruhigen, bis er endlich von allen deutschen Komthuren verlassen, Ruhe zu halten gezwungen wurde. Ein Komthur von Christburg mußte, um sich vor seinen Feinden zu retten, nach Tuchel flüchten; daselbst wurde er vom Kellermeister verrathen, vom Komthur von Schlochau überfallen und alles seines Geldes und Silberwerks beraubt.

Wenn dergleichen Unordnungen schon eine heillose Verwirrung hervorbringen mußten, so war der Uebermuth, mit dem die Ordensritter dem preußischen Landadel begegneten, nicht weniger verderblich und gab oft zu blutigen Händeln Anlaß, wodurch die Erbitterung gegen den Orden immer höher stieg, wie folgendes Beispiel beweisen mag. Einst ward auf Marienburg ein ritterliches Stechen gehalten, an welchem die Ordensritter und auch der preußische Adel Theil nahmen. Ein Graf Georg von Tromoyngen, der an dem Hofe des Hochmeisters war und daselbst in großem Ansehen stand, stach mit dem preußischen Ritter Dibrand von Borkis um ein kostbares Kleinod, und der Ritter gewann. Nach gewohntem Brauch ritt der Ritter zum Grafen uud fragte ihn, ob er ihm gewonnen gäbe. Da sprach der Graf, einem glücklichen preußischen Verräther gedächte er nicht etwas nachzugeben. Der Ritter antwortete: „So thue, du Bösewicht, was du kannst; ich bezeuge es mit dem ganzen Hofe, daß ich dich ohne allen Vortheil in den Koth gestoßen habe," und ritt so weg in die Stadt und nach seinem Hofe. Der Graf nahm sechs Knechte und ging in die Stadt in ein Haus, da der Ritter seyn sollte. Er fand ihn aber nicht, sondern den Junker Hans von der Heiden mit viel ehrbarem preußischen Adel. Der Graf gerieth mit dem Junker in Zank, von Worten kam es zu Schlägen, und die Preußen hieben den Grafen mit seinen sechs Knechten in Stücke und begaben sich darauf bei dem Könige von Polen in den Dienst. Den Hochmeister vermochte sein Hof, daß er die Flüchtigen vorladen ließ; da sie aber nicht erschienen, wurde ihr Vermögen eingezogen, die Acht gegen sie ausgesprochen und der preußische Adel gelästert. Da der Hochmeister bedach-

te, daß er dem Lande zugesagt hätte, es vor Gewalt und Unrecht zu beschützen, so verbot er den Rittern die Schmähungen des Landadels, damit derselbe sich nicht mit den Städten vereinigte. Je mehr er aber verbot, je ärger trieben sie es, und überall schrieben sie die Verse an:

„Ein Pole von Natur ein Dieb,"
„Der Preuße seinen Herrn verrieth."

Nachdem der Hochmeister von seiner Flucht nach Danzig zurückgekehrt war und sich nach den preußischen Niederlanden begeben hatte, mußte er noch ein auffallendes Beispiel von der Zügellosigkeit der Ordensritter erfahren. Die drei Ordensconvente zu Königsberg, Brandenburg und Balga beklagten sich über den Geiz, die Härte und die Parteilichkeit des Ordensmarschalls Heinrich von Rabenstein. Der Hochmeister verwies sie zur Geduld bis er ihre Beschwerden untersucht haben würde. Damit beruhigten sich die Convente aber nicht, sondern überfielen den Angeklagten, nahmen ihm das Siegel und die Schlüssel und entsetzten ihn seines Amtes. Der Großkomthur, der bei dem Hochmeister war, vertheidigte die Empörer, kehrte dann unter dem Vorwande einer Krankheit nach Marienburg zurück, versammelte daselbst einige Komthure zu einem Kapitel und besetzte eigenmächtig und ohne Mitwissen und Einwilligung des Hochmeisters mehrere Komthurämter.

Bei einer solchen Lage der Dinge, da in dem Orden Jeder, der sich einen Anhang zu verschaffen wußte, gebot, Niemand aber gehorchen wollte, fanden die Landschaften und Städte bei dem Landesregenten keinen Schutz ihrer Rechte und Freiheiten mehr. Sie mußten auf eigene Vertheidigung bedacht seyn, und da

überall Gewalt für Recht ging, so trachteten Land und Städte auch ihre Rechte soweit als möglich auszudehnen und ihren Verpflichtungen sich zu entziehen. So rückte denn die Tagefahrt in Elbing heran, die von Land und Städten sehr zahlreich besucht wurde. Daselbst wurde eine unübersehbare Menge von Klagen gegen den Orden im Ganzen und gegen einzelne Mitglieder desselben laut. Manche davon waren allerdings gegründet, manche dagegen aus alter Zeit hervorgesucht und längst abgethan, andere unbedeutend, noch andere wirklich unstatthaft. So waren mehrere Klagepunkte gegen Ungerechtigkeiten gerichtet, die der Hochmeister Heinrich von Plauen begangen haben sollte, und doch lebte dieser längst nicht mehr, und doch war seine Absetzung auch ein Gegenstand der Klage. Auch das Privatleben der Ritter und viele einzelne Vergehungen, durch die kein dritter verletzt worden, kamen zur Sprache und wurden gerügt. Es zeigte sich, daß der Orden alle Achtung im Lande verloren hatte und daß Land und Städte, da sie den Orden nicht mehr fürchteten, ihre Forderungen über alle Grenzen der Billigkeit hinaus treiben wollten. Dennoch waren es meistens die großen Handelsstädte, die vorzüglich laut wurden, und die Eingriffe in ihre Handelsrechte waren es hauptsächlich, die sie zu ihren dreisten Beschwerden reizten. Die Landschaften, von den Eidechsenrittern aufgewiegelt, boten den Städten gern die Hand. Bei dieser Aufreizung der Städte und Landschaften würde dennoch eine kluge Mäßigung von Seiten des Ordens leicht die Ruhe erhalten haben; es kam nur darauf an, einige der wirklich gegründeten Beschwerden, besonders in Handelsangelegenheiten und der Zölle wegen, abzustellen, und die übrigen würden in Vergessenheit begraben

worden seyn. Der Hochmeister war dazu geneigt und auch die gemäßigte Partei im Orden; dagegen wollte die andere Partei durchaus von keiner Beachtung und Abstellung der Beschwerden wissen, wollte den Städten und den Landschaften durchaus keine Rechte einräumen, und nur Gewalt und Strenge sollte die Ruhe herstellen. Da traten die Städte und Landschaften, ihre eigene Stärke und des Ordens Schwäche wohl kennend, zu einer neuen Tagefahrt in Marienwerder zusammen und schlossen daselbst am Sonntag Judica des Jahres 1440 den so berühmt gewordenen preußischen Bund.

Der Bund war zur Sicherung der Freiheiten und Rechte des Landes und der Städte, zur Abhilfe aller Beschwerden und Bedrückungen und zur Abwehr neuer Beeinträchtigungen geschlossen. Die Bundesglieder erklärten sich bereit, dem Hochmeister und dem Orden alles zu leisten, wozu sie rechtmäßig verpflichtet. Jedes Bundesglied wollte bei erlittenem Unrecht zuerst Recht und Beistand gegen Gewalt bei dem Hochmeister nachsuchen, fände er bei ihm keine Hilfe, so sollte der Kläger sich bei einem großen Landgericht beschweren, und würde er auch da nicht klaglos gestellt, dann sollte er, gehörte er zur Landesritterschaft, sich an die Ritterschaft des Kulmischen Landes, gehörte er zu den Städten, sich an die Städte Kulm und Thorn wenden. Die Ritterschaft oder Städte hätten dann die Ritterschaft oder Städte aus anderen Gebieten zusammenzuberufen und gemeinschaftlich die Sache des Bundesgliedes zu vertreten. Ritter und Städte wollten in solchen Fällen fest zur Abwehr der Gewalt zusammenhalten. Noch vor Abschluß des Bundes erschienen einige Häupter desselben, an ihrer Spitze der Ritter Hans von Czegenberg, Bannerherr des Kulmer Landes, und mel-

deten dem Hochmeister, daß sie gesonnen wären, den Bund zu schließen. Der Hochmeister sandte sogleich den Großkomthur und seinen Hauskaplan und suchte den Abschluß des Bundes zu verhindern, wenigstens aufzuschieben; doch schon den Montag nach Judica wurde der Bund beschworen und besiegelt. Die größeren preußischen Städte waren alle dem Bunde beigetreten, bis auf Marienburg, welches sich jedoch auch bald anschloß; von den kleineren wurden großentheils nur die im westlichen Preußen gelegenen Bundesglieder. Auch von den Landschaften waren beinahe nur allein die westlichen Bundesgenossen. Der Hochmeister und ein Theil der Gebietiger hatte den Bund, der seinen Satzungen nach kein landesherrliches Recht schmälerte, bestätigt. Ein anderer Theil des Ordens dagegen hatte sich gegen den Bund erklärt und ihn einen Frevel an des Ordens alten Rechten und Privilegien genannt, und dadurch erhielt die Zwietracht in dem Orden neue Nahrung. Der Bund zeigte gleich eine sehr große Thätigkeit, hielt öftere Zusammenkünfte zu Marienburg und Elbing und ließ seine Forderungen laut werden. Es wurden Unterhandlungen zwischen dem Bunde und dem Orden angeknüpft, um die gegenseitigen Ansprüche auszugleichen. Da die Interessen der Städte und der Landschaften sehr verschieden von einander waren und in einigen Fällen sich sogar entgegenstanden, so würde der Bund leicht zu trennen gewesen seyn, oder sich wohl auch von selbst aufgelöset haben, wenn nicht das feindselige Entgegentreten des Ordens die Bundesglieder zu einer festeren Vereinigung gezwungen hätte. Ein allgemeiner großer Richttag, auf welchem die Stände alte, zum Theil auch verglichene Beschwerden auf's neue zur Untersuchung ziehen wollten, wurde zerrissen

und kam nie wieder zu Stande; aber auch kein billiges Verlangen des Bundes ward erfüllt. So gewann der Bund eine Festigkeit und wurde später die Ursache zu dem gänzlichen Verfall des Ordens.

Nachdem der Hochmeister Paul von Rußdorf, von Altersschwäche bedrückt und von den Stürmen der Zwietracht im Lande gebeugt, seine Würde niedergelegt hatte und bald darauf im Jahr 1441 gestorben war, schien durch die Wahl des Hochmeisters Konrad von Erlichshausen eine bessere Zeit für den Ordensstaat und das Land eingetreten zu seyn. Konrad war ein rechtlicher, weiser, friedliebender Mann, dem es aber auch an der nöthigen Festigkeit und Kraft nicht fehlte, seine Würde zu behaupten, das Recht aufrecht zu erhalten und unrechtmäßige Anmaßungen mit der erforderlichen Strenge zurückzuweisen. Er zeigte sich dem Bunde nicht feindlich und gewann dadurch das Zutrauen der Stände. Sehr richtig übersah er die Verhältnisse und war überzeugt, daß der Bund, wenn er unangriffen gelassen würde, bald in sich selbst zerfallen müßte; und darum that er keinen öffentlichen Schritt, um ihn aufzulösen. Was er vorhergesehen hatte, fing an einzutreten. Eine Hauptbeschwerde war der Pfundzoll, eine Abgabe von den ein- und ausgehenden Seeschiffen, deren Abschaffung von den Städten dem vorigen Hochmeister abgedrungen worden war. Diese Abgabe war dem Orden bei Schmälerung mancher anderen Einkünfte zum Bedürfniß geworden, und Konrad drang auf die Herstellung. Er berief sich dabei auf das Ordensprivilegium von Kaiser Friedrich II., welches dem Orden das Recht, Zölle anzulegen, verlieh. Die Städte stellten ihm die Kulmische Handfeste entgegen, und ohne Widerrede befreiete er die Städte Kulm und Thorn

von den Zöllen, nicht aber Danzig und Elbing, auf welche die Handfeste keine Anwendung fand, da ihnen das Lübische Recht verliehen war. Als diese Städte bei ihrem Widerspruch verharrten, erbot er sich, sein Recht zum Pfundzoll vor dem römischen Kaiser zu erweisen. Da erschraken die Städte und unterwarfen sich dem Zolle, von dem der Hochmeister ihnen aber einen Antheil zugestand. Bei diesen Verhandlungen waren die großen Städte nur schwach von den Landschaften unterstützt worden, und die kleineren Städte, die bei dem Pfundzoll wenig einbüßten, hatten sich ganz und gar ruhig verhalten. Es zeigte sich also deutlich, daß es nicht schwer seyn würde, den Bund nach und nach zu trennen, wenn mit der gehörigen Vorsicht dabei verfahren würde. Konrad machte die nöthigen Einleitungen dazu und war auf gutem Wege, seinen Zweck zu erreichen. Nützliche Dienste dabei leistete ihm Hans von Bayfen, ein Bundesglied, zugleich aber ein Geheimer-Rath des Hochmeisters. Die Voreiligkeit und der Uebermuth der Ordensritter und des Bischofs von Ermland, die sich laut rühmten, daß der Bund im Kurzen aufgelöset seyn solle, verdarben Alles wieder und veranlaßten die Bundesglieder, sich auf's neue fester zu vereinigen. Nun konnte der Hochmeister weiter nichts thun, als die Gelegenheit zur Zwietracht aus dem Wege räumen, um die Ruhe im Lande zu erhalten. Konrad gab viele zweckmäßige Gesetze zur Verbesserung der Ordenszucht und zeigte sich in Allem als einen weisen Regenten. Dadurch verminderte er die Thätigkeit des Bundes, der sich, wenn dieses Verhältniß länger fortgedauert hätte, als überflüßig erwiesen haben würde. Doch zu früh für des Landes und des Ordens Wohl starb der wackere Konrad von Erlichshausen und

ging nicht ohne bange Sorge um das Schicksal des Ordens in die Gruft.

Mit dem Regierungsantritt des Hochmeisters Ludwig von Erlichshausen änderte sich die Lage der Dinge durchaus und jede Aussicht auf die Erhaltung der Ruhe im Lande verschwand. Ludwig war ein schwacher, charakterloser, beschränkter Mann, nicht vermögend, sich Achtung und Gehorsam bei den Ordensrittern zu verschaffen, und weil er sich zu schwach fühlte, durch eigene Kraft sich bei Würde und Ansehen zu erhalten, so gab er sich zum Werkzeuge der stärkeren Partei im Orden hin, die den Bund mit Gewalt vernichten wollte. Die Bundesgenossen wurden überall als Meuterer und Aufrührer dargestellt, mit Flüchen belegt und mit Verfolgungen bedroht. Einige Bundesglieder ließen sich wirklich dadurch schrecken und traten von dem Bunde ab, die Mehrzahl aber verband sich desto inniger, und der Bund wurde nun sehr thätig, um sich die Mittel zu seiner Erhaltung zuzusichern. Vorzüglich wirksam zeigten sich aber jetzt die zum Bunde gehörigen, meistens im Kulmer Lande angesessenen Eidechsenritter, und sie waren es, die mit dem Könige von Polen in geheime Unterhandlungen traten und ihm die Oberherrlichkeit von Preußen verhießen.

Der Orden seiner Seits blieb nicht weniger thätig zur Auflösung des Bundes und verklagte ihn bei Papst und Kaiser. Der Papst sandte schon im Jahr 1450 den Bischof von Silves als Legaten nach Preußen, der den Bund als eine Ketzerei durch geistliche Strafen abthun sollte; doch bewirkte er dadurch nichts weiter als eine schnellere Kraftentwickelung des Bundes und das festere Zusammenhalten seiner Glieder. Der Kaiser verzögerte die Entscheidung, und während der Zeit, daß

ſie erwartet wurde, rüſteten ſich ſchon beide Theile gegen einander. Der Orden ließ ſeine Schlöſſer in den wehrhaften Stand ſetzen und mit Vorräthen füllen und ſuchte durch Verkauf von auswärtigen Ordensbeſitzungen und durch Anlehne ſich das nöthige Geld zu verſchaffen. Die Verbündeten dagegen erhoben unter ſich Steuern und Auflagen und betrieben die Unterhandlungen mit dem Könige von Polen eifrig, die auch völlig zu Stande kamen. Hans von Bayſen, dieſer talentvolle und in alle Geheimniſſe des Ordens eingeweihete Mann, trat in die Eidechſengeſellſchaft und damit endlich ganz entſchieden zum Bunde über. Zwar verſuchte er auch jetzt eine Ausgleichung, und es fand wirklich eine Unterhandlung zwiſchen dem Orden und dem Bunde Statt; doch ſie blieb ohne allen Erfolg. Endlich erfolgte am Ende des Jahres 1453 die Entſcheidung des Kaiſers, der die Vernichtung des Bundes ausſprach. Sie gab die Loſung zu dem verhängnißvollen langen Kriege, der Preußens Schickſale auf Jahrhunderte hinaus entſchied.

XXV. Konrad von Erlichshausen, Hochmeister des deutschen Ordens.

Unter der Regierung dieses Hochmeisters erlebte der bereits in Verfall gerathene deutsche Orden noch einmal Tage des Glanzes und der Ruhe, und das Land erfreute sich des wiederkehrenden Wohlstandes. Dieser Zeitraum war gleichsam der letzte Strahl der untergehenden Sonne vor einer langen sturmvollen Winternacht, und das Werk Konrads von Erlichshausen, der das unmöglich Scheinende möglich gemacht hatte, und dadurch, sowie durch alle seine Handlungen, sich als einen einsichtsvollen und weisen Fürsten, als einen Wohlthäter des Ordens und des Landes erwies. Daß er die heillose Zerrüttung im Orden endigen, die Unruhen im Lande dämpfen, das hochmeisterliche Ansehen herstellen und behaupten konnte und auch gegen auswärtige Mächte sich Achtung zu verschaffen wußte: das ist ein unzweideutiger Beweis seiner geistigen Größe, die noch heller geleuchtet und den Fall des Ordens, sowie das grenzenlose Unglück des Landes, welches unter seinem Nachfolger hereinbrach, wo nicht ganz verhindert, doch gewiß auf einen fernen Zeitpunkt hinausgeschoben haben würde, wenn seine Regierung lange genug gewähret hätte, um das von ihm gestiftete Gute Wurzel fassen zu lassen. Konrads Regierung ist in vieler Hinsicht merkwürdig, und seine Gesetze und Verordnungen, sowie die während dieses Zeitraums vorgefallenen Begebenheiten, liefern nicht unwichtige Aufschlüsse über die Staatsverhältnisse und Sitten jener Zeit, daher es angemessen scheint, das merk-

würdige Walten dieses edlen Fürsten mit einiger Umständlichkeit darzustellen.

Unter der Regierung des wohlmeinenden, aber schwachen Paul von Rußdorf war die Zerrüttung und Zügellosigkeit im Orden auf den höchsten Grad gestiegen, dem Hochmeister hatten die Gebietiger allen Gehorsam versagt, und er war bei dem Wüthen der Parteiungen sogar in Lebensgefahr gekommen. Diese gräuliche Unordnung hatte die verderblichsten Wirkungen auf das Land geäußert und den preußischen Bund hervorgerufen, welcher eine allgemeine Empörung des Landes gegen den Orden befürchten ließ. So bedenklich standen die Angelegenheiten des Ordens, als der alte und lebensmüde Paul von Rußdorf sein Amt niederlegte und wenige Tage darauf starb. Von der Wahl des neuen Hochmeisters hing es nun ab, ob der Orden in seiner Zerwürfniß schnell und rettungslos untergehen, oder ob er sich noch länger in seiner Herrschaft behaupten würde: dieses mal lenkte ein günstiges Geschick für den Orden die Wahl, und sein freilich nun schon unvermeidlicher Fall wurde noch für eine kurze Frist aufgehalten.

Konrad von Erlichshausen, vor seiner Wahl Ordensmarschall, war ein schöngebildeter Mann mit gelbem Haupthaar und kurzem Bart, ein Deutscher von Gestalt und Sinn. Da er noch bei Lebzeiten Pauls von Rußdorf von einer Partei zum Hochmeister ernannt worden, so muß er in großem Ansehen bei dem Orden gestanden haben. Damals hatte er die Ernennung nicht angenommen; dafür wurde er nach Rußdorfs Tode in einstimmiger Wahl zum Hochmeister erhoben.

Unter höchst schwierigen Umständen trat Konrad die Regierung an. Die Zwietracht und das Mißtrauen hatten im Orden so überhand genommen, daß die beiden Landmeister von Deutschland und Liefland es nicht wagten, nach Marienburg zur Wahl zu kommen, bis ihnen sicheres Geleit ertheilt worden war. Auch bei und nach der Wahl wurde überall Groll und Argwohn merkbar. Ganz der alten Ordnung zuwider, hatten auch die Städte und die Landesritterschaft Sendboten zur Wahl geschickt, die sich zwar nicht unmittelbar in die Wahl mischen durften, doch sicher Einfluß darauf zu gewinnen strebten. Als die Landstände den Huldigungseid leisten sollten, da weigerten sie sich, es auf die herkömmliche Art zu thun. Sie wollten endlich nur dem Hochmeister allein, nicht aber dem Orden huldigen; und es erhob sich ein langwieriger Streit darüber, der endlich dahin entschieden ward, daß die Stände dem Orden für den Fall des Todes des Hochmeisters und bis zur Wahl eines neuen Gehorsam gelobten. Die Stände hatten einen sehr triftigen Grund, auf diese Festsetzung zu dringen; denn bei den so häufigen Spaltungen im Orden hätten sie der Theilnahme an den Streitigkeiten desselben nicht entgehen können, und stets würde die stärkere Partei im Namen des Ordens Gehorsam von ihnen gefordert haben. Dem entgingen sie aber, wenn sie sich allein dem Hochmeister zur Treue verpflichtet erklärten, denn nun durften sie sich an die Forderungen und Gebote Einzelner nicht kehren und konnten die willkürlichen Befehle der Gebietiger und Ritter mit der Entschuldigung abweisen, daß sie nur dem Hochmeister zum Gehorsam verbunden wären, daher keinen Befehlen eines Anderen Folge leisten könnten.

Konrad erkannte seine schwierige Stellung wohl und schritt unverweilt zu Werk, ihr mehr Sicherheit zu geben. Durch eine offene Erklärung an die Ordensritter, dann aber auch an die Städte und den Landadel, daß er keine Arglist gegen sie im Sinne führe und nichts wünsche, als das Beste des Ordens und das Wohl des Landes zu befördern, erwarb er sich das ihm so nöthige Zutrauen und verbannte die Furcht der Stände, daß er ihre Unterdrückung beabsichtige, sowie die Besorgniß der Ordensritter, daß er zu viel von des Ordens Rechten vergeben würde. Bei einer Reise, die er bald nach dem Antritt seiner Regierung durch das Land that, ergriff er die Gelegenheit, seine Gerechtigkeit und Milde zu zeigen. Er stellte, so viel es sich thun ließ, die einzelnen Beschwerden ab, erließ die rückständigen Abgaben, bewilligte den Töchtern die Beerbung der väterlichen Lehnsgüter und ertheilte vielen Lehnsträgern des Ordens die Gerichtsbarkeit innerhalb der Grenzen ihrer Güter; endlich gebot er, daß die Ordensritter nichts Böses gegen den Bund reden sollten, damit die Erbitterung der Verbündeten gegen den Orden nicht aufs Neue geweckt werde und überhand nehme. Durch diese klugen Maßregeln brachte er es dahin, daß auch die Bundesgenossen in manchen Stücken nachgaben; und nachdem er auf einem Landtage zu Elbing mehrere Klagen der Stände gehoben, die schwierigen Punkte aber klug umgangen hatte, da sah es im Lande schon um vieles friedlicher aus.

Die nicht ohne Mühe erlangte Beruhigung der Gemüther wurde bald wieder mit einer argen Störung bedroht, als in dem Bisthum Ermland die Bauern der Domherren einen Aufruhr erregten und sich der

Leiſtung der Zinſen und Frohnen weigerten. Des Voigtes Härte ſoll ſie dazu bewogen haben, doch ſind einzelne Thatſachen darüber nicht bekannt geworden, und wahrſcheinlich hatte mehr die im Lande herrſchende Stimmung als wirkliche Bedrückung Veranlaſſung zu dieſem Aufſtande gegeben. Die Domherren wandten ſich zuerſt an den Biſchof, durch deſſen gütliche Ermahnungen die Bauern ſich aber nicht zum Gehorſam bewegen ließen. Nun wollten die Domherren von dem Kaiſer einen Befehl an den Orden auswirken, daß er die Bauern ſtrafen ſollte. Dagegen ſetzte der Biſchof ſich aber, weil dadurch die Erbitterung der Landleute nur noch größer geworden wäre; er ſchlug vielmehr Schiedsrichter vor, deren Urtheil ſich zwar die Bauern unterwarfen, doch da es ungünſtig für ſie ausfiel, dem Spruche nicht genügten, ſondern in ihrer Widerſetzlichkeit beharreten und ſelbſt die Bauern des Biſchofs aufzuwiegeln ſtrebten. Gern wäre Konrad den Bitten der Domherren gefolgt, und hätte mit Gewalt die Empörung geſtillt, doch achtete er auf das Gebot der Klugheit und überließ, um dem Bunde keinen Anlaß zum Mißtrauen zu geben, die Ausgleichung dem Biſchofe, dem er jedoch die nöthige Unterſtützung nicht verſagte. Nun wurden einige Rädelsführer in den Kerker geworfen, einige verwieſen, einige mit Gelde beſtraft und die Uebrigen kehrten zum Gehorſam zurück; doch ward der Voigt ſeines Amtes entſetzt.

Nach dieſem Beweiſe von Mäßigung gab der Hochmeiſter auch eine Probe ſeiner Feſtigkeit in Behauptung wohl erworbener Rechte. Er forderte auf dem Landtage zu Elbing das Recht des Ordens, Zölle anzulegen, zurück, weil er bei den ohne dieß geſchmälerten Einkünften des Staats weder ſeines Amtes Wür-

de behaupten noch die Ordensschlösser hinreichend unterhalten könne; und in Folge dieses Rechts erklärte er, daß er den Pfundzoll wieder erheben würde. Unbezweifelt gebührte ihm dieses Recht schon als Landesherren, außerdem aber war es dem Orden auch ausdrücklich in einem Privilegio von Kaiser Friedrich II. zugestanden worden. Die Städte beriefen sich auf die Handfeste von Kulm, durch welche der Orden dem Rechte, neue Zölle anzulegen, entsagt hatte. Der Hochmeister räumte die Giltigkeit dieser Entsagung ein, doch nur für die Städte, denen das Kulmische Recht verliehen war. Da Danzig und Elbing, die es besonders waren, die sich dem Pfundzolle widersetzten, nicht das Kulmische, sondern das Lübische Recht genossen, so fand die Zollbefreiung auch auf sie keine Anwendung. Als sie sich dennoch nicht zum Ziele legen wollten, drohete er ihnen mit den Ladungen des Kaisers. Die Ladungen erfolgten wirklich, und die Städte unterwarfen sich dem Zolle; doch ließ er ihnen einen Antheil von der Einnahme. Wie klug der Hochmeister sich aber auch in dieser Sache benahm und wie vollkommen er seinen Willen durchzusetzen wußte, so beweiset doch der Gang dieser Angelegenheiten, wie tief die Gewalt des Ordens schon gesunken war; denn vor dieser Zeit hatte es der Orden nie für nöthig gehalten, wegen Behauptung seiner landesherrlichen Rechte den Ausspruch des Kaisers einzuholen.

Daß auch im Auslande das Ansehen des Ordens bereits gesunken war, bewies schon im ersten Jahre der Regierung Konrads eine Vorladung, welche die westphälischen Vehmgerichte an die Städte Marienburg und Elbing erließen, gegen die ein Bürger von Braun-

schweig, Henning Louwe, bei dem Freistuhle zu Freienhagen geklagt hatte. Die Unterthanen des Ordens standen, einmal weil der Orden geistlich, dann weil er durch Privilegien von jeder fremden Gerichtsbarkeit entbunden war, nicht unter dem Vehmgericht, und die Ladung des Freistuhles war daher ein offenbarer Eingriff in die Rechte des Ordens. Auch litt es der Hochmeister nicht, daß die geladenen Städte vor dem Freigericht erschienen. Als indessen die Freigrafen auf wiederholte Klagen des Louwe ein Urtheil fällten und es durch Gefangennehmung verschiedener Unterthanen des Ordens in Vollziehung setzten, da hielt es der Hochmeister für gerathen, Einige von seinem Hofgesinde in das heimliche Gericht als Freischöffen einzukaufen, und dadurch mit der Vehme selbst in Verbindung zu treten, um von seinen Unterthanen die Plackereien dieses furchtbaren Gerichts abzuwenden. Die Auskunft, die der Hochmeister in dieser schwierigen Sache zu treffen wußte, und die Mäßigung, die er dabei bewies — denn er hatte von dem Kaiser eine Verfügung erhalten, die dem Vehmgerichte ausdrücklich untersagte, gegen Unterthanen des Ordens Urtheile zu fällen — zeigen auf das unzweideutigste von seiner Friedensliebe, doch auch von seiner Sorgfalt, die Rechte seiner Unterthanen zu schützen. Dieser Auskunft ungeachtet, bestätigte Konrad aber sehr gern den Beschluß der Stände: daß Jeder, der seinen Gegner vor die Vehmgerichte laden würde, ohne den Beweis führen zu können, daß ihm Gerechtigkeit verweigert worden; oder wer nach bereits abgethaner Sache dennoch bei den Freistühlen klagen würde, für ewige Zeiten des Landes verwiesen werden sollte. Uebrigens erlangte dieser Hochmeister eine Bulle vom Papst Nikolaus V., durch welche den Freige-

richten untersagt wird, die Unterthanen des Ordens vorzuladen.

Nachdem Konrad seinen Willen wegen des Pfundzolles gegen die Städte behauptet, zeigte er sich auch geneigt, allen billigen Anforderungen der Stände zu entsprechen, hielt in allen Fällen auf unparteiisches Recht und sorgte mit aufrichtigem Eifer, die tiefgesunkene Sittlichkeit im Lande herzustellen und in dem Orden die alte Zucht wieder einzuführen. Die Sittenlosigkeit muß zu der Zeit ungemein groß gewesen seyn, wie auch unter andern aus einer Klagschrift erhellet, welche die Handwerker und armen Leute zu Marienburg dem Hochmeister einreichten. Die Schwelgerei, die Spielwuth und eine übertriebene Verschwendung hatten überhand genommen, Verfälschungen in Maß und Gewicht fanden Statt, die Unzucht wurde auf's frechste getrieben, die Armuth durch Wucher gedrückt, die Geistlichkeit nicht geachtet und sogar, wenn sie die Laster tadelte, verfolgt und gemißhandelt, der Gottesdienst vernachlässigt und im Handel und Wandel ein schamloser Betrug getrieben. Konrad versuchte es, durch strenge Gesetze diese Uebel auszurotten. Zuförderst sorgte er dafür, daß seine Beamten Recht und Gerechtigkeit ausübten und den Uebrigen mit gutem Beispiele vorgingen; dann wachte er über die Befolgung seiner Gesetze; endlich stellte er durch seine Rechtlichkeit und durch eigene Ausübung aller menschlichen, männlichen und fürstlichen Tugenden ein schönes Vorbild auf, welches die gute Wirkung nicht verfehlte. Von seinen Gesetzen sind folgende bemerkenswerth. An den Feiertagen mußte jede Arbeit ruhen, doch war es vergönnt, Wittwen und Waisen ohne allen Lohn zu helfen. — Kein Preuße sollte in deutschen Dörfern oder Städten

dienen, damit dem Ackerbau keine Arme entzogen würden. — Der Entführer einer Jungfrau, so wie wer ihm dabei half, ging seiner Güter und jedes Erbrechts verlustig. Die Jungfrau erlitt die nämliche Strafe. Hatte der Entführer jedoch vorher redlich um sie geworben, und die Jungfrau vor ehrbaren Leuten ihre Einwilligung gegeben: so waren beide schuldlos. — Ein Kind, das seine Eltern verließ, verlor sein Erbe. Nur gehorsame Kinder sollten ihre Eltern beerben. — Ein Bauer, der seinem Herrn nichts schuldig war, durfte sein Erbe verkaufen und ziehen, wohin er wollte. (Ein Beweis, daß der Orden keine Leibeigenschaft duldete). — Die Heirathen der Knechte und Mägde durften nicht gehindert werden, außer während der Ernte. (In Deutschland, wo freilich die Leibeigenschaft herrschte, konnte der Herr die Ehen seiner Dienstboten nach Gutdünken zulassen oder hindern). — Kein Kauf oder Tausch, am Abend geschlossen, hatte Giltigkeit, damit keine Ueberlistungen durch Trunkenheit Statt finden könnten. — Bei einem obschwebenden Rechtsstreite durfte Niemand sich auf geistliches Recht oder auf die Herrschaft berufen, bevor der Rechtsstreit beendigt war. — Herrenloses Gesinde soll nicht geheget werden, bei Strafe einer guten Mark. — Die Bußen der Handwerker in Bier werden untersagt. Strafgelder sollen zum Gemeindebesten verwandt werden. — Die Spiele wurden alle, nur das Bretspiel ausgenommen, verboten. — Durch besondere Aufwandgesetze steuerte er der übertriebenen Kleiderpracht und den unmäßigen Schmausereien. — (Wie groß der Aufwand in Kleidern damals gewesen, erhellt aus dem, was noch erlaubt war. Angesehene Bürgerfrauen durften noch Hauben tragen zwei gute Mark an Werth

mit einem Besatz für drei geringe Mark. Auf ein Frauenkleid sollten nicht mehr als drei Unzen Perlen gesetzt werden. Handwerkern und Bauern und deren Frauen wurde untersagt, Grauwerk, Zobel oder Marder und mehr als eine löthige Mark Silber an ihren Kleidern zu tragen). Den Wucher, den Betrug, die Verfälschung der Waare und andere Laster verbot er streng und setzte hohe Strafen darauf. — Hart verpönt war auch der Verkauf von Kuchen und Branntwein auf den Kirmessen. — Gegen die Völlerei der Bauern sind die Verbote besonders ausführlich und scharf. — Die Verhältnisse der Handwerksgesellen gegen ihre Meister und des Gesindes gegen seine Brotherrschaften sind sehr genau mit vieler Billigkeit bestimmt. — Bemerkenswerth ist es, daß der Hochmeister festsetzte: diese Gesetze sollten jährlich geprüft und nach Erfordern verbessert werden. —

Von den Gesetzen, die der Hochmeister mit Zuziehung der Gebietiger zur Wiederherstellung der Ordenszucht erließ, verdienen folgende deßhalb angeführt zu werden; weil daraus erhellet, welche Uebertretungen der alten strengen Ordensregel die Ordensritter sich zu Schulden kommen ließen. Unkeuschheit und Ungehorsam soll man strafen. — Die Komthure und Gebietiger, die hierin nachsichtig gegen die Brüder sind, erleiden mit den Uebertretern gleiche Strafe. — Kein Bruder soll sich in Parteien, Bündnisse oder Verschwörungen einlassen wider seinen Obern oder den Orden, weder mit Fremden noch unter einander; bei aller schwerster Buße, Verlust aller Aemter und Würden. — Des Ordens Geheimnisse soll kein Bruder vor weltlichen Leuten, oder gar dem Gesinde offenbaren. — Brüder, welche Amt, Häuser, Zimmer oder Nutzung von Früchten auf Lebenszeit

durch Verbriefung des Hochmeisters besitzen, sollen diese Briefe ausliefern, damit man sie vertilge und kein Schein des Eigenthums daraus entspringe. Kein Hochmeister soll hinfort dergleichen Vergünstigungen zugestehen. — Kein Beamter soll, aus gleichen Gründen, Haus oder Gut des Ordens verpachten. — Der Gebietiger soll im Convent nicht auf seinem Gemach speisen; es wäre denn, daß er achtbare Gäste hätte. — Der Pferdemarschall soll der Brüder Pferde bezeichnen, damit sie nicht, ohne der Oberen Wissen, verkauft, verliehen, vertauscht werden. — Niemand soll außer dem Convent Gemach und Kammern haben, es sey denn mit des Hochmeisters Bewilligung. — Bürgern und Bauern soll man nicht auf Zinsen leihen, bei Verlust des Geldes. — Kein Ordensbruder darf Falken oder Hunde halten, ausgenommen der Komthur und Hauskomthur, doch mäßig, und diese sollen ihre Jagd nicht mit in die Kirche nehmen. (Dieses Verbot beweiset, mit welchem Leichtsinn die Ritter bei der Abwartung des Gottesdienstes zu Werke gingen.) — Nur zwei Nächte darf ein Bruder über Land reiten, und nicht weiter als bis auf das nächste Ordens-Haus. Bei Gevatterschaften und anderen Schmausereien soll er nie sich einfinden. — Im Refectorium darf kein Würfel- oder Spiel um Geld, sondern nur Schach- und Bretspiel verstattet werden. — Ueber die Stunde des Schlafengehens hinaus darf kein Spiel oder Trinkgelag währen. — Die Brüder sollen nicht zu halben oder zu vollen (Gesundheiten, wobei der Becher geleert wurde) trinken; auch nicht Bier messen (ausschenken), weil sich weltliche Leute sehr daran ärgern. — Außergewöhnliche Gelage sind verboten; den Brüdern soll das Nöthige gereicht, statt dessen kein Geld gezahlt, kein

Almosen vom Tisch gegeben werden. — Knechte oder Jungen zu halten, wird den Ordensbrüdern untersagt. — Kein ungewöhnlicher Kleiderschnitt, keine russischen Hüte, keine Verbrämungen zu den Taschen sind erlaubt. Bei Tische sollen die Brüder nicht in kurzen Kleidern, sondern in ihren Mänteln erscheinen, wohlgezogen seyn, das Schweigen halten, dem Vorleser zuhören. — Frühmetten darf Niemand versäumen. Die Priester sollen ihre Zeit und Messe nach der Ordensregel halten, alle drei Wochen das Abendmahl austheilen, beim Lesen der Vigilien die Sylben fein absezzen, nicht eilen, Ordenssatzungen wohl inne haben, weil sich die Anderen nach ihnen richten, die Sünder in der Beichte getreulich und herzlich strafen um Unkeuschheit, Ungehorsam und Habsucht. — Eines Zwiestes, der schon vertragen worden, soll Niemand förder erwähnen. — Der Widersetzliche werde eingekerkert bis zu des Hochmeisters Ankunft. — Wenn ein kranker Bruder in der Firmarie (Krankenzimmer) die letzte Oelung empfangen hat, so soll man seinen Nachlaß versiegeln, und wenn er stirbt, dem Treßler übersenden. Keiner darf ein Testament machen, oder etwas auf dem Todbette verschenken, ohne Wissen und Bewilligung des Hochmeisters.

Auch die Landesverwaltung Konrads war löblich und rühmenswerth. Jährlich mußten Verzeichnisse von der Zahl der Zinsleute, von den Einkünften der Aemter und Güter und von den besetzten und unbesetzten Bauererben angefertigt werden. In den Ordensspeichern wurde Getreide aufgeschüttet, so daß überall ein Vorrath in den Schlössern, wo Convente waren, auf zwei Jahre, in den übrigen auf ein Jahr für die Besatzung vorhanden war. Die Beamten, die sich darin

säumig zeigten oder etwas davon veruntreueten, wurden zur Verantwortung gezogen und mußten das Fehlende ersetzen. Zur Schonung der Wälder wurden die Pechöfen abgeschafft und Verordnungen erlassen, nach welchen nur das höchst nöthige Holz geschlagen werden durfte. Pferde außer Landes zu verkaufen, war bei Strafe von sieben Mark und Wegnahme der Pferde verboten. Den Bauern war der Pferdehandel untersagt, doch Kauf und Tausch zu eigenem Gebrauch erlaubt. Für die Gerichtsgebühren führte er eine bestimmte Taxe ein und hielt streng darauf, daß sie nicht überschritten wurde. Den Armen mußten die Gerichtskosten ganz erlassen werden. Ungemessene Frohndienste verbot er. Von erledigten Gütern durfte ein Gebietiger nicht mehr als drei Hufen wieder verleihen. Kein Gebietiger durfte ein bäuerlich Erbe auf Dienste austhun. Keiner Dienste von einem Erbe auf ein anderes übertragen. Keiner ein Kirchenlehn in Besitz nehmen und Keiner eines Bruders Verlassenschaft antasten. Damit diese Verordnungen in Kraft blieben, sandte er jährlich Untersucher durch alle Ordenshäuser, welchen kein Ordensbruder, bei seinem Gelübde, etwas verschweigen durfte, woran er des Ordens Schaden erkannte. Diesen Verordnungen leisteten die Ordensbrüder nur mit Widerwillen Folge; doch Konrad hatte sich so geachtet und gefürchtet gemacht, daß sie keine Widersetzlichkeit wagten.

Nicht weniger als bei der Ordens- und Landesregierung zeigte sich Konrad in den auswärtigen Angelegenheiten des Ordensstaats als einen staatsklugen und einsichtsvollen Fürsten. Der Orden stand zu der Zeit mit mehreren auswärtigen Fürsten in gar verwickelten Verhältnissen, und nur durch ein sehr vorsichtiges und gemäßigtes Benehmen konnte der Ausbruch offenbarer

Feindseligkeiten vermieden werden. Konrad von Erlichshausen wußte allen Zwiespalt so völlig zu vergleichen, daß er mit allen auswärtigen Mächten in Frieden blieb, mit mehreren aber eine innige Freundschaft schloß. Mit dem Kurfürsten Friedrich von Brandenburg und dessen Brüdern entstanden Mißhelligkeiten wegen der Neumark, die der Orden gekauft hatte. Friedrich wollte den Kauf nicht gelten lassen, wollte sich auch nicht einmal zur Zurückgabe des Pfandgeldes verstehen, sondern machte Ansprüche auf den Besitz der Neumark als auf ein ihm rechtmäßig zugehöriges Land. Der Hochmeister war erbötig, sich der Entscheidung des Conciliums zu Basel zu unterwerfen. Das mochte der Kurfürst nicht; er erbot sich zu einem Vergleich, und der Hochmeister kaufte ihm alle Ansprüche auf dieses Land für dreißigtausend Gulden ab. Nun strebten Zwischenträger den Kurfürsten und dessen Bruder Johann mit dem Hochmeister zu entzweien. Bei Konrads offenem Charakter mißlang dieß aber, denn er bat den Markgrafen Johann geradezu, bösen Rathschlägen, die ihm gegen den Orden gegeben waren, kein Gehör zu geben. Dadurch kam es zu Eröffnungen, die eine vertraute Freundschaft zwischen dem Hochmeister und dem Markgrafen zur Folge hatten. Diese Freundschaft ging so weit, daß der Hochmeister eine Vermählung zwischen der Tochter des Markgrafen Johann, der verwittweten Königin Dorothea von Dänemark, und dem Könige Kasimir von Polen stiften wollte; welches auch geschehen seyn würde; wenn Christian von Dänemark sich nicht mit der königlichen Wittwe vermählt hätte.

Mit Rußland stand der Orden nur durch Liefland in Berührung. Der dortige Landmeister lag mit

den Russen in Fehde, wie sehr auch Konrad zum Frieden rieth. Endlich schloß letzterer doch einen Frieden mit Rußland auf fünf und zwanzig Jahre. Der Großfürst von Litthauen und nachmalige König von Polen, Kasimir, lebte mit dem Hochmeister in freundschaftlichen Verhältnissen, und ersterer begehrte sogar ein genaues Bündniß mit dem Orden. Das schlug aber der Hochmeister aus, um nicht den ewigen Frieden mit Polen zu brechen. Als Kasimir den polnischen Thron bestieg, da entstand plötzlich ein Gerücht, als ob der Orden Polens Schwäche benutzen und Feindseligkeiten beginnen wollte. Kasimir ließ den Hochmeister davon wissen, und dieser antwortete: der König möchte das Ordensland durchziehen und untersuchen lassen, ob gerüstet werde. Dadurch beruhigte er den Polenkönig, der nun sein aufrichtiger Freund blieb.

Der entthronte König Erich von Dänemark erschien selbst im Jahr 1441 in Preußen und flehete um Beistand gegen den König Christoph an. Darauf ließ sich zwar der Hochmeister nicht ein, doch bot er seine Vermittelung an, die beide Könige auch annahmen. Wenn diese Vermittelung auch den gehofften Erfolg nicht hatte, so bewies sie doch das Ansehen, in welchem der Hochmeister bei zweien nordischen Königen stand. Erich erbot sich, die Insel Gothland an den Orden abzutreten, zog aber sein Wort zurück. Später als Christian von Oldenburg Gothland erobert hatte, bot Erich seine Ansprüche darauf nochmals dem Orden zu Kauf an; doch der Hochmeister lehnte das Anerbieten ab.

Mit Holland und England gab es unter Konrads Regierung langwierige Streitigkeiten, deren Ursprung eben so sehr von dem gesunkenen Ansehen des

Ordens zeigt, als deren Schlichtung von der Achtung, die der Hochmeister genoß, und von seinen kraftvollen Maßregeln. Gereizt durch die Spöttereien des Danziger Bürgermeisters Heinrich Vorrath, hatten die Holländer zwei und zwanzig preußische Schiffe genommen, und weigerten sich, Entschädigung dafür zu zahlen. Dänemark übernahm die Vermittelung, und die anfangs sehr trotzigen Holländer verstanden sich zu einer Vergütung, die durch einen Zoll zusammengebracht wurde, den die holländischen Schiffe in Danzig zahlen mußten. Die Zwistigkeiten mit England hatten ihren Grund in der Forderung der Hanse, daß den englischen Kaufleuten der freie Handel in den preußischen Seestädten nicht gestattet würde. Der König von England drohete, den Hansebund aller Freiheiten in seinem Reiche zu berauben, und Lübeck, das Haupt der Hanse, wollte sogleich feindlich gegen England verfahren. Nicht so der weise Konrad. Er sandte eine Botschaft nach England und vermittelte einen gütlichen Vergleich, der um so eher zu Stande kam, als Konrad seiner Unterhandlung durch die Einforderung einer Summe von zwanzigtausend Nobeln, die England dem Orden schuldete, Nachdruck zu geben wußte.

Seiner Mäßigung und Friedensliebe ungeachtet bestritt jedoch Konrad die Gerichtsbarkeit des Kaisers über Preußen, Liefland und die Neumark; und wirklich erhielt er eine Bulle von Papst Eugen, die ihn für die benannten Länder von der Gerichtsbarkeit des Kaisers befreiete. Wie sehr der Hochmeister durch diesen Schritt das Ansehen des Kaisers schmälerte, so fand er doch Mittel und Wege die Gunst desselben bald wieder so sehr zu gewinnen, daß Friedrich alle Privilegien des Ordens bestätigte. Um den Kaiser und die deut-

schen Fürsten dem Orden gewogen zu erhalten, machte der Hochmeister häufig Geschenke mit den von allen Jagdfreunden so sehr geschätzten preußischen Falken. Doch verehrte er auch dem Kanzler des Kaisers einen schönen Hengst, dem Erzbischof von Gnesen ein paar seltene Affen, mehreren kaiserlichen und päpstlichen Hofbedienten auch beträchtliche baare Summen.

So wußte Konrad durch seine weise Staatskunst sich bei allen auswärtigen Mächten in Gunst und Ansehen zu erhalten und dem Orden die seit Küchmeisters von Sternberg verlorene Achtung wieder zu gewinnen. Seine Rechtlichkeit, Festigkeit und so kluge als offne Politik bewirkte es, daß er auch die Forderungen und Bitten mächtiger Fürsten abschlagen durfte, ohne sich diese dadurch zu Feinden zu machen. So schlug er dem Kaiser Friedrich den verlangten Beistand gegen die Ungarn ab, und entschuldigte sich deßhalb damit, daß er mit den Russen im Kriege begriffen sey. Die Bitte der Konigin von Ungarn um Hilfe gegen die Polen wies er durch die Entschuldigung zurück, daß er den mit Polen geschlossenen ewigen Frieden aufrecht erhalten müsse. Die Aufforderung des Papstes, daß der Orden gegen die Türken zu Felde ziehen sollte, konnte nicht füglich völlig abgelehnt werden, daher verstand der Hochmeister sich zur Zahlung einer baaren Geldsumme zu Ausrüstung einer Flotte, und befriedigte dadurch den Papst.

Seit dem großen Heinrich von Plauen hatte kein Hochmeister oder Gebietiger sich ein so ausgezeichnetes Verdienst um den Orden erworben, als Konrad von Erlichshausen. Er hatte den üblen Ruf dieser Körperschaft getilgt und sie wieder so zu Ehren gebracht, daß sich Söhne aus den edelsten Häusern um die Aufnah-

me in den Orden als um eine Gunſt bewarben, und angeſehene Landesherren, wie unter anderen der Graf von Wertheim, in die Brüderſchaft des Ordens traten. Auch kamen wieder deutſche Edelleute an den Hof des Hochmeiſters, um adelige Sitten zu erlernen. Doch nicht nur den Ruf hatte er dem Orden zurückgewonnen, ſondern ihn wieder ſtark gemacht und ihm ſeine Erhaltung geſichert. Demnach waren es nur Ordensbrüder, die ihm Widerſetzlichkeit bewieſen, die ſeinen heilſamſten Plänen entgegen arbeiteten und die ihm ein Loos bereitet haben würden, wie es einſt dem edlen Plauen zu Theil wurde, wenn ſie es gewagt hätten, ſeiner Klugheit die Spitze zu bieten.

Nachdem Konrad durch ſeine rühmliche Staatsverwaltung, insbeſondere aber durch ſeine Mäßigung, Rechtlichkeit und Milde ſich allgemeines Zutrauen erworben, durft' er daran denken, den preußiſchen Bund aufzulöſen, da deſſen Beſtehen mit einer kraftvollen Regierung des Ordensſtaates nicht wohl zu vereinigen war. Konrad ging dabei mit ſeiner gewohnten Offenheit zu Werke. Er berief die Bundesgenoſſen zuſammen, erkannte ohne alle Hehl an, daß der Bund manches Gute veranlaßt hatte, bemerkte aber auch, daß die Urſachen, warum der Bund geſtiftet worden, nicht mehr vorhanden wären, da er den Beſchwerden nach Möglichkeit abgeholfen habe; daher er denn vorſchlug, den Bund, nachdem er ſeinen Zweck erfüllt, aufzulöſen. Zur Sicherheit der Bundesglieder wollte der Hochmeiſter dagegen eine Verſchreibung ausſtellen, wodurch alle ihre Rechte beſtätigt werden ſollten. Die Bundesgenoſſen nahmen dieſen Antrag ohne Widerwillen auf und baten ſich Bedenkzeit aus, um ihn in Ueberlegung zu nehmen. Da ihnen der Hochmeiſter durch Anhö-

rung und Abstellung ihrer Beschwerden und durch seine gerechte Regierung jeden haltbaren Vorwand zum längeren Beharren bei ihrer Vereinigung genommen hatte, so war kaum mehr an der Auflösung des Bundes zu zweifeln, zumal da Konrad das so einflußreiche Bundesglied, Hans von Baysen, ganz für seine Absicht gewonnen hatte. Diese günstige Lage der Sache wurde, wie schon an einem anderen Orte gesagt worden, durch die Unklugheit der Ordensritter und des Bischofs von Ermland verändert, und die Bundesglieder entschieden für die Beibehaltung des Bundes. Der Hochmeister nahm ohne Zorn die Erklärung der Verbündeten auf und that keinen Schritt weiter zur Auflösung ihres Vereins. Außerdem litt er aber auch nicht einen Angriff oder eine Verunglimpfung desselben von Seiten des Ordens.

Verdient Konrad von Erlichshausen als Oberhaupt, Regent und Staatsmann alles Lob, so zeigt er sich als Mensch und Weltbürger nicht minder von einer schönen Seite, und in diesen Verhältnissen erscheint er noch liebenswürdiger. Er war aufrichtig fromm und gottesfürchtig, allerdings im Geiste seiner Zeit, doch artete seine Frömmigkeit nicht in Frömmelei aus und sein Eifer für die Religion blieb von aller Verfolgungssucht und von dem blinden Glauben an die Ausspräche der Kirchenhäupter fern. Er stiftete neue Kapellen und Altäre, beschützte fromme Brüderschaften und verbesserte das Einkommen dürftig ausgestatteter Priesterämter; er beförderte bei jeder Gelegenheit die Anhänglichkeit des Volkes an die Religion, weil er überzeugt war, daß nur ein frommer Mensch auch ein guter sey. Dennoch wußte er sehr wohl die Sache der Geistlichkeit von der Sache der Religion zu trennen, und gestattete der

ersteren keine Eingriffe in die Rechte des Ordens; ja er wußte sich sogar das Recht zu verschaffen, die Pfründen im Bisthum Ermland und den erzbischöflichen Stuhl zu Riga zu besetzen.

Auf die Krankenanstalten und Unterstützung der Dürftigen verwandte er eine große Sorgfalt und sparete weder Zeit noch Kosten, um die Leiden derer Unglücklichen, die auf das Mitleid ihrer glücklicheren Brüder hingewiesen sind, zu vermindern.

In der Ueberzeugung, daß Unwissenheit und Rohheit der Sittenlosigkeit Vorschub thut, und diese das Volk und den Staat zu Grunde richtet, war Konrad eifrig bemühet, wissenschaftliche Bildung im Orden und bei der Geistlichkeit und nützliche Kenntnisse im Volke zu verbreiten, und sparte dazu keine Kosten. Schon unter den früheren Hochmeistern war viel für die Unterrichtsanstalten in Preußen gethan worden, und Konrad blieb darin nicht zurück. Ganz besonders stand die lateinische Schule zu Marienburg in herrlicher Blüthe; dem Großkomthur war die Aufsicht darüber anvertraut, und der Hochmeister beabsichtigte auch, eine besondere Singschule dabei zu stiften. Andere Schulen in Danzig, Elbing, Königsberg waren nicht weniger in Aufnahme. Außerdem sandte er junge Leute, die Fleiß und Talent zeigten, auf seine Kosten nach den Hochschulen zu Wien, Bologna, Pavia, Leipzig und Krakau. Er ließ sich Zeugnisse über ihre Führung einsenden, ließ sie die akademischen Grade gewinnen, und stellte sie dann in den Ordensconventen oder in den Ordenspfründen an.

Wäre es möglich gewesen, das nunmehr veraltete und mit dem Zeitgeist längst in Widerspruch stehende Ordensinstitut bei seiner einstigen Macht zu erhalten, so

hätte es nur durch eine längere Regierung des weisen und tugendhaften Konrad von Erlichshausen geschehen können. Selten steht ein Mann, dem das Wohl Vieler anvertraut ist, so ganz an seinem Platze als Konrad; selten leistet ein Mensch unter schwierigen Umständen, von so vielen widerwärtigen Verhältnissen bedrängt, so viel als er. Während seiner neunjährigen Regierung hat er den Sturz des Ordens aufgehalten; vielleicht würde die doppelte oder dreifache Dauer seiner Herrschaft den Fall jener Körperschaft noch auf ein Jahrhundert hinausgeschoben haben. Doch im Rathe des Schicksals war der Untergang der Ordensmacht beschlossen, und so wurde ihr denn auch die letzte Stütze geraubt, die sie noch gehalten hatte. Konrads ununterbrochene Thätigkeit hatte seine Lebenskraft aufgezehrt und sein siecher Körper wankte dem Grabe zu. Längst hatte ihn der Papst, seiner schwächlichen Gesundheit wegen, von dem Fasten befreit, schon einmal hatte ihn der Schlag gerührt; dennoch ließ er sich nicht abhalten, die gewöhnliche jährliche Umreise im Lande zu thun. So war er bis nach Graudenz gekommen, als ihn im Spätjahr 1449 der Schlag zum zweiten male rührte. Unter heftigen Schmerzen wurde er nach Marienburg zurückgebracht. Schon hatten sich bei der Nachricht von seiner Krankheit die Gebietiger zu Mewe versammelt, um, da sie mit Konrads Gelindigkeit gegen die Verbündeten unzufrieden waren, strengere Maßregeln gegen den Bund, die unter einem künftigen Meister genommen werden sollten, zu verabreden. Von Mewe aus eilten die Gebietiger an das Krankenlager des Hochmeisters und befragten ihn um Rath wegen seines Nachfolgers. Er warnte vor dem Ordensspittler, Heinrich Reuß von Plauen, und vor seinem Vetter,

Ludwig von Erlichshausen, damaligem Komthur zu Mewe, als Männern ohne Mäßigung und Umsicht, und rieth ihnen, den Komthur zu Osterrode, Wilhelm von Eppingen, zu wählen, von dem er wußte, daß er in seinem Sinne regieren würde. Doch war er überzeugt, daß man seinen Rath nicht befolgen würde. Voll Kummer über das Schicksal des Ordens, schloß er die Augen am 7. November des Jahres 1449. Mit ihm ging des Ordens Glanz für immer unter.

XXVI. Die Eidechsen-Gesellschaft.

Vor allen anderen Völkern hat sich von jeher bei den Deutschen ein entschiedener Hang zu Verbrüderungen und Genossenschaften geäußert, durch deren Zusammenwirken das für alle Glieder des Vereines erstrebt werden sollte, was jedem Einzelnen zu erlangen unmöglich gewesen wäre. In den ältesten Zeiten waren es die Geleitschaften, im Mittelalter die Gilden, Zünfte, Rittergesellschaften, Brüderschaften, städtischen und landschaftlichen Bunde u. s. w. Dieser Hang zu Verbindungen hatte, wenigstens zum Theil, seinen Grund in dem Gefühl der Mangelhaftigkeit der socialen Verhältnisse, die nicht hinreichten, die Forderungen des auf der Bahn der Civilisation fortschreitenden Volkes zu befriedigen. Sicherheit des durch die Gesetze nicht hinlänglich geschützten Lebens und Eigenthums war meistens der Hauptzweck aller dieser Vereine; doch wurden, wenn es der Vortheil der Verbündeten zu erfordern schien, auch andere, oft höchst sträfliche Zwecke zu Gegenständen der Thätigkeit solcher Verbindungen gemacht. Einige dieser Gesellschaften sind offenbar höchst nützlich gewesen und haben der Entwickelung der bürgerlichen Gesellschaft einen wesentlichen Vorschub gethan; andere dagegen, wenn sie gleich bei ihrem Entstehen einen Schein von Nützlichkeit hatten, wurden doch bald nachtheilig und wirkten nicht selten hindernd und verderbend für den Staat, in dessen Mitte sie sich befanden.

In Preußen konnten bei der kraftvollen und wachsamen Ordensregierung dergleichen Gesellschaften lange nicht Wurzel fassen, und nur erst, nachdem der Orden die ersten Schritte von dem Gipfel seiner Größe ab-

wärts gethan hatte, entstand unter dem Adel des Landes eine Verbrüderung, die ihrem Umfange nach nie besonders groß gewesen ist und die doch einen bedeutenden Einfluß auf das Schicksal des Landes gehabt hat. Die Geschichte dieser Verbrüderung war lange in ein so völliges Dunkel gehüllt, daß nicht einmal der Name derselben in den gleichzeitigen und späteren Chroniken genannt wird; erst vor Kurzem hat Preußens neuester Geschichtschreiber, J. Voigt, die Quellen dazu aufgefunden und bekannt gemacht. Die Geschichte dieser Gesellschaft enthält keine glänzenden Begebenheiten, wohl aber einige wichtige Lehren für Regierer und Regierte. Für Regierer die Warnung: Verbindungen, auch zu anscheinend unschädlichem Zweck, nicht aufkommen oder doch nicht ohne scharfe Beaufsichtigung zu lassen; am wenigsten aber ihnen gegenüber durch Unentschlossenheit und halbe Maßregeln Schwäche zu zeigen. Für die Regierten die große Lehre: daß dergleichen Verbrüderungen in der Regel nie ihrem ursprünglichen Zwecke treu bleiben, sondern im Gegentheil der Eigensucht, dem Ehrgeiz und anderen unlauteren Leidenschaften Einzelner, die sich des Vertrauens der Gesellschaft zu bemächtigen wissen, zum Spiele dienen.

Die Eidechsengesellschaft wurde am 21. September des Jahres 1397 von vier Rittern, Nikolaus und Johannes von Renys, Brüdern, und Friedrich und Nikolaus von Kynthenau, gleichfalls Brüdern, die sämmtlich im Kulmer Lande begütert waren, gestiftet und hatte den Zweck, jedem Mitgliede, welches mit Unrecht bedrängt oder bedrückt wurde, oder an Leib und Ehre, oder Hab' und Gut Schaden litte, in nothhaftigen, ehrlichen Dingen, ohne Trug und Falschheit,

mit Leib und Gut gegen Jedermann, doch ausgenommen die Landesherrschaft und die nächsten männlichen Blutsverwandten, beizustehen. Außerdem verpflichtete sich die Gesellschaft zur Unterstützung unverschuldet in Elend und Dürftigkeit gerathener Mitglieder und überließ ihren vier ältesten Mitgliedern die Leitung ihrer religiösen Angelegenheiten, ohne welche in jenen Zeiten eine geschlossene Gesellschaft nicht leicht bestand. Das Zeichen dieses Bundes war eine Eidechse, und davon führte er seinen Namen.

Daß diese Gesellschaft noch irgend einen geheimen, in der Stiftungsurkunde nicht benannten Zweck hatte, ist mehr als wahrscheinlich; denn die in der Stiftungsurkunde angegebenen Ursachen der Verbindung sind keineswegs befriedigend, da der Orden zu der Zeit noch in seiner ganzen Kraft bestand, daher Macht genug besaß, seinen Unterthanen Schutz zu gewähren, auch in seinem Inneren noch nicht so zerfallen war, daß er in seinen Landen die Selbsthilfe seiner Lehnsleute geduldet haben würde. Auch deutet die Stiftungsurkunde auf einen geheimen Zweck der Gesellschaft hin; denn es ist darin von Heimlichkeiten die Rede. Und wichtig mußten diese Heimlichkeiten seyn, denn die Verräther derselben sollten aus der Gesellschaft gestoßen und für ehrlos erklärt werden. Da nichts Gewisses über den geheimen Zweck der Gesellschaft nachgewiesen worden, so ist es erlaubt, Vermuthungen aufzustellen, und als höchst wahrscheinlich darf angenommen werden, daß es die Absicht dieses Vereins war, die Gewalt des Landesherrn einzuschränken und dem Adel Einfluß auf die Landesregierung zu verschaffen.

Bei der Stiftung der Gesellschaft scheint es ein Uebereinkommen gewesen zu seyn, nur Ritter darin

aufzunehmen; eilf Jahre darauf wurden in einer Urkunde aber schon Ritter und Knechte (Adelige, die nicht Ritter waren) als Mitglieder genannt, und später gehörten auch adelige Städtebewohner zur Genossenschaft.

In den ersten Jahren nach der Stiftung verlautet nichts von irgend einer Thätigkeit der Gesellschaft, aber schon im Jahr 1410 wird Nikolaus von Renys, einer der Stifter der Gesellschaft und Bannerführer des Kulmer Landes, in der Schlacht bei Tannenberg genannt. Ein Geschichtschreiber, der Zeitgenosse dieser Schlacht war, sagt: „etliche bose wichte, Ritter und knechte des landes Colmen, underdrucken dy Colmische bannir unde auch andir Bannir, dy do flüchtig wurdin." Hier wird zum ersten mal eine Untreue der Eidechsengesellschaft gegen den deutschen Orden sichtbar; bald aber sollten ihre feindseligen Gesinnungen gegen ihren rechtmäßigen Landesherrn noch deutlicher an den Tag kommen.

Der wackere Heinrich von Plauen, der, nachdem er nach der Tannenberger Schlacht das Haupthaus des Ordens und den Staat gerettet hatte, zum Hochmeister gewählt worden war, sah sich genöthiget, die Mittel zur Vertheidigung des von den Polen verheerten und noch immer hart bedrohten Landes durch schwere Auflagen zusammenzubringen; und auch die Mitglieder der Eidechsengesellschaft blieben davon nicht verschont. Außerdem wurden wahrscheinlich einige von ihnen wegen einer dem Orden schuldigen Summe von dem Hochmeister mit Ernst gemahnt. Da sie ohnehin dem Orden abgeneigt waren, so wurden sie durch die Forderungen des Hochmeisters erbittert, rechneten ihm das als Härte zu, was doch allein die unabwendbare Noth-

wendigkeit gebot, und gingen bereitwillig in eine Verschwörung zum Verderben des Hochmeisters ein.

Damals erhielt das Komthuramt zu Rheden Georg von Wirsberg, der bis dahin Großschäffer in Königsberg gewesen war und sich in diesem Amte als einen thätigen und umsichtigen Mann bewiesen hatte. Bei diesen guten Eigenschaften besaß er aber auch eine Menge tadelnswerther, war dem Vergnügen und dem Wohlleben ergeben, besaß einen unbegrenzten Ehrgeiz und machte sich kein Gewissen daraus, das ihm anvertraute Ordensgut zu veruntreuen. Da er aus einer angesehenen Familie stammte, auch bei den Königen von Ungarn und Böhmen und mehreren deutschen Fürsten in Gunst stand, so hatte er gehofft, nach dem Tode Ulrichs von Jungingen zum Hochmeister gewählt zu werden; seine Hoffnung schlug aber fehl, der würdige Heinrich von Plauen wurde gewählt, und deßhalb haßte er diesen und dachte auf sein Verderben.

Wahrscheinlich schon um einen bösen Plan damit auszuführen, hatte Wirsberg noch als Großschäffer von einigen Bürgern aus Danzig und Breslau tausend Mark löthigen Silbers geliehen und versprochen, diese Summe um Pfingsten des Jahres 1411 zurückzuzahlen. Als Komthur von Rheden konnte er solches aus eigenen Mitteln nicht, und da auch die Eidechsenritter ihre Schuld an den Orden und die ihnen aufgelegte Schatzung nicht bezahlen konnten oder wollten, so gab vielleicht schon die gleiche Geldverlegenheit Anlaß zu ihrer näheren Verbindung zwischen ihnen und dem Komthur.

In der ersten Hälfte des Jahres 1411 wurde zwischen dem Komthur Georg von Wirsberg und den

Häuptern der Eidechsengesellschaft, die dazumal die Brüder Nikolaus und Johannes von Renys, Friedrich von Kynthenau, Hans von Czipplyn und Günther von der Delau waren, eine Verschwörung gestiftet, die den Untergang des Hochmeisters Heinrich von Plauen zum Zweck hatte. Wirsberg hatte sich schon in der Hoffnung, die Hochmeisterwürde zu erhalten, unter die Räthe des Königes von Böhmen aufnehmen lassen und durch Geschenke diesen König, der ohnedem dem Plauen nicht wohlwollte, zu seinem Freunde gemacht. Der König Sigismund von Ungarn war auf den Hochmeister darüber erbittert, daß er mit dem Könige von Polen einen Frieden geschlossen hatte. Da Wirsberg auf die Unterstützung dieser beiden Könige rechnen zu können glaubte, so wollte er mit Hülfe der verschworenen Mitglieder der Eidechsengesellschaft folgenden Plan ausführen. Der Sitz des Komthurs, Rheden, sollte unter irgend einem Vorwande stark befestigt und von den nahen Höfen und Gütern der Eidechsenritter hinreichend mit Lebensmitteln versehen werden, um den Verschworenen und ihrem Anhange im Nothfall zum sicheren Zufluchtsorte zu dienen. Der Bruder des Komthurs, Friedrich von Wirsberg, erhielt den Auftrag. aus Böhmen eine Schaar von viertausend Soldkriegern in's Land zu führen, womit der Hochmeister in Marienburg plötzlich überfallen und verhaftet werden sollte. Die Verschworenen wollten ihn entweder eingekerkert halten, oder sogleich mit Gift umbringen. Während der Verwirrung, die dadurch entstehen mußte, sollten noch einige Ordenshäuser gewonnen und der Komthur von Rheden zum Hochmeister ausgerufen werden. Nöthigen Falls wollten die Verschworenen noch den König von Polen um Unterstützung bitten.

Die Verschworenen säumten nicht, ihren Plan zur Ausführung zu bringen. Friedrich von Wirsberg war mit Briefen an den König von Ungarn und an einige andere Fürsten abgesandt. Er hatte den Auftrag, die Söldner zu werben, außerdem aber auch in Deutschland die Nachricht zu verbreiten, daß in Preußen ein Aufstand ausgebrochen sey, das Land dem Hochmeister den Gehorsam aufgekündigt habe, und der Komthur zu Rheden allgemein zum Hochmeister begehret werde. Der Hochmeister hatte dem Komthur Georg von Wirsberg aufgetragen, zur Entrichtung der großen Summen, die nach dem Friedensvertrag an Polen und Litthauen gezahlt werden mußten, aus den Ordensburgen alles entbehrliche Gold- und Silbergeräth zusammenzubringen. Dieser Auftrag wurde von dem Komthur zur Ausführung seines verrätherischen Planes benutzt. Er nahm den Komthuren von Thorn, Straßburg, Althaus, Gollup und Nessau alles Gold und Silber, so viel davon vorhanden. Selbst den alten Ordenstreßler, der in der Firmarie zu Thorn verpflegt wurde, beraubte er seiner gesparten Habe. Auch des Silberwerks des Hochmeisters Ulrich von Jungingen, welches so viel betrug, daß es nur mit vier starken Pferden weggeschaft werden konnte, bemächtigte er sich und behielt das Beste davon. In Thorn fand er auch ein dem Orden gehöriges Faß voller guter Zobelpelze, welches er sich zueignete. Diese Schätze wollte er zur Ausführung seines Planes anwenden. Des Hochmeisters Aufforderungen, Rechenschaft von diesen zusammengebrachten Schätzen abzulegen, ließ er unbeachtet; auch gab er den Warnungen des Hochmeisters, von seinem sträflichen Lebenswandel abzulassen, kein Gehör; denn er hielt, dem Orden und dem ganzen Lande zum

Aergerniß, eine Kebse, welcher er ein Gut von sieben hundert Mark Werth zum Geschenk gemacht hatte. In Flandern ließ Wirsberg zwei prächtige Tafelgemälde, mit Gold, Silber und Edelgesteinen kostbar verziert, verfertigen, um damit einem fürstlichen Hofe ein Geschenk zu machen. Den Mitverschworenen hatte er große Versprechungen gemacht; sie sollten einträgliche Aemter oder reiche Besitzungen erhalten. Durch aufrührerische Reden und Verläumdungen des Hochmeisters war das Kulmer Land in Gährung gebracht worden und alles zum Aufstande vorbereitet, der erfolgen sollte, sobald die viertausend Söldner aus Böhmen eintreffen würden.

Der Plan zum Sturze des Hochmeisters war der Ausführung nahe, als er verrathen und vereitelt wurde. Einer der Verschworenen, ein Ritter aus dem Kulmerlande, entdeckte die Verschwörung dem Hochmeister, der zu gleicher Zeit durch Berichte aus Böhmen und Ungarn davon Kunde erhielt. Der Hochmeister berief sogleich ein Kapitel zusammen, mit welchem er wegen dieser Angelegenheit berieth und darauf den Komthur von Rheden und den Nikolaus von Renys verhaften ließ; die anderen vier Hauptverschwörenen entkamen durch die Flucht nach Polen. Nikolaus von Renys wurde in's Gefängniß nach Graudenz gebracht, und bekannte dort den ganzen Plan der Verschwörung; unter andern auch, daß der Komthur die Diener des Hochmeisters zu dessen Vergiftung habe erkaufen wollen. Nun ließ der Hochmeister alle Ritter und Knechte im Kulmerland, die seine Lehnsleute waren, vorladen, sich auf einen bestimmten Tag in Graudenz zu stellen. Auch die Geflüchteten wurden vorgeladen; letztere blieben aus, die Uebrigen aber erschienen alle. Darauf

ward eine zweite Vorladung erlassen, daß die Geflüchteten sich nach vierzehn Tagen vor einer Ritterbank auf der Brücke zu Marienburg stellen und daselbst ihr Gericht erwarten sollten. Als sie wiederum ausblieben und auch auf eine dritte Ladung nicht erschienen, erklärte sie das Rittergericht in die Acht und auch ihrer Güter verlustig. Der Komthur zu Rheden ward als ein überwiesener Verräther zur ewigen Einkerkerung verdammt; Nikolaus von Renys aber, der schon als Bannerführer in der Schlacht bei Tannenberg sich als einen Verräther gezeigt hatte, jetzt, nach eingestandenem nochmaligen Verrath, zu Graudenz enthauptet.

Obgleich alle Aeltesten und Häupter der Eidechsengesellschaft in die schändliche Verschwörung gegen den Hochmeister Heinrich von Plauen verwickelt waren, so wurde deßhalb doch die Gesellschaft selbst nicht aufgehoben und entging der Verfolgung, wiewohl kaum daran zu zweifeln, daß alle Mitglieder, oder doch die mehresten, Theil an dem Verrath hatten. Ob der Hochmeister keine hinreichenden Beweise gegen sie hat führen können, oder ob es ihm gefährlich geschienen, gegen so viele einflußreiche Personen nach der Strenge der Gesetze zu verfahren, läßt sich nicht ausmitteln. Nachdem Heinrich von Plauen auf eine so ungerechte als stürmische Weise des Hochmeisteramts entsetzt worden war, ließ der neue Hochmeister, Küchmeister von Sternberg, es sich angelegen seyn, die gewaltsame Absetzung Plauens dadurch zu rechtfertigen, daß er alle Handlungen desselben als willkürlich, ungerecht und tyrannisch darstellte. Aus diesem Grunde wurde denn auch die Bestrafung der Verschworenen für eine schwere Unbill ausgegeben, dem gemäß der Komthur Georg von Wirsberg, seines überwiesenen Verraths ungeachtet, in Frei-

heit gesetzt und den geächteten Häuptern der Eidechsengesellschaft im Jahr 1414 eine Ritterbank bewilliget, vor welcher sie sich von den ihnen angeschuldigten Verbrechen, so klar solche auch bewiesen waren, los schworen, und in ihre Güter wieder hergestellt wurden. Da diese Hauptverbrecher straflos blieben, so war auch die Eidechsengesellschaft vor allen Verfolgungen sicher; doch zeigt sich von ihrer Wirksamkeit lange keine Spur. Von dem Jahre 1433 ab fanden aber in dem Kulmerlande und besonders in den Gebieten Rheden, Kulm und Thorn, wo gerade die Sitze der Eidechsengenossen waren, häufige Bewegungen Statt. Es wurden daselbst viele Berathungen gehalten und Vorbereitungen zu der Verbindung zwischen Land und Städten getroffen, die nachmals unter dem Namen des preußischen Bundes bekannt geworden ist. Ja Hans von Czegenberg, Bannerführer des Kulmerlandes, und einer von den Häuptern des Eidechsenbundes, war es, der dem Hochmeister die Schließung des preußischen Bundes ankündigte, und der auch wahrscheinlich der Stifter dieses Bundes gewesen ist. Von nun ab traten die Eidechsenritter öffentlich handelnd auf, und es konnte nicht mehr daran gedacht werden, ihre Verbindung aufzulösen. Sie waren es, welche den preußischen Bund in's Leben riefen, sie erhielten ihn in Thätigkeit und verhinderten auch späterhin seine Ausgleichung mit dem Orden. Wo daher von den Landschaften und von den Rittern im preußischen Bunde die Rede ist, da sind es großentheils nur immer die Eidechsenritter, deren Wirksamkeit damit bezeichnet wird.

Da die Mitglieder des Eidechsenbundes mit dem preußischen Bunde, sobald letzterer eine entschiedene feindselige Stellung gegen den Orden angenommen

hatte, nach einem gleichen Ziele strebten, und die ersteren auch alle Mitglieder des preußischen Bundes waren, so ist ihre besondere Wirksamkeit schwer nachzuweisen und nur so viel ersichtlich, daß sie vorzüglich den preußischen Bund belebten; doch treten einige Handlungen als dem Eidechsenbund allein gehörig hervor, die als charakteristisch erwähnt zu werden verdienen. — Als auf dem Huldigungstage zu Elbing am 20. April des Jahres 1450 auch die Ritter der Eidechsengesellschaft erschienen, da trat in ihrem und des preußischen Bundes Namen Hans von Czegenberg vor den Hochmeister und sprach in einem sehr dreisten Ton für die Freiheiten des Landes und die Aufrechterhaltung alter Rechte. Da noch in demselben Jahre der Bischof von Silves als päpstlicher Legat in das Land kam, um die Unruhen zu stillen und den preußischen Bund, wo möglich, aufzulösen, so hielten die Eidechsenritter eine Berathung zu Lessen, um die Art und Weise auszumitteln, wie dieser ihnen gefährliche Prälat aus dem Lande zu schaffen. Hans von Czegenberg schlug vor, durch einen entschlossenen Ritter, Hans Lesgewitz, welchen die anderen Mitglieder dabei unterstützen sollten, den Legaten mit Gewalt aus dem Lande zu führen. Ein anderes Mitglied, Georg Maul, war aber gegen den Vorschlag, und es entstand dieser Meinungsverschiedenheit wegen zwischen beiden Rittern ein Zwiespalt, der einige Jahre währete. Auch gegen den Legaten führte Hans von Czegenberg das Wort und bewies ihm, daß den preußischen Rittern ein gleiches Recht, einen Bund zur Abwehr der Ungerechtigkeit zu schließen, zustehe, als den Schweizern. Da diese sich gegen Oestreich aufgelehnt und alle fremde Macht aus ihrem Lande getrieben hätten, ohne deßhalb mit dem Interdikt belegt

worden zu seyn; so würden die preußischen Verbündeten auch keine Strafe fürchten, da sie nichts gethan, als wozu sie berechtigt gewesen wären. In dem Jahr 1451 entstand eine große Uneinigkeit in dem Eidechsenbunde, deren Grund wahrscheinlich ein Argwohn gegen Hans von Czegenberg war, daß er es heimlich mit dem Orden halte. Es bildete sich eine Gegenpartei wider ihn, an deren Spitze Augustin von der Schewe stand, und die Spaltung wurde so bedeutend, daß bei den Zusammenkünften nur stets eine Partei erschien. Nun hätte es dem Orden gelingen können, den Riß im Bunde unheilbar zu machen, wenn er vorsichtig dabei zu Werke gegangen wäre; doch da er merken ließ, daß er die Eidechsenritter mit argwöhnischen Blikken betrachtete und seine Absicht, ihren Zwiespalt zu vergrößern, zu deutlich zeigte, so gelang es den Aeltesten der Gesellschaft um so eher, die Eintracht wieder herzustellen. Als zu Ende des Jahres 1451 die Versöhnung zu Stande kam, da wollte der Ritter Georg Maul aus dem Bunde treten und forderte sein unter die Bundesurkunde gesetztes Siegel zurück. Das wurde ihm aber verweigert, denn der Bund hatte Heimlichkeiten zu bewahren; daher wäre es gefährlich gewesen, ein Mitglied aus der Verbindung zu entlassen.

Die Gesellschaft verstärkte sich bald darauf durch die Aufnahme mehrerer Mitglieder und kam überein, die Kölmer (nicht adeligen freien Gutsbesitzer) vorzuladen, um auch deren Beschwerden zur Sprache zu bringen und sie für den preußischen Bund zu gewinnen. Wie vorsichtig aber die Eidechsenritter sich dabei benahmen, erhellet daraus, daß sie einem Adeligen, Petrasch von Smantau, die Aufnahme in den Bund versagten, weil er Streit mit dem Hochmeister hatte.

Dagegen zeigte sich die Eidechsengesellschaft unermüdet thätig, um den preußischen Bund zu verstärken und ihm ein Ansehen und Gewicht gegen den Orden zu verschaffen. Abgeordnete des Bundes, wovon die mehresten Eidechsenritter, erschienen vor dem Hochmeister, der sich in Mewe befand, und baten ihn, einen Richttag zur Anhörung der Beschwerden des Bundes anzusetzen und die Klagen zu widerrufen, die über den preußischen Bund bei dem Papst, dem Kaiser und den Kurfürsten geführt worden waren. Als der Hochmeister keine befriedigende Antwort darauf gab, wurde eine zweite Gesandtschaft an ihn nach Thorn erlassen, woselbst er eine Zusammenkunft mit dem Könige von Polen hielt. Da der Hochmeister auch jetzt nichts that, um den Bund zu beruhigen, so kam bei den Verbündeten zuerst der Gedanke in Anregung, den Beistand des Königes von Polen nachzusuchen. Dieser Schritt war ein offenbarer Hochverrath gegen den rechtmäßigen Landesherrn; daher entschloß sich der preußische Bund nur nach langem Bedenken und mehrmaligen Berathungen dazu. Vorzüglich wurde er durch die im Lande verbreiteten Gerüchte von den Rüstungen des Ordens gegen den Bund und von den Befehlen, die Bundeshäupter in Fesseln zu legen, dazu bewogen. Diese Gerüchte, die sich als unwahr erwiesen, waren vermuthlich von der Eidechsengesellschaft ersonnen und verbreitet, da es dieser daran gelegen war, daß es zum Bruche kommen sollte. Es wurden zwei Gesandte an den König von Polen geschickt, die eine freundliche Aufnahme fanden und die Zusicherung des Beistandes erhielten. Diese Gesandten waren Eidechsenritter, Mitglieder dieser Gesellschaft gingen als Gesandte des preußischen Bundes an den Kaiser, und wie hier, so zeig-

te sich überall diese Gesellschaft gegen den Orden thätig. Durch einen anonymen Brief erhielt der Hochmeister Nachricht von der Gesandtschaft der Eidechsengesellschaft in Polen, und zugleich wurde er gewarnt vor Vergiftung. Diese Warnung war vielleicht ohne Grund, denn es ist nicht abzusehen, was die Gesellschaft durch den Tod des Hochmeisters hätte gewinnen können, da schwerlich ein anderes Oberhaupt des Ordens ihrem Zwecke entsprechender sich benommen hätte als dieses.

Nur die roheste Eigensucht und leidenschaftlichste Verblendung konnte die Eidechsengenossen das gewisse Unglück übersehen lassen, welches sie ihrem Vaterlande durch die Einmischung Polens in ihre Streitigkeiten mit dem Orden bereiteten. Bei einiger Besonnenheit hätten sie unmöglich Aufrechterhaltung ihrer Rechte von einem Reiche erwarten können, wo durchaus kein Recht als das des Stärkeren galt, noch Schutz ihrer Freiheit von einem Staate, von dessen Bewohnern neun Zehntheil in der drückendsten Knechtschaft schmachteten. Doch die Aemter und Würden, die ihnen verhießen worden, reizten ihre Habsucht zu sehr, als daß sie ihrer Pflicht eingedenk geblieben wären. Wenn gleich einige Mitglieder der Eidechsengesellschaft redliche Absichten gehabt haben mögen, so war die Mehrzahl doch von Eigennutz, Ehrgeiz, Rachsucht und allen den Leidenschaften beseelt, wodurch bei Staatsumwälzungen gewöhnlich so viel Gräuelthaten verübt werden. Um dem Orden zu schaden, verbreiteten die Genossen des Eidechsenbundes eine Menge Lügen und verleumdeten die Ordensritter auf die schamloseste Weise; sie boten alle Künste der Verführung auf, um die Unterthanen des Ordens von demselben abwendig zu machen, und fan-

den überhaupt kein Mittel zu schlecht, wenn sie dadurch ihren Zweck zu erreichen hofften. Als es im Jahr 1453 so weit gekommen war, daß sowohl der preußische Bund, als auch der Orden zu rüsten anfingen und im Bunde beschlossen wurde, einen engen Rath zu ernennen, unter dessen Leitung die Bundesangelegenheiten gestellt werden sollten, damit wichtige Maßregeln bis zur Ausführung geheim gehalten werden könnten, da wurden die vornehmsten Mitglieder dieses Raths aus der Eidechsengesellschaft gewählt, deren wichtiger Einfluß nun offenbar wurde.

Endlich wurde, nachdem der Kaiser den preußischen Bund für widerrechtlich erklärt hatte, auf Betrieb der Eidechsengesellschaft das Bündniß mit dem Könige von Polen wirklich abgeschlossen. Von nun ab war die Thätigkeit der Eidechsengesellschaft, um das Land gegen den Orden in Bewegung zu bringen, so groß als noch nie zuvor. An die Spitze der Gesellschaft trat der viel erfahrene Hans von Baysen und das bisherige leitende Haupt des Bundes, Hans von Czegenberg, verlor allen Einfluß. Dieser scheint von dem Hochmeister gewonnen worden zu seyn, wenigstens hat er einen Vorschlag zu Unterhandlungen zwischen der Landesritterschaft und dem Orden, wobei die Städte nicht mit zugezogen werden sollten, gethan, welches aber Hans von Baysen nicht zuließ, da dieser sehr richtig schloß, daß, wenn der Orden einmal den Bund völlig getrennt und dadurch entkräftet hätte, er auch nicht unterlassen würde, sich an den Gliedern desselben zu rächen. Unter der Leitung des Hans von Baysen belebte die Eidechsengesellschaft den preußischen Bund, der ohne sie schwerlich so fest zusammengehalten, schwerlich die Ordensmacht gebrochen haben würde. Ohne Mit-

wissen der Städte hatten die Eidechsenritter dem Könige von Polen die Oberherrschaft über Preußen angeboten, und erst, nachdem die Empörung ausgebrochen und es zu spät war, sich wegen der Wahl eines Schutzherrn zu berathschlagen; da machten sie das Anerbieten, welches sie dem Polenkönige gethan, bekannt, und nun blieb den Städten nichts übrig, als ihre Einwilligung dazu zu geben. Die Eidechsengesellschaft hatte ihren Zweck erreicht; das ganze Land gährte in Aufruhr gegen den Orden auf, und der König von Polen erschien, die Empörung zu unterstützen. Sie erntete allein den Lohn dafür; denn weder das Land, noch die Städte, noch Polen hatten einigen Gewinn davon; nur allein die Eidechsenritter wurden Statthalter, Feldherren, Woiwoden und Hauptleute. Doch waren die Früchte ihres Verraths nur bitter, denn sie sahen ihr blühendes Vaterland in eine Wüste verwandelt, ihre eigenen Güter verheert, und in ihren Aemtern und Würden wurden sie von Sorgen und Verdruß belastet, von Haß und Gefahr verfolgt und mußten selbst die Verachtung der Polen ertragen, um die sie sich doch verdient gemacht zu haben glaubten. Während des dreizehnjährigen Krieges scheint die Eidechsengesellschaft erloschen zu seyn, denn nach dem Frieden zu Thorn verlautet nichts mehr von ihr; und wie unverantwortlich auch die polnische Regierung alles Recht der Bewohner Preußens kränkte und verletzte, nie wurde wieder von einem Bunde zur Abwehr der Unbill und Aufrechthaltung der Freiheiten des Landes gehört.

XXVII. Der dreizehnjährige Krieg.

Der dreizehnjährige Krieg gehört zwar in die Zahl der Freiheitskriege und es fehlt ihm an merkwürdigen Waffenthaten nicht, doch bietet er den herzerhebenden Anblick des festen Zusammenhaltens eines ganzen Volkes zur Zerbrechung seiner Fesseln und die heldenmüthige Aufopferung zur Gewinnung des höchsten Gutes der Menschen, der Freiheit, wie die Schweizer und niederländischen Freiheitskriege, nicht dar; auch treten darin weder Tyrannen, wie Geßler oder Alba, noch Helden, wie Winkelried oder Oranien, auf. Die Empörung gegen den Orden war keine Folge eines unerträglichen Druckes des Volks; sie war kein Werk unausweichbarer Nothwendigkeit, und nicht die Masse des Volkes stand auf, um ein zu schwer lastendes Joch zu brechen. Das Landvolk und die kleinen Städte hatten keine Ursachen zum Aufstande, denn die Auflagen waren mäßig, von besonderen Plackereien und Bedrückungen ist nichts Erhebliches lautbar geworden und der, schwerer Kriege ungeachtet, noch immer große Wohlstand des Landes, rechtfertigt den Orden am besten gegen den Vorwurf einer drückenden Regierung. Die Beschwerdeführungen des Bundes gegen den Orden betrafen großentheils Rechtsverletzungen Einzelner gegen Einzelne und es fanden sich im Ganzen doch so wenige Fälle, daß die Ankläger des Ordens zu ihren Beschwerden die Thatsachen von dreißig bis vierzig Jahren her, die zum Theil schon völlig ausgeglichen worden, entnehmen mußten. Andere Klagen, wie z. B. wegen der Kriege des Ordens mit Polen, waren ungerecht, andere, wie die Absetzung Heinrichs von Plauen betreffend, widersinnig; denn einmal hatten die Städ-

te und der Adel über die Verfügungen dieses Hochmeisters selbst Beschwerde geführt, außerdem befanden sich ja Alle, die ihn entsetzt, so wie er selbst, längst nicht mehr unter den Lebendigen. Nur allein die Kaufmannschaft der großen Städte und der Landadel hatten Grund zu Beschwerden gegen den deutschen Orden; erstere wegen des Pfundzolles und des Handeltreibens einzelner Ordensritter; der letztere wegen der geringschätzigen Behandlung, wodurch er von den Ordensherren zuweilen gekränkt wurde. Dadurch ward aber noch keineswegs eine Empörung gerechtfertigt. Sowohl bei Schließung des Bundes, als auch bei dem wirklichen Ausbruch der Empörung war, wie bereits nachgewiesen, von Seiten des Adels der Eidechsenbund, von Seiten der Städte Danzig besonders thätig gewesen, und nur durch sie wurden die übrigen Adeligen und Städte zu einem Aufruhr verlockt, dessen Folgen für das Land sich so verderblich zeigten. Noch weniger als der preußische Landadel und die Städte hatte der König von Polen eine gerechte Ursache zum Kriege. Ein ewiger Friede war im Jahr 1411 zwischen dem Orden und Polen geschlossen worden, und der Orden hatte diesen Friedensvertrag nicht verletzt. Doch die Aussicht, ein reiches Land zu erwerben, überwog bei dem Könige von Polen und den Großen seines Reichs die Gründe des Rechts, und es wurden die nichtigsten Vorwände zum Kriege mit dem Orden ergriffen, da die Schwäche und Zerrüttung desselben und die Verhältnisse der übrigen europäischen Mächte einen günstigen Erfolg verhießen.

Die Hauptschuld des Ordens war seine Schwäche und Thorheit; denn wäre er stark und einig gewesen, so würden nie Klagen gegen ihn laut geworden

seyn, und hätte er Billigkeit oder auch nur Klugheit genug beseſſen, den Bund unangefeindet zu laſſen, dagegen durch freiwillige Einräumung einiger gerechten Forderungen der Städte und Landſchaften ihnen den Vorwand zu einer Verbindung geraubt, ſo iſt kein Zweifel, daß der Bund in Kurzem ſich getrennt haben würde. Die unvernünftigen Drohungen der Ordensritter zwangen aber die Bundesglieder der eigenen Nothwehr halben zuſammenzuhalten und die erſten Schritte zu einem offenbaren Aufruhr zu thun, nach deren Vollbringung keine Ausſöhnung mehr möglich war.

Die Geſandten des preußiſchen Bundes drangen bei dem Könige Kaſimir, als ſie ihm den Antrag eines Bündniſſes und der Uebernahme der Schutzherrſchaft machten, auf einen ſchnellen Entſchluß; doch war der Bund ſeiner Zuſage ſo gewiß, daß er vor dem Abſchluß des Bündniſſes mit Polen den 6. März des Jahres 1454 nicht nur Schatzungen bei den Bundesgenoſſen ausſchrieb und ſich rüſtete, ſondern die Feindſeligkeiten auch wirklich eröffnete.

Am 6. Februar ſandte der Bund durch einen gemeinen Stadtknecht aus Thorn dem Hochmeiſter einen Abſagebrief, und ſchon des Tages darauf ward die Burg zu Thorn von den Bundesgenoſſen erobert, und der Ordensmarſchall und die Komthure von Danzig und Graudenz, wurden in Kulmſee, wohin ſie durch Liſt gelockt worden waren, gefangen genommen und in Ketten nach Thorn gebracht, woſelbſt man ſie unter den gröbſten Mißhandlungen des Pöbels durch die Straßen führte und dann in ein Gefängniß warf. Nun wurde die Zerrüttung und der Verfall des Ordens offenbar, denn innerhalb acht Tagen eroberten die Bündiſchen neun Schlöſſer: Thorn, Birgelau, Rapau, Alt-

haus, Danzig, Sobitz, Grebin, Mewe und Graudenz. Die Elbinger bemächtigten sich auch ihres Schlosses und schleiften es, gleichwie es die Danziger gethan, auf den Grund. Darauf wurden auch die Schlösser Holland und Schwetz und mehrere andere, selbst im östlichen Preußen, erobert, so daß dem Orden im westlichen Preußen beinahe nichts übrig blieb, als noch die Schlösser Stuhm und Marienburg und die Städte Konitz und Marienburg. Die Ordensritter versuchten kaum eine Gegenwehr, einige flüchteten in die dem Orden noch zugehörigen Schlösser, andere gingen nach Deutschland, meistens mit Zurücklassung ihrer Habe, die nebst allem Eigenthum des Ordens in die Hände der Bundesgenossen fiel. Manche, wie der Komthur von Danzig, übergaben die Ordensschlösser für einen von den Bürgern ihnen zugesicherten Jahrgehalt und andere Vortheile. Die meisten der Ordensburgen wurden sogleich nach der Einnahme zerstört, damit sie nie wieder in die Gewalt ihrer bisherigen Herren kommen und diesen einen Rückhalt im Lande gewähren möchten.

Nun erst wurde der Hochmeister seine Mißgriffe im Betreff des Bundes und die Schwäche des Ordens inne und versuchte es, durch Nachgiebigkeit die Empörung zu dämpfen. Er sandte eine Botschaft an die Bundesgenossen und versprach eine Bestätigung des Bundes, festes Aufrechthalten aller Freiheiten und Rechte des Landes und der Städte, jährliche Haltung eines allgemeinen Gerichtstages und aller Beschwerden Abstellung, wenn die Bündner die Waffen ruhen lassen und das Eroberte zurückgeben wollten. Doch sein Anerbieten wurde verworfen, denn des Hochmeisters Wort fand kein Vertrauen; auch waren die Bündner schon

zu weit vorgeschritten, um noch zurücktreten zu können.

Schon am 27. Februar erschien ein Heerhaufe von sechstausend Mann Danziger in der Nähe des Hauptschlosses Marienburg und nach wenigen Tagen rückte ein zweites durch Böhmen und Polen verstärktes Heer der Verbündeten von der anderen Seite heran; denn um jeden Preis sollte der Hauptsitz des Ordens demselben entrissen werden, damit er sich um so weniger im Lande halten könnte. Zu gleicher Zeit wurde von den Bündnern auch Stuhm belagert. Jetzt zeigte sich zum ersten male wieder auf's neue der alte streitbare Ordensgeist. Die Ritter auf Marienburg vertheidigten den Hochmeistersitz auf das wackerste und wurden von den Bürgern der Stadt treulich unterstützt. Das Belagerungsheer der Danziger trennte die hochmeisterliche Burg von dem großen Werder, der Hauptquelle ihrer Lebens- und Vertheidigungsmittel. Sich dieses wichtige Gebiet wieder zu gewinnen, thaten die Ritter, von den Bürgern zu Marienburg begleitet, einen Ausfall, erschlugen siebenhundert Danziger, machten Viele gefangen, erbeuteten beinah alles Belagerungsgeschütz und einen großen Vorrath von Lebensmitteln und machten dadurch den Werder frei; denn auch ein anderer Heerhaufe der Danziger ergriff so eilig die Flucht, daß Viele davon in der Weichsel ertranken, und nur ein kleiner Theil nach Danzig zurückkehrte.

Durch diese glückliche Ueberrumpelung ward aber Marienburg noch nicht von der Belagerung befreit, die von den Bündnern, welche auch Stuhm hart bedrängten, mit vieler Beharrlichkeit fortgesetzt wurde. Unterdeß war der König von Polen nach Preußen gekommen, hatte den Hans von Bayfen zum Oberstatthalter

von Preußen ernannt, die Eidechsenritter wegen ihrer Thätigkeit für den Bund mit Statthalterschaften und Verleihungen von Gebieten und Würden belohnt und in Elbing die Huldigung von Land und Städten angenommen. Daselbst ward auch der Plan zur Fortsezzung des Kriegs gegen den Orden verabredet, bei welchem die Eroberung der Hochmeisterburg ein Hauptziel war. Die Bundesgenossen lagen dem Könige dringend an, sie mit Geld und Mannschaft kräftig zu unterstüzzen. Um wenigstens die letztere herbeizuschaffen, kehrte er nach Polen zurück.

Mittlerweile hatten sich die Ordensritter in Marienburg und Stuhm tapfer vertheidigt, doch in letzterer Burg der Uebermacht und dem Hunger zuletzt weichen müssen. Nach dem Fall von Stuhm wurde die Lage von Marienburg gefährlicher, denn die Burg ward nunmehr von einem verstärkten Belagerungsheer völlig umzogen und ihre Verbindung mit dem großen Werder abgeschnitten. Zwar thaten die Belagerten häufige Ausfälle und verursachten dem Feinde einen beträchtlichen Schaden, auch hemmte die Uneinigkeit der Bündner mit den Polen in etwas die Thätigkeit des Belagerungsheeres; doch waren der Oberstatthalter und dessen Bruder, Stybor von Baysen, der oberste Heergraf, kräftige, einsichtsvolle Männer, die nichts unversucht ließen, um den Orden zu stürzen. Eine Hoffnung hatte der Hochmeister noch immer zur Rettung der Burg, nämlich auf den Entsatz aus Deutschland, welchen aufzubieten der Ordensspittler Heinrich Reuß von Plauen sehr thätig gewesen war der auch die Nachricht von der nahen Ankunft eines von dem Deutschmeister und dem Landkomthur geführten Hilfsheeres, bei welchem der Herzog von Sagan, der Graf von Henneberg und viele

andere Fürsten gegenwärtig waren, überbracht hatte. Doch blieb diese Hoffnung immer höchst ungewiß, denn der König Kasimir hatte ein Heer von vierzigtausend Mann herbeigeführt und damit Konitz belagert, um durch die Einnahme dieser Stadt dem deutschen Hilfsheere den Weg nach dem Ordenslande zu verlegen. Als er von der Ankunft der Deutschen hörte, ging er ihnen entgegen, verfehlte sie aber und glaubte, sie wären aus Furcht ihm ausgewichen. Er zog sich nun ruhig in das Lager bei Konitz zurück und dachte nicht mehr an den Kampf mit den Deutschen, als diese am 17. September unerwartet eintrafen und die Polen angriffen. Die Polen waren den Deutschen mehr als sechsfach an Mannschaft überlegen, doch übel angeführt und aus unklugem Vertrauen auf ihre Mehrzahl sorglos; die Deutschen dagegen unter der Leitung einsichtsvoller Befehlshaber und an gute Zucht gewöhnt, griffen mit Muth und Geschick an und benutzten klug jede Verwirrung des Feindes. Die Schlacht blieb nicht lange unentschieden, denn nachdem die Polen durch einen Ausfall der Belagerten auch im Rücken angegriffen wurden, hielten sie nicht länger Stand, sondern ergriffen in solcher Hast die Flucht, daß des Königes Bemühen, sie zurückzuhalten, vergebens war. Er wurde mit fortgerissen und entging kaum selbst der Gefangenschaft. Der Verfolger Schwert wüthete furchtbar; dreitausend Polen bedeckten das Schlachtfeld, unter ihnen viele Vornehme. Viele Andere, die sich retten wollten, blieben in den Sümpfen stecken. Die beiden Reichsfahnen, alles Geschütz, des Königes Zelt, Waffen, Leibroß, Silberwerk, Kleidung, das Reichssiegel und Alles, was das reich versehene Lager enthielt, gerieth in die Hände der Sieger, die allein viertausend Wagen mit Le-

bensmitteln erbeuteten und noch dreihundert Gefangene machten, unter denen der Marschall uud der Kanzler des Königes und viele andere Große. Nur die Nacht rettete die Fliehenden von dem gänzlichen Untergange, und Kasimir erreichte als einzelner Flüchtling Thorn. Die Schlacht bei Konitz hat den alten Ruhm der Ordenskrieger wieder erneuert; das Polenheer aber mit Schmach bedeckt. Sie ist eine der glänzendsten Begebenheiten dieses Krieges und hätte in ihren Folgen entscheidend werden können, wenn der Geist des Ordens noch eines kräftigen Aufschwunges fähig gewesen wäre, auch schien in der That durch den Sieg bei Konitz die Sache des Ordens schnell eine günstige Wendung zu nehmen.

Spät am Abende des zweiten Tages nach der Schlacht gelangte die Siegesnachricht in die hochmeisterliche Burg, und sogleich ertönte Glockengeläute und ein Herold verkündigte in der Stadt die frohe Botschaft. Mit grenzenlosem Jubel empfingen die treuen Bürger diese Kunde, mitten in der Nacht strömte das Volk in die Kirche, um Dankgebete darzubringen, und als der Tag anbrach, da verkündigte von allen Thürmen Glockenklang und Pauken- und Trompetenschall dem umliegenden Lande, den Freudenrausch der Stadt. Die Belagerer spotteten über die von den Thürmen der Burg und der Stadt wehenden Freudenfahnen; als sie aber die Bedeutung davon erfuhren, da brachen sie eilig auf und zogen davon.

In der befreieten Hochmeisterburg verdrängte nun eine frohe Nachricht die andere. Zuerst ergab sich die Feste Stuhm wieder dem Orden. Schon am 24. September erhielt der Hochmeister die Nachricht, daß Osterrode, Liebenmühl, Saalfeld und Neumark sich dem

Orden wieder unterworfen hätten. Bald darauf kam Kunde, daß auch Deutsch-Eilau, Marienwerder, Riesenburg, Schönberg, Bischofswerder und Lessen zurück gewonnen seyen. Darauf wurde gemeldet, daß die deutschen Hilfskrieger Dirschau und Mewe erstürmt hätten. Endlich kam der Bischof von Samland nach Marienburg, huldigte dem Hochmeister auf's neue und brachte all sein Gold- und Silbergeschirr und seine kostbaren Kirchengeräthe zum Unterpfande seiner Treue dar.

Diese günstige Wendung der Dinge würde die Rettung des Ordens haben bewirken können, wenn ein kraftvoller, entschlossener Mann an der Spitze desselben gestanden hätte und von den Ordensbrüdern hinreichend unterstützt worden wäre; da aber beides nicht der Fall war, so konnte durch die großen Glücksfälle der Untergang der Ordensmacht höchstens nur für einige Zeit verzögert, doch nie völlig abgewandt werden. Noch waren die größeren Städte und die Eidechsenritter dem Bunde treu und hielten das Land und die Städte, so weit ihr Einfluß reichte, ab, zum Gehorsam gegen den Orden zurückzukehren. Das Land war von den zügellosen polnischen Kriegern verheert und konnte keine beträchtlichen Steuern zum Kriege liefern, und der Landmeister von Liefland und der Deutschmeister gaben dem Verlangen des Hochmeisters, ihn mit Geld zu unterstützen, kein Gehör, besonders da man in Deutschland den Orden schon für gerettet hielt. Diese Geldnoth des Hochmeisters, während die einzelnen Ordensgebietiger große Reichthümer besaßen, war die nächste Veranlassung zu des Ordens Fall. Die deutschen Soldkrieger forderten ihre Löhnung, und als der Hochmeister ihnen keine Befriedigung gewähren konnte, so mußte er alle Schlösser, Städte und Güter in Preußen, die Hoch-

meisterburg nicht ausgenommen, zum Pfande geben, daß er bis zu Fastnacht des künftigen Jahres Zahlung leisten wolle. Durch diese unglückliche Maßregel verlor der Orden alles Zutrauen und auch freie Hand, mit seinen Schlössern und mit seinem Geschütz nach Gutdünken zu verfahren.

König Kasimir hatte auf's neue ein Heer von sechszigtausend Mann ausgerüstet und fiel damit abermals in Preußen ein. Er eroberte Bischofswerder und belagerte Lessen; doch konnte er dieses Städtchen nicht erobern und zog, da ihm Geld, Futter und Lebensmittel mangelten, wieder nach Polen zurück, ohne etwas weiteres ausgerichtet zu haben. Danzig war der stärkste Rückhalt des Bundes, der ohne die Beharrlichkeit dieser reichen und mächtigen Stadt bei der Ohnmacht des Königs von Polen sich bald aufgelöset haben würde. Aus Trotz gegen den Orden und aus Handelseifersucht zerstörten die Danziger die an ihren Mauern liegende junge Stadt und schleiften die darin befindlichen vierzehnhundert Häuser bis auf den Grund. Dieses ungerechte und unerhörte Verfahren beweiset, von welchem Hasse die Danziger gegen den Orden beseelt waren. Der Orden vergalt dieß reichlich, wo er nur konnte. So stachen die Ordenskrieger das Flüßchen Radaune ab und beraubten dadurch die Danziger ihres Mahl- und Kochwassers. Alle Schonung von beiden Seiten nahm nun ein Ende; sowohl das Ordensheer als die Bundeskrieger verheerten Alles, wo sie hin kamen. Die Weinberge wurden ausgerottet, die Dörfer und Edelhöfe angezündet, die Städte verbrannt und ausgeplündert, und da es beiden Theilen an Geld fehlte, so mußten sich die Krieger ihren Unterhalt von dem Lande selbst verschaffen, und Land und Städte

wurden mit den unerträglichsten Schatzungen belegt. Der Bürgerkrieg wüthete auf die greuelvollste Weise. Bürger kämpften gegen Bürger, die Magistrate gegen die Bürgerschaft, in den Stadträthen selbst gab es zwei Parteien, die sich verfolgten und schädigten, und so herrschte Feindschaft, Verrätherei, Blutvergießen überall. In Königsberg stießen die Altstädter einige Rathsherren aus dem Magistrat und unterwarfen sich dem Orden wieder. Zu ihnen schlugen sich die von dem dritten Stadttheil Löbenicht, dagegen blieben die Kneiphöfer (der zweite Stadttheil Königsbergs) dem Bunde treu, erhielten von den Danzigern Unterstützung und bekriegten ihre Mitbürger und schlugen sich mit solcher Wuth, daß in ihren Kämpfen das Blut den Pregel hinabfloß. Endlich unterlagen die Kneiphöfer, da der Orden den Altstädtern zu Hilfe kam. Die Bündner eroberten Mehlsack und verbrannten es. Die Ordenskrieger erlitten vor Neidenburg, welches sie stürmten, eine Niederlage; dagegen gewannen sie bei Preußisch-Eilau eine Schlacht. So wechselte das Kriegsglück und der Schade des Landes war unermeßlich, da der eine Theil nur auf den Untergang des anderen hinwirkte.

Nun kam auf des Kaisers Befehl der Markgraf Friedrich von Brandenburg nach Preußen, um zwischen dem Könige von Polen und dem Orden einen Vergleich zu stiften. Vielleicht wäre ihm dieses gelungen, wenn nicht zu gleicher Zeit die Hauptleute der deutschen Soldkrieger dem Könige die verpfändeten Ordensschlösser, die der Hochmeister nicht hatte einlösen können, zum Verkauf angeboten hätten. Die Aussicht, die feste prächtige Hochmeisterburg und damit zugleich ein gewisses Anrecht auf das ganze Land durch Kauf zu erhalten, war für den Polenkönig zu lockend, als

daß er nicht hätte darauf eingehen ſollen. Zwar fehlte es ihm an Gelde, auch hielten theils die hohen Forderungen der Hauptleute, theils die Drohungen von Papſt und Kaiſer den wirklichen Abſchluß des Kaufes zurück; doch die Hoffnung zu dieſem leicht zu erlangenden Beſitz war einmal erregt, und daher konnte die Vermittlung des Markgrafen von Brandenburg keinen glücklichen Erfolg haben.

Die Hauptleute der deutſchen Söldner waren durch Bitten und Vorſtellungen mehrmals zur Friſtung der ihnen ſchuldigen Summen bewogen worden, da die Krieger aber fortwährend in des Ordens Solde ſtanden, ſo vermehrte ſich die Schuld mit jedem Tage. Die Neumark, die ſchon früher für vierzigtauſend Gulden verpfändet worden war, wurde nun für noch einen Nachſchuß von ſechszigtauſend Gulden verkauft. Die ſehr werthgehaltenen Heiligthümer der Hochmeiſterburg nahm der Herzog von Sagan in Pfand. Kein Mittel blieb unverſucht, Geld herbeizuſchaffen; doch langte alles bei weitem nicht zu, um die Söldner zu befriedigen. Der Ordensſpittler beruhigte die Hauptleute mehrmals, doch konnte er trotz der Auflagen, die er ausſchrieb, und der Bitten um Hilfe, die er an befreundete Fürſten und an die Freunde und Angehörige des Ordens that, nie einen Zahlungstermin einhalten. Noch waren die Hauptleute darauf vertröſtet, daß der Landmeiſter von Liefland die ſchuldigen Summen herbeiſchaffen würde, und es wurde in dieſem Lande auch wirklich eine Auflage dazu ausgeſchrieben. Doch die liefländiſchen Ordensgebietiger zögerten mit ihren Beiträgen, um ſo wohlfeil als möglich abzukommen; daher konnte den Söldnern nichts gewiſſes verſprochen werden, und dieſe, der vielen vergeblichen Vertröſtun-

gen müde, knüpften im Juni des Jahres 1456 auf's Neue Verhandlungen mit dem Könige von Polen an. Der Hauptmann der Böhmen, Ulrich Czirwenka von Ledetz, begab sich deßhalb nach Thorn; doch auch jetzt kam es noch nicht zum Abschluß. Unterdessen ging die Nachricht ein, daß von Liefland die erwartete Geldsumme nicht gesendet werden könnte, weil sowohl die Ordensgebietiger, als die Prälaten und Bürger die Steuer verweigerten. Da der Hochmeister nun selbst erklären mußte, daß er die Zahlung nicht leisten könne, so knüpfte Czirwenka zum dritten male Verhandlungen wegen des Verkaufs der Schlösser mit Polen an und brachte die Artikel des Kaufvertrages wirklich zu Stande. Als er damit nach Marienburg zurückkehrte, sagten sich aber die deutschen Hauptleute völlig von ihm los, da sie diesen Verkauf für einen Verrath hielten, den sie nicht mit verantworten wollten. Endlich kam am 15. August der Kaufvertrag zum völligen Abschluß. Der Preis war vierhundert und sechs und dreißig tausend Gulden, wovon fünf und zwanzigtausend Gulden am 24. August und das übrige am 6. December gegen Uebergabe der Städte und Burgen gezahlt werden sollte. Noch war die Hoffnung, die Schlösser und Städte dem Orden zu retten, nicht aufgegeben, und die Böhmen erboten sich wirklich, den Verkauf aufzuheben, wenn ihnen sogleich fünf und zwanzigtausend Gulden gezahlt werden würden. Da aber der Orden außer Stande war, auch nur diese mäßige Summe aufzubringen, so verwarfen die Söldner alle weiteren Anerbietungen und ließen den Verkauf bestehen. Während dieser Verhandlungen und bis zur Uebergabe der Burg hatten der Hochmeister und die Ritter alle möglichen Mißhandlungen von den zügel-

losen Soldkriegern zu erdulden. Den Hochmeister beraubten sie seiner Beamten und Diener, Niemand wurde ohne Erlaubniß der Hauptleute zu ihm gelassen, die ihm nicht gestatteten, Briefe abzusenden oder zu empfangen; das Eigenthum des Hochmeisters und der Ritter ward geraubt, der Gottesdienst gestört, die Ordenskirchen wurden ausgeplündert, Ritter und Ordensgeistliche körperlich gemißhandelt, und es gab beinahe keine Beleidigung, deren sich die unbändigen Böhmen gegen das unglückliche Ordenshaupt und dessen Ritter nicht schuldig gemacht hätten.

Endlich war mit Hilfe der Danziger, die jedoch von Haus zu Haus Beiträge erbettelten und sogar alle ihre Kostbarkeiten und die Geschmeide ihrer Frauen einliefern mußten, die Zahlung an die Söldner geleistet, und am 6. Juni die ehrwürdige Hochmeisterburg, einst der Sitz so großen Glanzes und Ruhmes, an die Polen übergeben. Der Hochmeister mußte ohne alles Gefolge und nur von wenigen Söldnern begleitet, unter dem Hohn der übermüthigen Polen, seinen Hofsitz verlassen. Er wurde auch seines Privateigenthums von den Böhmen beraubt und kam von sechs polnischen Knechten begleitet in Konitz an. Von da mußte er auf heimlichen Wegen bis nach Mewe flüchten; hier bestieg er einen kleinen Fischernachen, fuhr zur Nachtzeit den Weichselstrom hinab bis in's frische Haff und kam nach überstandener lebensgefährlicher Fahrt in Königsberg an, woselbst seitdem der hochmeisterliche Sitz fortwährend blieb.

Noch ehe die hohe Marienburg übergeben worden, zeigte es sich deutlich, daß dem deutschen Orden, seiner moralischen Versunkenheit wegen, durchaus nicht mehr zu helfen sey; denn es traten so manche Umstän-

de ein, die er zu seiner Rettung hätte benutzen können, und seine Gegner offenbarten eine Schwäche, die ihm den Sieg über sie leicht gemacht haben würde, wenn er selbst nicht von aller Kraft verlassen gewesen wäre. Der Statthalter von Preußen, Hans von Baysen, hatte das Zutrauen des Landes verloren, das Volk wurde unzufrieden über die unerträglichen Steuern und die Geistlichen suchten es im Beichtstuhl und von der Kanzel dem Bunde abwendig zu machen. Die Stände waren uneinig und über des Königes Willkür mißvergnügt: hätte unter diesen Umständen der Orden Männer gehabt, die kräftig handelnd aufgetreten und ihm Zutrauen zu erwerben fähig gewesen wären, so würde es ihm nicht schwer geworden seyn, den Bund zu zerreißen und wieder Herr im Lande zu werden. Um Michaelis des Jahres 1456 brach in Thorn gegen den Bund eine Empörung aus. Die Bürger entrissen dem Rath die Schlüssel von den Stadtthoren, zerrissen die Steuerbücher, plünderten die Kasse und sandten an den Hochmeister, daß er die Stadt übernehmen möchte. Da der Orden den Bürgern aber nicht zu Hilfe kommen konnte, so gewann Gabriel von Baysen Zeit, mit achthundert Reitern herbeizueilen und den Aufruhr zu unterdrücken. Zwei und siebenzig Bürger wurden öffentlich enthauptet, viele verbannt und andere ergriffen die Flucht. Beinahe gleichzeitig mit diesem Aufruhr erregte auch in Danzig der Bürger Martin Kogge eine Empörung. Er stand mit dem Orden in geheimer Verbindung, brachte viele Bürger auf seine Seite, hielt in dem Kloster der schwarzen Mönche mit den Aelterleuten der Gewerke Zusammenkünfte und wurde mit ihnen einig, die Rathsherren wegen der Verwaltung der Stadteinkünfte zur Verant-

wortung zu ziehen und sie abzusetzen. Noch hielt er mit seiner eigentlichen Absicht, die Stadt dem Orden wieder zu unterwerfen, zurück; doch als er den Magistrat wirklich abgesetzt hatte, da fand er einen unerwarteten Widerstand, als er die Bürger dem Orden zuwenden wollte, denn der Haß gegen denselben war zu groß. Doch blieb Kogge nicht nur von aller Strafe befreit und unverletzt, sondern behielt auch sein Ansehen und eine starke Partei unter der Bürgerschaft. Er zettelte nun eine neue Verschwörung an, um Danzig dem Orden zu unterwerfen. Weil er aber dabei zu rasch und rücksichtslos zu Werke ging, wurde sein Vorhaben vereitelt, und er nebst einigen seiner Genossen auf öffentlichem Markte enthauptet.

Die Uebergabe von Marienburg und noch zwei und zwanzig anderen Schlössern und Städten hatte den König von Polen und die Bundesgenossen so sehr in Thätigkeit gehalten und den Orden so sehr geschwächt, daß in dem ganzen Jahre keine Kriegsbegebenheiten von großer Bedeutung vorfielen. Die Zurückeroberung der Stadt Marienburg und der Stadt Kulm durch den Orden mit Hilfe der Bürger sind die wichtigsten Vorfälle im Jahre 1457. Auch war es ein nicht unwichtiges Ereigniß, daß der aus Schweden vertriebene König Karl Kuntsohn in Danzig eine Zuflucht suchte und dafür den Danzigern seinen Schatz, bestehend in funfzehntausend Mark, als ein Darlehen übergab. Die Danziger geriethen darüber mit dem Könige von Dänemark in Zwistigkeiten und Fehde; doch beschränkten sich die Feindseligkeiten auf Kapereien zur See und nützten dem Orden nichts.

Im folgenden Jahre wurde der Krieg, der völligen Erschöpfung beider Theile wegen, gleichfalls nur

läſſig geführt. Der König Kaſimir hatte eine unzureichende Hilfe an Geld und Mannſchaft aus Litthauen erhalten; dem Orden mangelte jede Unterſtützung von auswärts, Danzig wurde durch die Seeräubereien der Dänen und Schweden beunruhigt und beſchädigt. Es iſt in der That Erſtaunen erregend, welche unermeßliche Anſtrengung Danzig machte, und was ſie leiſtete, giebt einen Beweis von dem großen Reichthume und der bedeutenden Macht dieſer Stadt. Nicht nur unterhielt ſie ſelbſt einen ſtarken Heerhaufen und ſchoß dem Bunde große Summen vor, ſondern ſie unterſtützte auch den König von Polen mit Geld und Mannſchaft und rüſtete eine eigene Flotte von drei und dreißig Segeln aus, um ſich gegen die Feindſeligkeiten der Dänen und Schweden zu vertheidigen, ja ſie wagte ſogar mit den Lübeckern und Niederländern anzubinden, um dem Orden Abbruch zu thun.

Endlich hatte König Kaſimir doch wieder ein Heer von vierzigtauſend Mann auf die Beine gebracht und zog damit vor Marienburg, um die noch immer dem Orden treue Stadt zu erobern; doch richtete er mit dieſer anſehnlichen Kriegsmacht nichts aus, da die unbezahlten Soldkrieger wenig Kampfluſt zeigten und der Mangel an Lebensmitteln Seuchen in dem königlichen Lager hervorbrachte, durch welche eine große Menge Menſchen und Pferde hingerafft wurden. Dadurch fand ſich der König endlich zum großen Verdruß der Danziger bewogen, die Belagerung von Marienburg aufzuheben. Nun kam endlich zwiſchen dem Orden und Polen ein Waffenſtillſtand auf neun Monat zu Stande, und der Herzog Albrecht von Oeſtreich wurde von beiden Theilen zum Friedensvermittler auserſehen. Die Polen hatten alle Luſt zur Fortſetzung des Krieges ver-

loren; die Soldkrieger wollten ohne Bezahlung des rückständigen Soldes nicht länger fechten, und Kasimir selbst erklärte, mit solchen ungehorsamen Kriegern wolle er nie wieder zu Felde ziehen. Der Orden dagegen war so gedemüthiget, daß er sich erbot, Preußen als polnisches Lehen zu regieren, hundert tausend Gulden Kriegeskosten und einen jährlichen Zins von zwanzig tausend Gulden zu bezahlen, auch in den polnischen Kriegen eine Hilfsschaar zu stellen. Der Friede würde nun zu Stande gekommen seyn, wenn nicht auf Danzigs und der Eidechsengesellschaft Antrieb die preußischen Bundesgenossen erklärt hätten, daß sie sich unter keinen Umständen dem Orden je wieder unterwerfen würden. Da nun auch der Herzog Albrecht von Oestreich sich der Friedensvermittlung nicht unterzog, den Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg und dem Pfalzgrafen am Rhein aber die Herüberkunft zur Friedensvermittlung erschwert wurde, so nahmen die Unterhandlungen ein Ende und die Feindseligkeiten brachen wieder aus, beschränkten sich jedoch auf Verheerungen des Landes.

Die Geldnoth zwang den König Kasimir, das Schloß Marienburg an den Stibor von Ponitz zu verpfänden. Dieser hatte die Absicht, es, so wie ehemals Ulrich Czirwenka, zu verkaufen, und hätte der Orden schnell Geld aufzubringen vermocht, so würde er jetzt Gelegenheit gehabt haben, seinen Hauptsitz ohne Schwertschlag wieder zu gewinnen; aus Geldmangel aber mußte er den ihm günstigen Umstand unbenutzt lassen. Die Stadt Marienburg aber blieb dem Orden treu. Ein neuer Waffenstillstand auf zwei Monat wurde geschlossen, auch ein Friede auf sechs Jahre zwischen dem Orden und dem Herzoge von Masovien,

der aber bald wieder gebrochen wurde. Die Statthalterschaft von Preußen ging von Hans von Bayſen auf ſeinen Bruder Stibor über. Ueberall zeigte ſich Erſchöpfung und Ohnmacht, überall aber auch ein unvertilgbarer Haß. Angebotene Friedensvermittlungen wurden von den Polen abgelehnt, die doch nicht wußten, wo ſie die Mittel zur Fortſetzung des Krieges hernehmen ſollten.

Unter dieſen Umſtänden war das Jahr 1460 herangekommen. Nun gerieth endlich durch Hunger die treue Stadt Marienburg zum zweiten male in die Hände der Polen. Ihre Uebergabe hatte für den Orden die nachtheilige Folge, daß ſich auf die Kunde davon ein in Deutſchland geworbener Heerhaufe von dreitauſend Mann, den Bernd von Schomberg dem Orden zuführte, großentheils zerſtreute. Dagegen eroberte der Orden Welau und ſchloß mit den Soldkriegern des Bundes Frieden; denn dieſe zogen ab, da ſie ihren Sold nicht erhalten hatten, und waren auch erbötig, dem Orden alle Schlöſſer und Städte, die ſie inne hatten, für acht und dreißigtauſend Gulden zu verkaufen. Allein ſelbſt dieſe mäßige Summe aufzubringen, war der Hochmeiſter nicht im Stande. Der Herzog Erich von Pommern übergab an den Orden Lauenburg und Bütav, worauf die Danziger Anſprüche machten. Endlich wurde auch mit Hilfe der Geiſtlichkeit eine neue Verſchwörung in Danzig angezettelt, um dem Orden die Stadt in die Hände zu ſpielen; doch ward dieſer Anſchlag kurz vor der beabſichtigten Ausführung verrathen und vereitelt.

Es iſt ein unerfreuliches Geſchäft, die weitere Fortſetzung dieſes Krieges zu berichten. Kein durch Muth und Kühnheit ausgezeichneter Held, keine große

in ihrer Ausführung und in ihren Folgen ausgezeichnete Begebenheit, keine Hochherzigkeit, kein Edelmuth im Handeln tritt in dem Laufe dieses Krieges hervor; nur Plünderungen, Ueberfälle, Kapereien, Verheerungen, schneller Gewinn und Verlust von Städten, unheilbare Selbstsucht, Schwäche von allen Seiten: das sind die ewig wiederkehrenden Erscheinungen dieses Krieges, und nur selten taucht aus der Masse dieser widerlichen Ereignisse der Muth und die Standhaftigkeit eines Heerführers oder einer Gemeinde als etwas, das der Gesinnung des Ganzen fremd blieb, hervor. Zwar bewiesen sich die Eidechsenritter und die Stadt Danzig standhaft genug, und letztere scheuete auch keine Opfer, um die Sache des Bundes zu befördern; doch genau betrachtet, war es nur der roheste Eigennutz, der sie zu dieser Standhaftigkeit und zu diesen Aufopferungen bewog. Die Eidechsenritter, ebenfalls von Selbstsucht erfüllt, strebten nach Statthalterschaften, nach Ordensgütern, nach Würden am polnischen Hofe, und alles dieses wurde ihnen reichlich zu Theil. Wo ist aber eine Heldenthat, eine Aufopferung für das Ganze; wo eine großartige Handlung, die ihnen nachgewiesen werden kann? Selbst Hans von Baysen erscheint wenigstens in einem zweideutigen Lichte, gewiß aber nicht als reiner uneigennütziger Vaterlandsfreund. Was die Danziger betrifft, so ist ihr Streben nach dem Alleinhandel in Preußen wohl zu deutlich, um noch bezweifelt zu werden. Die Versenkung des Tiefs, wodurch sie die Einfahrt in das Haff sperrten und dadurch die Königsberger, Braunsberger und Elbinger ihres Seehandels beraubten, zeigt dieses nur zu klar. Auch bei anderen Gelegenheiten bewiesen sie, daß ihnen das Beste des Landes wenig am Herzen lag,

wenn ihr unmittelbarer Vortheil dabei nicht in's Spiel kam. Dem Orden fehlte es an muthigen entschlossenen Männern, wenigstens hat sich kein einziger Held aus seiner Mitte einen großen Namen in diesem Kriege erworben; denn selbst dem allerdings entschlossenen und rastlos thätigen Ordensspittler, Heinrich Reuß von Plauen, mangelte doch die Umsicht und Kraft, um mit geringen Mitteln große Ergebnisse hervorzubringen. Bei den Polen war der nämliche Fall: sie wußten nur allein durch eine große Uebermacht zu siegen und entehrten sich bei ihren Siegen jedesmal durch die schändlichste Grausamkeit. Rauben, Morden, Plündern war an der Tagesordnung, kein Theil hatte in dieser Hinsicht dem anderen etwas vorzuwerfen; die Verwilderung war allgemein, die Sittenlosigkeit überstieg alle Grenzen. Beide kriegführende Theile wurden durch ihre Erschöpfung verhindert, einen entscheidenden Schlag zu thun; um so verderblicher wurde aber der Krieg für das Land, da jeder seinem Gegner so vielen Schaden zuzufügen strebte, als möglich, um ihn allmählig zu Grunde zu richten, daher des Zerstörens und Verwüstens kein Ende war. Auch gereichte die Geldnoth der Kriegführenden dem Lande besonders dadurch zum Verderben, daß die unbezahlten Krieger selbst für ihren Unterhalt sorgen mußten; das Plündern wurde ihnen nothwendig, und weder Freund noch Feind davon verschont. Dagegen hielten die Bürger und Landleute wieder jede Feindseligkeit gegen das Kriegsvolk für erlaubt und wo sie im Stande waren, einen Haufen davon zu überwältigen, da ermordeten sie ihn ohne Barmherzigkeit.

Auch im Jahre 1461 fiel keine Kriegsthat von großer Bedeutung vor; doch waren die Beschädigun-

gen und Verluste von beiden Seiten von großem Belang. Die Bürger zu Gutstadt benutzten diese Abwesenheit des polnischen Kriegesheerführers Schalski, um die Besatzung ihrer Stadt in einer Mühle heimlich zu belagern und sie durch eine Kapitulation zum Abzuge zu zwingen. Die Polen mußten große Schätze zurücklassen, welche die Bürger dem Bischofe von Ermland übergaben. Als der Hauptmann nach Gutstadt zurückkam, fand er die Thore verschlossen und wurde nicht eingelassen; dafür eroberte er aber Seeburg, welches bis dahin in des Ordens Händen gewesen war. Die polnischen Besatzungen von Friedland, Schippenbeil und Rastenburg zogen gegen das Ordensvolk von Bartenstein und Preußisch-Eilau aus, erlitten aber eine Niederlage. Der Bischof von Ermland kaufte Schloß und Stadt Heilsberg von den polnischen Kriegern um achttausend Gulden zurück. Das Ordensvolk raubte den Danzigern einige Dörfer und sogar die Vorstädte aus und plünderte bald darauf die Danziger, die zu den Karmelitern gingen, um Ablaß zu lösen. Dagegen nahmen die Thorner fünf und vierzig Wagen mit Lebensmitteln, die von dem Orden nach Kulm geschickt wurden. Da die Bedeckung dieser Lebensmittel, aus hundert Mann bestehend, keinen Widerstand geleistet hatte, so war der Hauptmann der Ordenssöldner, Bernhard von Zinnenberg, so aufgebracht darüber, daß er jeden, dessen er von dieser feigen Rotte habhaft wurde, ohne alle Schonung aufhängen ließ. Die Danziger beschützten durch bewaffnete Fahrzeuge die Schiffe, die mit Getreide und anderen Handelswaaren die Weichsel herabkamen; ihr Bürgermeister aber, Herrmann Stargard, wurde von den Ordenskriegern mit seinem Gefolge niedergeworfen und zu

Mewe in der Haft gehalten, bis daß er ſtarb. Der König Kaſimir belagerte Konitz zum drittenmal, mußte aber, nachdem er durch Hunger und Krankheiten viele Leute verloren hatte, wieder abziehen. Die ermländiſchen und oberländiſchen Bauern rotteten ſich zuſammen, um die polniſchen Krieger zu vertreiben. Mit ihrer Hilfe brachten die Braunsberger ihre Beſatzung um, darnach wollten ſie auch die Stadt und den Dom zu Frauenburg erobern. Da zog aber der polniſche Hauptmann Jonas Schalski die Beſatzungen mehrerer Städte an ſich, erſchlug in einem Treffen ſechshundert Braunsberger und oberländiſche Bauern, nahm tauſend gefangen und verbrannte hundert und ſechszig mit der Stadtkirche. Durch dieſen Verluſt wurden die Bauern entmuthigt, deren Aufſtand den Polen leicht hätte verderblich werden können. Endlich wurde noch Leſſen von den Polen, dagegen aber das wichtigere Straßburg und zuletzt noch Stargard, letzteres, nachdem es völlig ausgeplündert war, von den Ordenskriegern genommen. Der Polenhauptmann Jonas Schalski verſuchte zwar, Braunsberg zu überrumpeln, und hatte bereits ein Thor geöffnet; doch die Bewohner wurden es zeitig genug gewahr, und Männer, Weiber und Mägde ſchlugen ſo tapfer auf die Polen los, daß ſie mit großem Verluſt die Stadt verlaſſen mußten.

Es iſt bezeichnend für den Charakter dieſes Krieges, daß während der langen Dauer deſſelben ſo wenige Schlachten geliefert wurden. Seit der Schlacht bei Konitz vergingen beinah acht Jahre, ehe es zu einer zweiten kam. Dieſes geſchah im Jahr 1462 im Auguſt, bei dem Kloſter Zarnowitz, im Pautzker Winkel. Der polniſche Hauptmann Jonas Schalski hatte

sich daselbst mit einem Heerhaufen von etwa zwölfhundert Mann gelagert; zu ihm stießen die Danziger, die seine Schaar über zweitausend vermehrten. Außerdem zog er noch viele Bauern an sich. Die Polen und Bündischen standen auf einer Landenge eingezwängt, und wenn sie geschlagen worden wären, so hätte nicht einer von ihnen entrinnen können; deßhalb beschloß der Ordenshauptmann Friedrich von Rubeneck, das verbündete Heer anzugreifen. Ob er zwar weniger Mannschaft hatte, so war er seines Sieges doch so gewiß, daß er nur darauf dachte, den Feinden den Weg zur Flucht völlig abzuschneiden. Die Schlacht war sehr blutig und blieb lange unentschieden; als aber der tapfere Rubeneck fiel, da gerieth das Ordensheer in Verwirrung, seine Schlachtreihe wurde durchbrochen und es erlitt eine völlige Niederlage. Zwölfhundert Mann von dem Ordensheere blieben auf dem Platz und sehr viele fanden ihren Tod in den Sümpfen. Das Geschütz und die Kriegsvorräthe der Ueberwundenen fielen in die Hände der Sieger, die es im Triumph nach Danzig brachten.

Im Jahr 1463 wollte der Hochmeister das belagerte Mewe entsetzen. Er brachte daher ein ansehnliches Kriegesvolk aus Königsberg, Samland und Natangen zusammen, schiffte es auf dem Pregel ein und sandte es über das Haff zum Entsatz von Mewe. Ein anderer Heerhaufe ging zu Lande dahin. Die Danziger und Elbinger segelten der Ordensflotte entgegen, vernichteten sie und machten beinahe die ganze Besazzung gefangen. Das Landheer richtete auch nichts aus, dagegen segelten die Danziger nach der samländischen Küste, als eben eine große Wallfahrt nach St. Albrecht Statt hatte. Sie erschlugen viele Wallfahrer,

und der Hochmeister, der auch dahin gezogen war, entging nur mit Mühe der Gefangenschaft. In Danzig war wieder eine Verschwörung angezettelt und nur den Abend vorher, ehe sie ausbrechen sollte, entdeckt worden. Das in die Stadt schon eingeschlichene Ordensvolk wurde ersäuft oder verschmachtete im Kerker, drei und zwanzig Bürger starben auf dem Blutgerüst. Ein päpstlicher Legat erschien in Preußen als Friedensvermittler; ihm fehlte aber dazu alles Geschick und statt zu versöhnen, erbitterte er. Auch andere Versuche, den Frieden zu vermitteln, blieben ohne die gehoffte Wirkung.

Das schreckliche Elend in Preußen wurde im Jahr 1464 noch durch die Pest vermehrt, die allein in Danzig zwanzigtausend Menschen hinraffte. Zur Pest gesellte sich der Mangel an Lebensmitteln, der so groß wurde, daß der Orden selbst diejenigen, die für ihn die Waffen ergreifen wollten, zurückweisen mußte, weil er sie nicht unterhalten konnte. Schon im vergangenen Jahr hatten sich die Lübecker nebst Dänemark zu Friedensvermittlungen erboten, ein Anerbieten, das von allen Theilen jetzt mit Freuden angenommen wurde. Sie erschienen in Thorn und zeigten großen Ernst bei ihrem Geschäft; doch fanden sie in der gegenseitigen Erbitterung, besonders aber in dem Hasse und den übertriebenen Forderungen der Bündner unüberwindliche Hindernisse. Was dem Orden geboten wurde, war so empörend, daß Heinrich Reuß von Plauen, der an der Spitze der Ordensgesandten stand, Thorn verließ und nicht wieder zu bewegen war, dahin zurückzukehren. Auch erlitten die Ordensgesandten von den Thornern mancherlei Beleidigungen. Der Orden bot für den Frieden die Landschaften Kulm, Michelau

und Pommerellen, wollte den König für seinen Schutzherrn anerkennen und sogar polnische Landeseingeborene in den Orden aufnehmen; doch, da er unter allen Umständen auf die Zurückgabe von Marienburg bestand, die Bündner aber eher Alles als diese Burg in des Ordens Händen sehen wollten, so zerschlugen sich die Unterhandlungen, und noch einmal wurde das Schwert gezogen.

Der Polenkönig und der Orden waren beinahe gleich sehr erschöpft und die Bündner nicht viel weniger. Alle boten ihre letzten Kräfte zur Fortsetzung des Krieges auf, denn nunmehr war vorauszusehen, daß vor Kraftlosigkeit bald Allen das Schwert aus den Händen sinken und der Sieger bleiben würde, der am längsten es gezückt erhielte. Jetzt konnten Umstände, die sonst wenig in Betracht gekommen wären, den Ausschlag geben. Diese fielen dießmal zum Nachtheil des Ordens aus. Der Bischof von Ermland trat öffentlich zum Könige von Polen über und verstärkte diesen durch seinen Beitritt beträchtlich. Verderblicher wurde aber dem Orden die Niederlage von siebenhundert Liefländischen Reitern, die den Rittern in Preußen zur Hilfe ziehen wollten, in Samaiten aber in einen Hinterhalt fielen und beinahe alle erschlagen wurden; damit ging dem Orden die letzte Hoffnung zu Grunde. König Kasimir konnte nur durch die bitteren Vorwürfe der Verbündeten noch zu einiger Anstrengung vermocht werden. Die Macht, die er in's Feld stellte, war nicht groß, reichte aber hin, Stargard und endlich auch Konitz zu erobern. Auch die Ordensritter eroberten einige Städte; doch das konnte nicht zum Ziele führen, sie waren völlig verarmt und wußten sich nicht weiter durchzuhelfen.

Da erschien abermals ein päpstlicher Legat, um den Frieden zu vermitteln, und alle Theile waren nun willig dazu. Dem Papst war aus mehrern Gründen daran gelegen, den verderblichen Krieg unter allen Umständen zu endigen, deßhalb hatte er den Bischof von Lavant zu seinem Legaten ausersehen, der ein kluger, gemäßigter und gewandter Mann war. Dieser wußte den König von Polen für billige Anerbietungen zu stimmen, dann auch den Hochmeister zu den größtmöglichsten Aufopferungen zu bewegen, und als diese beiden Gegner über die Hauptpunkte einig waren, da wurde eine Zusammenkunft des Königs mit dem Hochmeister und den Bündnern zu Thorn verabredet; doch fanden die eigentlichen Unterhandlungen in der Burg zu Neſſau unfern Thorn Statt. Als der Hochmeister sich zur Reise nach Thorn anschickte, war er so arm, daß er nicht die nothwendigen Bedürfnisse zur Reise aufbringen konnte und sich die Summe zur Anschaffung anständiger Kleidung und das nöthige Reisegeld zusammenborgen mußte. So sehr war die Herrlichkeit und der Glanz des Ordens gesunken! Als er auf seiner Reise vor Braunsberg kam, that ihm der Bischof die Schmach an, die Stadtthore verschließen zu lassen, so daß er durch den Fluß reiten mußte. In Thorn kamen ihm die vornehmen Polen entgegen, und der König suchte ihm durch eine freundliche und ehrenvolle Aufnahme den sauern Schritt, den er thun mußte, minder unangenehm zu machen. Kasimir schenkte dem Verarmten Rosse, Marderpelze und Silbergeräth, auch in einem Anflug von Rührung funfzehntausend Gulden; doch war er selbst so arm, daß er ihm von dieser Summe nur hundertundfunfzig Gulden baar entrichten konnte.

Am 19. October des Jahres 1466 wurde endlich der Friede geschlossen, der so lange schon herbeigesehnt worden war und dem Orden so große Opfer kostete, ja ihn aus der Reihe der unabhängigen europäischen Mächte stieß. Der ganze westliche Theil von Preußen, Kulm, Michlau und Pommerellen mit den wichtigen Städten Danzig, Elbing, Marienburg, Kulm und Thorn und einer Menge minder bedeutender, die Bisthümer Kulm und Ermland: alles dieses fiel an Polen. Die östliche Hälfte Preußens blieb dem Orden, doch nur als polnisches Lehen, der Hochmeister wurde polnischer Fürst und Reichsrath und erhielt seinen Sitz auf dem Reichstage zur Linken des Königes. Der Orden durfte den Hochmeister ohne des Königs Genehmigung nicht mehr absetzen. Bei allen Kriegen der Polen mußte der Orden eine Hilfsschaar stellen; er durfte ohne des Königs Genehmigung weder Bündnisse schließen, noch Krieg führen, noch im Lande neue Auflagen machen. So schmählich war der Friede, den der Orden annehmen mußte, um nicht völlig unterzugehen; und doch waren die Bundesgenossen, wie auch der Bischof von Ermland, noch nicht damit zufrieden, sondern wünschten den Orden ganz aus Preußen vertrieben.

Knieend beschworen der König und der Hochmeister vor dem Legaten den Frieden und bittere Thränen entfielen beiden, als sie sich den Friedenskuß gaben. Welch eine unermeßliche Masse von Elend war über Preußen und über Polen durch diesen unseligen Krieg verbreitet worden; und wer hatte dadurch etwas gewonnen? Preußen, das einst so herrlich blühende Land, dessen Bewohner zu seyn der Ausländer mit so vieler Sehnsucht wünschte, war jetzt beinah eine

völlige Einöde. Von ein und zwanzig tausend Dörfern, die sonst darin gezählt worden, wurden nur noch dreitausend und dreizehn bewohnt, tausend und neunzehn Kirchen waren von Grund aus zerstört; ein großer Theil der Städte, Schlösser, Klöster und Meierhöfe lag in Trümmern; wo einst in stolzen Wohnungen der Reichthum seinen Sitz aufgeschlagen hatte, da wankten jetzt bleiche, hungernde Bettler zwischen Schutthaufen und verfallenen Mauern umher; wo sonst reiche Saaten fröhlich grünten, fanden nun Bären und Wölfe einen ungestörten Aufenthalt, und der blutgetränkte Boden, den keine Pflugschar mehr zerfurchte, war bald mit Wald bestanden. Neunzig tausend angesessene Bürger und Bauern wurden im Laufe dieses blutigen Krieges erschlagen, doch eine noch größere Anzahl hatte auswandern müssen oder durch Hunger und Pest den Untergang gefunden. Das Ordensheer, welches sonst an siebenzig tausend Mann gezählt, bestand jetzt noch aus siebenzehn hundert; von den deutschen Hilfsvölkern sah beinah Niemand die Heimath wieder und der größeste Theil der erwachsenen preußischen Jugend war ebenfalls erschlagen. Die Einwohner Preußens hatten ihren Wohlstand völlig eingebüßt, die Ritter konnten kaum ihre Blöße decken und die Ordensgroßen wußten oft nicht, wovon sie ihren täglichen Unterhalt bestreiten sollten. Doch auch Polen hatte schrecklich gelitten. Es hatte, ohne die Hilfsvölker zu rechnen, drei und achtzig tausend eigene Streiter verloren, Masovien und ein Theil von Großpolen lag verwüstet; der Schatz war leer, die Finanzen waren völlig zerrüttet. Den Danzigern blieben von funfzehn tausend besoldeter Krieger noch hundert und ein und sechzig übrig; die Elbinger hatten

von fünftausend achthundert noch siebenhundert gerettet. Dem König von Polen kostete der Krieg eine Million Ducaten baar, dem Orden mehr als siebenhundert tausend Mark. Die Danziger hatten siebenhundert tausend Mark, die andern Bundesgenossen eine und eine halbe Million aufgewandt.

Und welcher Zweck war durch diese unermeßlichen Opfer erreicht worden? Die Polen hatten die nutzlose Schutzherrschaft über ein Land erhalten, welches ihre Macht nicht im mindesten vermehrte, wohl aber sie in unabsehbare Händel verwickelte. Die preußischen Bundesgenossen hatten für ihren Wohlstand und für ihr Blut eine Fremdenherrschaft gekauft, die bei weitem drückender war, als die Ordensherrschaft je hätte werden können. Preußens Wohlstand war für Jahrhunderte hinaus zerstört, und ein deutsches Land wurde der Oberhohheit eines Slavenvolks unterworfen: das alles waren die bitteren Früchte des preußischen Bundes, dieses unnatürlichen Vereins des Adels und des Handelsstandes. Aus der Saat, welche die Selbstsucht ausgestreuet und der Haß großgezogen hatte, konnte dem Lande nur Unheil erwachsen.

XXVIII. Bartholomäus Blume und die Bürger zu Marienburg.

Je seltner in dem unheilvollen dreizehnjährigen Kriege Beispiele von fester Treue und heldenmüthiger Aufopferung für das Vaterland und den rechtmäßigen Landesherrn waren, um so mehr verdient ein solches, das mit den schönsten Zügen dieser Art aus dem Alterthume wetteifern kann, die Anerkennung und Bewunderung der Nachwelt. Der Bürgermeister Bartholomäus Blume zu Marienburg und die Bürgerschaft dieser Stadt haben ein solch herzerhebendes Beispiel dargeboten und dadurch ihrem Andenken einen unvergänglichen Ruhm gesichert.

Schon im Jahr 1410, nach der Tannenberger Schlacht, zeigten sich, als die hochmeisterliche Burg belagert wurde, die Bürger zu Marienburg dem Orden treu und anhänglich, halfen mit männlichem Muth die Burg vertheidigen; unterstützten den Ordensstatthalter mit Geld und Lebensmitteln und ließen ohne Murren ihre Stadt völlig durch den Brand zerstören, als solches zur Rettung des Hochmeistersitzes nöthig gefunden wurde. Bei Anfang des dreizehnjährigen Krieges gehörte Marienburg zu den wenigen Städten, die sich von dem Bunde lossagten und stets auf Seite des Ordens blieben. Bei einer bald im Anfang des Krieges eintretenden Geldnoth des Ordens gaben die Marienburger bereitwillig ihr Kirchensilber her, um der Verlegenheit abzuhelfen. Als der Hochmeister den Soldkriegern für den nicht bezahlten Sold seinen Hofsitz und so viele andere Burgen und Städte einräumen und auch die Stadt Marienburg mit an die Söldnerhauptleute übergeben

ſollte, da berief der Bürgermeiſter Bartholomäus Blume die Bürger zuſammen und in ihrer Gegenwart erklärte er, daß der Hochmeiſter nur aus Noth und Zwang ſie ihres Eides entlaſſen und den fremden Hauptleuten überwieſen habe; doch gehörten ſie und ihre Stadt nicht allein dem Hochmeiſter, ſondern dem ganzen Orden an, und ſo lange noch ein einziger Ordensritter im Lande wäre, wollten ſie keinem Andern den Treueid ſchwören. Die Hauptleute erwiederten darauf, daß die Bürger nicht gefragt würden, was ſie wollten, ſondern daß ſie ſchwören müßten, oder das Aergſte zu befürchten haben würden. Darauf antwortete aber Blume, daß keiner von den Bürgern den Tag ſehen wolle, an welchem er Fremden ſchwören müſſe, und daß ſie alle eher zum Tode bereit wären. Dieſer dreuſten Erklärung hätte der Orden es zu danken, daß unter den Soldkriegern Uneinigkeit entſtand, und der Verkauf der Hochmeiſterburg wenigſtens aufgeſchoben wurde. Nachdem dieſer ehrwürdige Hauptſitz des Ordens wirklich verkauft und an Polen übergeben worden war, wurde der Bürgermeiſter und Rath von Marienburg auf das Schloß geladen, um dem Könige die Huldigung zu leiſten; jetzt konnten ſie ſich nicht länger weigern, und mit bitterem Schmerz vollbrachte der treue Bartholomäus Blume dieſe Ceremonie, die ihm um ſo widerlicher ſeyn, ihm das Unglück des Landes um ſo fühlbarer machen mußte, als die Polen mit übermüthigem Hohn ſich in den Prunkſälen des Hochmeiſters brüſteten. Daß der Huldigungseid ihn nicht binden konnte, darüber war er mit ſich ſelbſt ſogleich einig; denn nicht nur war es ein erzwungener Eid, ſondern die Polen hielten auch nicht eine der Bedingungen, unter denen er geleiſtet worden war. Daher dachte

er gleich darauf, Marienburg wieder dem rechtmäßigen Landesherrn zuzuwenden.

Zu der Zeit, als die Polen Marienburg in Besitz nahmen, befehligte in Stuhm der Söldnerhauptmann im Dienste des Ordens, Bernhard von Zinnenberg, ein tapferer Mann und mit großem Hasse gegen die Bündner und die Polen erfüllt. Auf ihn sah Bartholomäus Blume, als er, vom Kummer über die Schmach des Vaterlandes gebeugt und von Widerwillen und Haß gegen die Slavenherrschaft erfüllt, daran dachte, die Stadt und das Schloß Marienburg wieder in die Gewalt des Ordens zu bringen. Er begab sich in einer Nacht heimlich nach Stuhm und verabredete mit dem Hauptmann einen Plan, die Polen aus Marienburg wieder zu vertreiben. Zinnenberg theilte diesen Plan sogleich mehreren treuen Ordenshauptleuten mit und fand bei allen große Bereitwilligkeit, ihn zu unterstützen, doch bei keinem mehr als bei dem Ordensspittler Heinrich Reuß von Plauen, der unverweilt eine Reiterschaar nach Stuhm führte, um Zinnenberg zu verstärken. Dieser brach zur verabredeten Zeit mit sechshundert Rossen und sechshundert Mann Fußvolk auf und erschien am 27. September des Jahres 1457 um Mitternacht vor der Stadt Marienburg, wo Blume längst seiner harrend, ihm das Marienthor öffnete. Ohne sich aufzuhalten, eilte Zinnenberg mit seinen Kriegern durch die Stadt gegen das Schloß, um es zu erstürmen. Früh genug bemerkte ihn aber der Wächter und rief die Besatzung zu den Waffen, die das Schloß hartnäckig vertheidigte. Mehrere der Angreifenden wurden durch herabgeschleuderte Steine zerschmettert und einige bei einem Ausfall gefangen gemacht. Als Zinnenberg sah, daß das Schloß nicht

zu nehmen sey, da eilte er mit seinem Kriegsvolk nach der Stadt zurück und überfiel die polnische Besatzung, die theils niedergemacht, theils gefangen genommen wurde. Ein zweiter Sturm auf die Burg mißlang ebenfalls, und nun wurde die Stadt den ganzen Tag lang von dem Schlosse aus beschossen, so daß sich Niemand auf die freie Straße wagte. Zwei Tage darauf zog Zinnenberg aus Marienburg fort, theils um die Stadt aus der Umgegend mit Lebensmitteln zu versorgen, theils um den Werder vom Feinde zu säubern und Neuteich zu erobern. Die Befreiung der Stadt Marienburg erregte im ganzen Lande, so weit es dem Orden noch zugethan war, eine große Freude.

Zinnenbergs Abzug hatte die Stadt keiner geringen Gefahr ausgesetzt, denn die zurückgelassene Besatzung war nicht zahlreich genug, um es mit der Besatzung des Schlosses aufnehmen zu können, und hätte nicht Blume die Bürgerschaft zur Vertheidigung zu ermuthigen gewußt, so würde die Stadt bald wieder von den Polen zurückerobert worden seyn. Die Stadt litt viel durch das Geschütz des Schlosses, da sie von dieser Seite ganz offen war und alle Straßen der Länge nach von dem Geschoß bestrichen werden konnten. Um sich zu schützen, machten die Bürger eine künstliche Verschanzung, die Häuser wurden in die Quere durchbrochen, wodurch ein bedeckter Gang bis zu den letzten Häusern gegen das Schloß über gewonnen ward. Diese wurden mit Erde und Steinen ausgefüllt, dann die Straßen mit Woll-, Erd- und Sandsäcken gesperrt und endlich Brustwehren gegen das Schloß aufgeworfen.

Unterdeß war es den Danzigern gelungen, einen starken Heerhaufen in das Schloß zu Marienburg zu werfen, und der König von Polen sandte eine Schaar

von sechstausend Mann, um das Schloß zu entsetzen und die Stadt zu gewinnen. Die letztere wurde nun auf das heftigste angegriffen und hatte das Aergste von der Erbitterung der Polen zu befürchten, wenn sie in deren Hände gerieth. Die schwache Besatzung, von den Bürgern auf das thätigste unterstützt, schlug heldenmüthig alle Angriffe ab; doch es war vorauzusehen, daß sie sich in die Länge gegen die Uebermacht nicht würde halten können, auch wurde ihr die Zufuhr abgeschnitten und der Mangel drohete einzureißen. Flehend baten die Hauptleute der Besatzung und die Bürger den Hochmeister und die Ordensgebietiger um Hilfe, da die Gefahr mit jedem Tage stieg. Die Häuser waren durch das Geschütz vom Schlosse aus stark beschädigt worden, die Besatzung, der unaufhörlichen Kämpfe müde, fing an schwierig zu werden und der Schloßhauptmann Czirwenka hatte bereits aus Danzig eine Anzahl Scharfrichter und Henkersknechte kommen lassen, um den sämmtlichen Rath und vierzig der angesehensten Bürger hinrichten zu lassen, sobald er Herr der Stadt seyn würde. Dennoch verging eine geraume Zeit, bis endlich der Hochmeister eine Hilfsschaar zusammengebracht hatte. Am 19. Januar des Jahres 1458 erschien endlich Zinnenberg mit tausend Reitern und einem starken Haufen Fußvolk nebst einer großen Anzahl Wagen, die mit Lebensmitteln und Kriegesbedürfnissen beladen waren. Die Bürger gewannen nun neuen Muth und waren zur ausharrenden Vertheidigung entschlossen. Leider verweilte Zinnenberg nicht lange in der Stadt, und die Besatzung zeigte sich aufs Neue schwierig. Da schlichen sich heimlich in der Nacht einige treue Bürger aus der Stadt und begaben sich nach Stuhm zu dem Hauptmann

Augustin von Trotzeler, welchen der Hochmeister zum Befehlshaber von Marienburg ernannt hatte, und baten ihn dringend, unverweilt nach Marienburg aufzubrechen, weil sonst die Stadt unfehlbar verloren gehen müsse. Trotzeler erschien, zwar nur in geringer Begleitung, allein er war ein treuer, tapferer und einsichtsvoller Mann, der auch mit geringen Mitteln viel auszurichten vermochte. Dieß bewies er bald, als die Besatzung die Stadt verlassen wollte, die Lebensmittel anfingen selten zu werden und Czirwenka kein Mittel unversucht ließ, um die Besatzung zum Abfall zu verleiten und durch unaufhörliche Angriffe die Uebergabe zu beschleunigen. Trotzeler brachte bei den Bürgern einiges Geld zusammen und vertheilte es unter die Besatzung, um sie wenigstens für kurze Zeit noch treu zu erhalten, sandte dann zum Hochmeister Boten mit dringenden Bitten um Unterstützung, und unter der Zeit hörte er nicht auf, durch klug geordnete Angriffe dem Feinde Abbruch zu thun. Die Königsberger sandten einige Hilfsmannschaft, aber diese erlag beinahe dem Mangel, der in der Stadt höchst empfindlich zu werden anfing.

Die erbetene Hilfe blieb lange aus; doch während der Zeit waren die Marienburger so glücklich, ein stark beladenes Schiff der Danziger auf der Nogat zu nehmen; auch gelang es dem wackeren Trotzeler, so viel Geld aufzubringen, daß die Forderungen einiger Söldnerführer befriedigt werden konnten. Nun durften ihnen wieder die Wachen und Warten anvertraut werden, die so lange die Bürger hatten vertheidigen müssen, da die unbezahlten Söldner den Dienst bis dahin versagt hatten. Der Thätigkeit des Spittlers Reuß von Plauen war es endlich um

Pfingsten gelungen, mit sechshundert Reisigen und vierhundert Fußknechten sich der Stadt zu nähern und ihr einen reichen Vorrath von Lebensmitteln und hundert Fuder Holz zuzuführen. Ein Angriff, den er zur Erstürmung des zum Schlosse gehörigen Sperlingsthurmes und der von den Polen besetzten Mittelmühle unternahm, mißlang aber, und nach acht Tagen zog er wieder ab.

Nun wurde die Lage Marienburgs bald wieder höchst bedenklich, denn der brave Augustin Trotzeler, dem es stets gelungen war, die widerwillige Besatzung in Zucht und Ordnung zu erhalten, legte, vielleicht der Saumseligkeit des Hochmeisters müde, sein Amt nieder, und kaum hatte er sich entfernt, als die Söldner ihre Forderungen um Bezahlung mit Ungestüm erneuerten. Die Bitten der Stadt an den Hochmeister um Geldhilfe blieben unerfüllt, denn dieser litt selbst Mangel, und die Schatzungen, die er in den kleineren Städten ausgeschrieben hatte, um davon Marienburg zu unterstützen, wurden beinah alle von den Hauptleuten der Besatzungen jener Städten in Beschlag genommen. Der thätige Blume bot alle seine Kräfte auf, um das Wegziehen der Söldner zu verhindern und die Noth der Bürgerschaft, die nunmehr schon einen hohen Grad erreicht hatte, zu mindern, und ihm gelang wirklich das unmöglich Scheinende. Doch der Mangel nahm bald auf eine furchtbare Weise überhand, nur wenige Lebensmittel gelangten noch zur Stadt und waren bei weitem nicht hinreichend für das Bedürfniß; bei der Vertheilung derselben entstand Zank und Streit, und viele der Dürftigsten gingen leer aus.

So standen die Sachen, als die Nachricht, daß der Polenkönig sich eifrig rüste, um mit einem mäch-

tigen Heere in Preußen einzufallen, jede Hoffnung zur Errettung der Stadt niederschlug. Der unermüdliche Ordensspittler war freilich darauf bedacht, die Besatzung von Marienburg zu verstärken und die Stadt mit den nöthigen Lebensmitteln zu versorgen. Allein seine Sorge war zwischen Stuhm und Marienburg getheilt, denn das erstere schwebte in gleicher Gefahr und die Erhaltung desselben war auch für den Orden von großer Wichtigkeit. Der Armuth des Ordens wegen konnte aber zur Verstärkung der Besazzung und Bespeisung beider Orte wenig gethan werden. Die Polen waren sehr wachsam, um zu verhindern, daß Lebensmittel nach diesen Plätzen eingebracht wurden, und nahmen am Ende des Juni einen Zug von sieben und zwanzig Schiffen, die Mundvorrath für Stuhm und Marienburg enthielten. Dennoch, müssen von Zeit zu Zeit einige Vorräthe eingebracht worden seyn, da sich die Stadt noch immer zu halten vermochte.

In der Mitte des Juli brach endlich der König mit einem Heere von zwanzigtausend Polen und sechshundert Tartarn in Preußen ein und zog vor Marienburg. Seine Kriegsmacht wurde schnell durch die Bundesgenossen und durch die einzelnen Heerhaufen, die er an sich zog, verstärkt und zählte, als er vor Marienburg am 17. August ankam, schon vierzigtausend Mann. Nun zweifelte Niemand mehr an dem Falle der Stadt, die zwar jetzt eine Verstärkung der Besatzung und auch einigen Mundvorrath erhalten hatte, einer so beträchtlichen Kriegsmacht aber Widerstand zu leisten gar nicht fähig schien. Sie wurde sowohl aus dem Lager als von dem Schlosse mit großer Heftigkeit zugleich angegriffen und so anhaltend be-

schossen, daß ein Theil der Mauer, von dem Schlosse bis an das Heiligegeistthor, einstürzte. Die Bürger erwehrten sich des Feindes mit einer wunderbaren Tapferkeit und bewiesen einen solchen Heldenmuth, daß der König keinen förmlichen Sturm wagte, sondern als er mehrere Wochen vor der Stadt gelegen hatte, durch einen ungarischen Großen, Johann Giskra von Brandis, Unterhandlungen anknüpfte, die der Bürgermeister Blume gern annahm, und um Zeit zu gewinnen, sehr gewandt in die Länge zu ziehen wußte. An diese Unterhandlungen knüpften sich die wegen eines Hauptfriedens mit dem Orden an, die zwar zu keinem günstigen Ergebniß führten, doch für die Stadt Marienburg den Vortheil hatten, daß die Waffen ruheten. Während dieser Zeit waren zwei Monate vergangen und der König hatte sich durch sein Zögern aller Vortheile beraubt, die ihm fortgesetzte Angriffe auf die Stadt gewähret haben würden. Viele polnische Große, der langen Unthätigkeit im Lager müde, waren ohne Erlaubniß des Königs in die Heimath zurückgekehrt. Das Heer litt Mangel an Lebensmitteln, die nasse herbstliche Witterung brachte eine ansteckende Krankheit unter Menschen und Thieren hervor, wegen der Geburt eines Prinzen sehnte sich der König selbst nach der Heimath zurück, und so schloß er denn einen Beifrieden, der von dem 10. October bis zum 12. Juli des nächsten Jahres dauern sollte. Vergebens boten ihm die Danziger viertausend Mann Soldtruppen an, wenn er die Belagerung fortsetzen wollte. Er brach am 9. October aus dem Lager auf und zog nach Polen zurück. Wegen Marienburg war die Uebereinkunft getroffen, daß der ungarische Magnat Johann Giskra die Befehlshaberstelle der Stadt über-

nehmen und ſie demjenigen der kriegführenden Theile übergeben ſollte, dem ſie nach dem Friedensſchluß zufallen würde; im Fall aber der Friede nicht zu Stande käme, ſollte die Stadt dem Orden wieder eingeräumt werden. Marienburg genoß nun für einige Zeit die ſo nöthige Ruhe und hoffte den Mühſeligkeiten des Krieges für immer überhoben zu ſeyn, da ſich ein Gerücht verbreitete, daß der Friede zwiſchen dem Orden und Polen dem Abſchluſſe nahe ſey. In dieſer Zuverſicht baten die Bürger von Marienburg den Hochmeiſter, ihnen das ihm geliehene Kirchenſilber jetzt wieder zurück zu erſtatten; doch bei des Ordens Dürftigkeit war an Erfüllung dieſer Bitte nicht zu denken.

Mittlerweile hatte ſich der Waffenſtillſtand ſeinem Ende genähert, und die Polen rüſteten zu einem neuen Einfall in Preußen. Der vorſichtige Blume dachte zu rechter Zeit an die Herbeiſchaffung des nöthigen Mundvorraths und bat wiederholt und dringend um Verſtärkung der Beſatzung und um Kriegsbedarf. Ohne die Vorſorge des Ordensſpittlers würde er nichts erhalten haben, und ſelbſt dieſer konnte ihm nur eine mäßige Unterſtützuug zuwenden; doch brachten die Städte Kulm, Oſterrode, Gilgenburg, Liebemühl, Röſſel und Marienwerder dreihundert Mark zuſammen, die nach Marienburg geſandt wurden. Der Ordensſpittler hatte eine Verlängerung des Waffenſtillſtandes vermitteln wollen und auch ſchon den Statthalter von Preußen, Hans von Bayſen, günſtig dafür geſtimmt; ehe aber die Unterhandlungen zum Abſchluß kamen, ging die Nachricht ein, daß zwei Ordensritter, die unter dem Geleit des Statthalters nach Königsberg hatten reiſen wollen, von den Polen gefangen genommen und auf das ſchrecklichſte gemißhandelt worden waren. Darüber

aufgebracht, stürmte die Besatzung der Stadt Marienburg das Schloß einen ganzen Tag lang, und der Waffenstillstand kam nicht zu Stande. Dieser Sturm kostete der Stadt fünfhundert Mann, die ohne allen Gewinn aufgeopfert worden waren.

Der starkmüthige Heinrich Reuß von Plauen bot alle seine Thätigkeit auf, um die Stadt Marienburg, an deren Erhaltung so viel gelegen war, in einen guten Verheidigungsstand zu setzen. Leider konnte er bei der völligen Verarmung des Ordens und bei der Mattherzigkeit des Hochmeisters wenig dafür thun und mußte dem edlen Bartholomäus Blume und der treuen Bürgerschaft es überlassen, so gut sie konnten, für die Erhaltung der Stadt zu sorgen. In dieser bedenklichen Lage veranlaßte die Erschöpfung aller kriegführenden Theile einen abermaligen Waffenstillstand, wodurch der kaum zu vermeidende Fall der Stadt wenigstens verzögert wurde. Im März des Jahres 1460 rückten die Polen aufs Neue gegen Marienburg vor. Um sie aufzuhalten, trat der Bürgermeister Blume mit dem Hauptmann des Schlosses in Unterhandlungen, und wußte dadurch den Feind so lange hinzuhalten, bis der tapfere Ulrich von Trotzeler mit einer kleinen Verstärkung eingetroffen war und den Oberbefehl übernommen hatte. Darauf wurden die Unterhandlungen abgebrochen. Kaum hatte ein anderer Söldnerhauptmann, Nikolaus von Uttenhofen, sich mit einer Schaar in die Stadt geworfen, als der Feind herannahete, die Stadt von allen Seiten einschloß und ihr die Zufuhr abschnitt. Ein Ordensritter, Ludwig, versuchte es, die Stadt mit Lebensmitteln, Pulver und Waffen zu versorgen; er wurde aber durch das Eis aufgehalten, und der ganze Transport fiel den

Feinden in die Hände. Mehrere andere Versuche, Lebensmittel und Mannschaft in die Stadt zu bringen, wurden ebenfalls vereitelt. Die Belagerer warfen starke Verschanzungen auf, errichteten mehrere Basteien und schnitten dadurch der Stadt alle Verbindung mit dem flachen Lande ab. Die Danziger waren dabei vorzüglich thätig und wandten große Summen auf, da sie unter allen Umständen Marienburg dem Orden entreißen wollten.

Um die Verbindung Marienburgs mit dem Orden auch zu Wasser abzuschneiden, besetzten die Belagerer das Ufer der Nogat mit Geschütz; damit aber auch zur Nachtzeit sich keine Fahrzeuge der Stadt nähern könnten, wurde die Nogat verpfählt und überdem durch eine Menge bewaffneter Böte gesperrt. Die beiden Helden Trotzeler und Blume boten alle ihre Kräfte auf und waren Tag und Nacht thätig, um die Vollendung der feindlichen Befestigungswerke zu verhindern; doch konnten sie, da sie nur über geringe Streitkräfte geboten, auch nur wenig ausrichten. Sie ließen wiederholt und dringend den Hochmeister um Hilfe bitten, doch noch lange vergebens. Der Mangel an Lebensmitteln wurde immer drückender, und als man keinen weiteren Ausweg wußte, sich den nöthigen Mundbedarf zu sichern, da mußte zu dem schrecklichen Mittel geschritten werden, eine Anzahl von Frauen, Mägden und Kindern aus der Stadt zu weisen. Mit Trauer sahen die treuen Bürger ihre Angehörigen fortziehen, das Herz brach ihnen, aber sie murreten nicht, denn sie waren entschlossen, auch das Theuerste zu opfern, um sich vom Fremdenjoch frei zu erhalten. Doch dieses Opfer ersparte ihnen der Feind:

er ließ diese hilflose Schaar nicht durch, sondern trieb sie wieder in die Stadt zurück.

In dieser betrübten Lage wandelte der Jammer der Bürger sich plötzlich in Freude, als am 16. April die Ordensfahne gesehen wurde, welche an der Spitze einer stattlichen Schaar wehete, die von Stuhm heranzog. Alles wurde von der Hoffnung einer nahen Errettung, wenigstens aber einer Minderung des drückenden Elends, belebt. In der That war es der Hochmeister selbst, der achthundert Reisige und viertausend Mann Fußvolk heranführte, um sich einen Weg zu bahnen für die ihm folgenden Lebensmittel. Der Feind stellte sich aber der Ordensschaar entgegen und es begann ein Gefecht, welches von Mittag bis in die Nacht währete. Da zerstreuete sich die Ordensschaar, die meistens aus Söldnern und Liefländern bestand. Der Hochmeister selbst, von seinen Kriegern verlassen, rettete sich nach Stuhm, einige seiner Krieger flohen nach Marienwerder, andere nach Preußisch-Mark; den nacheilenden Polen aber fielen mehrere Wagen mit Lebensmitteln in die Hände. Die Verzweiflung der Marienburger nach dieser vereitelten Hoffnung war grenzenlos.

Doch die Lage des Feindes war auch nicht glänzend, denn im Lager herrschte Mangel und es war kein Mittel vorhanden, ihm abzuhelfen, da selbst Danzig, welches sonst die Belagerer mit Mundvorrath versorgt hatte, nichts mehr aufzubringen vermochte. Im Schlosse fehlte es an hinreichender Besatzung, an Geld und an Lebensmitteln, und um die Verlegenheit vollständig zu machen, gebrach es sogar an einem Befehlshaber zur Leitung der Vertheidigung; denn von den zweien Hauptleuten, die den Befehl im Schloß

gehabt hatten, ſtarb der eine im Anfange des Mai, der andere aber lag krank in Thorn. Hätte jetzt ein kraftvoller Mann an der Spitze des Ordens geſtanden, wäre wenigſtens der entſchloſſene und beherzte Ordensſpittler nicht durch Krankheit unthätig gemacht worden, ſo würde er mit mäßiger Kraftanſtrengung die Stadt haben entſetzen und vielleicht auch das Schloß wiedergewinnen können. Doch Ludwig von Erlichshauſen war der Mann nicht, irgend etwas auszuführen, wozu Muth und raſcher Entſchluß erfordert wurde. Reuß ſiechte, und außer ihm gab es im Orden keinen Mann mehr, der fähig geweſen wäre, ein kühnes Unternehmen zu wagen. Mit großer Mühe und Anſtrengung hatte der Hochmeiſter wieder einige Lebensmittel zuſammengebracht und einen Heerhaufen verſammelt, um Marienburg von dem drückenden Mangel zu befreien. Der Feind war ſo ſchwach, daß kaum noch ein Widerſtand zu befürchten war, und die Rettung der Stadt ſchien nun gewiß. Da traten, eben als der Angriff beginnen ſollte, die Hauptleute der Söldner vor ihn und begehrten für jegliches Pferd des Haufens, der den Angriff thun ſollte, eine außergewöhnliche Löhnung von zehn Mark. Dem Hochmeiſter erſchien dieſe Forderung ſo unbillig, daß er ſie abſchlug; dagegen verſagten ihm die Söldner den Dienſt, und der Angriff mußte unterbleiben. Die Noth und das Elend in Marienburg hatte den höchſten Grad erreicht; das einzige Nahrungsmittel beſtand aus Brod von Malz gebacken. Schon über die Hälfte der Bürgerſchaft war durch Hunger, Seuchen und Feindesſchwert hingerafft worden, und der Feind, mit dieſem entſetzlichen Elende bekannt, ſtrengte nun ſeine letzten Kräfte an und ließ den Belagerten weder Tag noch Nacht

Ruhe, um die Stadt zu gewinnen. Noch einmal versuchte es der Hochmeister, der Stadt Hilfe zu bringen. Er kam mit Lebensmitteln und Belagerungszeug versehen bis nach Willenberg, unfern der Stadt. Nun aber wurde er in der Nacht vom Feinde überfallen, sein Kriegsvolk zerstreut und der ganze Vorrath von Lebensmitteln von den Danzigern erbeutet. Trotz diesem entsetzlichen Unglück und ungeachtet der so gänzlich trostlosen Lage dachten die wackeren Marienburger dennoch an keine Uebergabe, sondern hielten sich unter den schrecklichsten Entbehrungen und Leiden noch sechs Wochen lang, und der edle Blume belebte die sinkende Kraft der Bürgerschaft durch die Erinnerung an ihre Pflicht, als Deutsche der Landesherrschaft ihre Treue, sich selbst aber ihre Ehre und ihren Kindern die Freiheit von dem Joche eines fremden barbarischen Volkes zu bewahren.

Diese Ausdauer, dieser Heldenmuth, diese Treue krönte kein glücklicher Erfolg; vergebens waren alle die Entbehrungen, alle Opfer, alle Leiden gewesen, und was der Anstrengung des Feindes nicht gelungen war, der Fall der Stadt, wurde durch einen ganz unbedeutenden Umstand bewirkt. Der Knecht eines Danzigers, eines Marienburgers Sohn, entdeckte eines Tages dem Feinde, daß die Stadtmauer an der Nogat auf einem großen Bogen ruhe, der leicht durchgraben werden könne, da es ein bloßer Sandberg sey, über welchem die Mauer stehe. Sogleich fingen die Belagerer an, die Mauer zu untergraben. Zu gleicher Zeit versuchte es die Besatzung des Schlosses auf der anderen Seite der Stadt durch einen unterirdischen Graben, der unter dem Schloßgraben fort bis an die Stadtkirche führen sollte, in die Stadt zu gelangen

und dieselbe von zwei Seiten innerhalb der Mauern anzugreifen. Mit Schrecken wurden die Bürger zu Marienburg dieses gewahr, und zugleich kündigten ihnen die Belagerer an, daß wenn sie sich auf diese Weise der Stadt bemächtigten, an keine Schonung des Lebens und des Eigenthums der Bürger zu denken sey. Nun erst trat die Bürgerschaft mit dem Feinde wegen der Uebergabe in Unterhandlung. Die Bedingungen, die den Bürgern von Marienburg zugestanden wurden, waren besser als sie sie hatten erwarten können. Es wurde allen Sicherheit des Lebens und des Eigenthums, Bestätigung aller Freiheiten und Gerechtsame, das freie Abzugsrecht und volle Begnadigung zugestanden. Ausgenommen davon waren nur die, welche an der Uebergabe der Stadt an den Orden schuldig waren. Dieser Vertrag wurde wahrscheinlich ohne Vorwissen der Besatzung und des heldenmüthigen Bürgermeisters Blume geschlossen. Die gänzliche Rathlosigkeit der Bürger gereicht zu ihrer Entschuldigung; doch wehe thut es, sehen zu müssen, daß diese bis dahin so hochherzigen und treuen Marienburger ihr würdiges Haupt und den wackeren Hauptmann Trotzeler, die sie zu der heldenmüthigen Ausdauer ermuthigt hatten, und mit ihren Beispiel vorangegangen waren, im Stiche ließen. Am 6. August des Jahres 1460 war der Uebergabevertrag geschlossen worden, am 7. zogen die Belagerer in die Stadt, und die Bürgerschaft huldigte dem Könige von Polen. Der Hauptmann Trotzeler ward mit vierzehn Kriegesleuten, drei Ordensbrüdern und deren Knechte ergriffen und in den Kerker geworfen, in welchem sie alle eines schmählichen Todes starben. Der muthvolle, biedere Bürgermeister Blume, dieses Muster von Vaterlandsliebe, von Treue und ed-

ler Thatkraft, wurde sogleich in einem Thurm der Stadt gefangen gesetzt. Gemeine Rachsucht, die dieses Mannes Größe nicht begreifen, noch weniger schätzen konnte, verlangte seinen Tod. Ein Gerichtshof, dessen Mitglieder seine unversöhnlichen Feinde waren, sprach über ihn das Urtheil und verdammte ihn als einen Hochverräther. Er wurde nebst zweien seiner Gefährten mit dem Schwerte enthauptet, dann sein Leichnam in vier Theile zerrissen und die Stücke an die Thore der Stadt und des Schlosses aufgesteckt. Sein Vermögen schenkte der König dem Woiwoden von Pommerellen, Otto von Machwitz, welcher großherzig genug dachte, einen Theil davon der Wittwe zurückzugeben, den Rest aber zu frommen Stiftungen zu verwenden. So unglücklich endete der tugendhafteste und größeste Mann, der auf dem Schauplatz des dreizehnjährigen Krieges aufgetreten ist.

XXIX. Dietrich von Kuba.

Nachdem durch den Frieden zu Thorn im Jahr 1466 der Ordensstaat in Preußen ein Lehen von Polen geworden war, mußte der deutsche Orden, der dadurch viel von seinem Ansehen verloren hatte, sich manches gefallen lassen, was er früher nicht geduldet haben würde. So geschah es denn auch, daß im Jahr 1473 unter der Regierung des Hochmeisters Heinrich von Richtenberg der Papst Sixtus IV. ohne Genehmigung des Hochmeisters und ohne Wahl des Kapitels in des verstorbenen Nikolaus von Schöneck Statt einen neuen Bischof von Samland einsetzte. Der neue Bischof, Dietrich von Kuba, war ein fein gebildeter, tief gelehrter Mann und bei den Päpsten Paul II. und Sixtus VI. Referendarius gewesen. Er zeichnete sich durch eine herrliche Leibesgestalt aus, die zu seinem hochstrebenden Sinn wohl paßte. Bei vielen Tugenden und großen Talenten besaß er einen grenzenlosen Ehrgeiz, der um so gefährlicher war, da er ihn unter der Hülle seiner Sitten und einer großen Höflichkeit zu verbergen wußte.

Als Bischof Dietrich erschien, um sein Bisthum in Besitz zu nehmen, da wurde er sowohl von dem Domkapitel als von dem Hofmeister nicht gar zu freundlich empfangen. Doch achtete er darauf nicht, und schien es nicht zu bemerken, daß man ihn nicht gern hatte; denn gestützt auf die Gunst des Papstes, kümmerte ihn wenig seines Domkapitels und des Hochmeisters Haß, ohnedem da er schon den Beweis mit sich führte, wie gut er an dem päpstlichen Hofe angeschrieben sey. Der Papst hatte ihm nämlich, zur besseren Ausstattung seines Bisthums und damit er in größerem Glanze leben könnte, einen Ablaß von solcher Kraft verliehen, daß

Jeder, der zu einer gewissen Zeit in der Domkirche zu Königsberg beichten und einen Lösezettel kaufen würde, einen vollkommenen Sündenerlaß empfangen sollte. Dietrich ließ diesen Ablaß verkündigen, und als nun die Zeit herannahete, in welcher er ertheilt werden sollte, da strömte nicht nur aus Preußen, sondern auch aus mehreren angrenzenden Ländern eine unzählbare Volksmenge herbei, um Sündenerlaß zu gewinnen, und es kam durch den Ablaßhandel eine unermeßliche Summe Geldes zusammen.

Als der Hochmeister sahe, daß der Ablaß so vieles Geld eingebracht hatte, da begehrte er von dem Bischofe die Hälfte davon, weil er solches zur Aushilfe des durch den dreizehnjährigen Krieg jämmerlich verwüsteten Landes nothwendig bedürfe, und der Bischof, als ein unter dem Orden stehender Mann, demselben auch Treue und Gehorsam schuldig wäre. Der Bischof antwortete: wohl wüßte er, daß er unter dem Orden stände, doch auch, daß er, als ein Geistlicher, der Gerichtsbarkeit des Hochmeisters nicht unterworfen sey. Was das Elend des Landes beträfe, so ließ' er es dahin gestellt seyn; erst müßte er für die Bedürfnisse seiner Kirche sorgen, bliebe dann noch etwas von dem Gelde übrig, so würde sich weiter von der Sache sprechen lassen. Da der Hochmeister des Papstes wegen nicht Gewalt brauchen durfte, so behielt der Bischof das Geld, der Hochmeister aber ward sein unversöhnlicher Feind und trachtete darnach, wie er den stolzen Prälaten demüthigen möchte.

Bald darauf fing der Bischof Dietrich an, seine Herrschsucht und Willkühr deutlicher zu zeigen. Er entsetzte eigenmächtiger Weise die Domherren und Prälaten seines Kapitels und gab ihre Aemter Priestern, die er aus Italien mitgebracht hatte. Dieses war aber

nur der Anfang von einem größeren Plan, den er auszuführen gedachte. Er hatte nämlich im Sinne, den Hochmeister selbst abzusetzen, dessen Würde mit dem Bischofsamt von Samland zu vereinigen und den ganzen Orden unter seine Gewalt zu bringen. Um diesen kühnen Anschlag auszuführen, brachte er zuförderst einige Ordensherren durch das Versprechen, daß er ihnen hohe Aemter verleihen wollte, auf seine Seite, und um sie desto gewisser an seine Sache zu ketten, versicherte er ihnen, daß in Rom für Geld alles und nicht nur das Hochmeisteramt, sondern selbst Erde und Himmel zu kaufen sey. Damit es ihm aber an Gelde nicht fehlte, bemächtigte er sich der Schätze und Kleinodien des Domes. Er entnahm nicht nur alles baare Geld und einen Getreidevorrath, sondern auch drei große goldene Brustbilder, zwei köstliche Bischofsstäbe, den Fuß von einer großen Monstranz, überhapt alles Silberwerk und alle Heiligthümer. Diese Kostbarkeiten verpfändete er an den königsberger Bürger Konrad Hopfel und an den Danziger Jakob Frechten für vierzehntausend Mark. Die Summe alles dessen, was er aus dem Dome nahm, betrug zwanzigtausend einhundert und zwanzig Mark.

Als nun dem Hochmeister diese Beraubung der Domkirche kund wurde, da ließ er den Bischof ernstlich ermahnen, daß er von solcher unrechtmäßigen Verschleuderung des Kirchengutes ablassen und der Kirche das wiedererstatten möchte, was er ihr genommen; wo nicht, so würde er dazu gezwungen werden. Der Bischof kehrte sich an diese Ermahnung gar nicht, sondern im Gegentheil ließ er sich ziemlich deutlich merken, was er gegen den Hochmeister im Sinne habe. Er war seiner Sache so gewiß, daß er fortfuhr, an der Ausführung seines Planes zu arbeiten und sich

nicht im mindesten vor dem Orden scheuete, dem er die Kraft nicht mehr zutrauete, ihm zu widerstehen.

Der Hochmeister und die Ordensgebietiger wußten die Gefahr wohl zu würdigen, die über ihren Häuptern schwebte, und sahen ein, daß der ehrgeizige Dietrich seine kühnen Pläne nie aufgeben würde, so lange er auf dem bischöflichen Stuhle säße, da er als ein Günstling des Papstes keine Strafe zu fürchten habe. Die Frage: was unter diesen Umständen zu thun sey? setzte den Orden in Verlegenheit. Der Bischof gehörte, nach den von dem römischen Hofe aufgestellten Grundsätzen, nicht unter die Gerichtsbarkeit des Ordens, und hatte dieser gleich einst im Besitz seiner vollen Kraft gegen alle Einsprüche des Papstes seine landesherrliche Macht über die Bischöfe ausgeübt, so durfte er doch jetzt bei seinem gesunkenen Ansehen nicht mehr wagen, dieses Recht zu behaupten. Sollte er gegen Dietrich in Rom klagen, so ließ sich voraussetzen, daß er damit nichts ausrichten würde, da der römische Stuhl stets den Bischöfen in ihren Streitigkeiten mit den Landesherren beistand; und auf diese Weise blieb daher Dietrich von Kuba im Besitz seiner Würde, und also furchtbar. Sein Untergang schien zum Heile des Ordens nothwendig, und wurde beschlossen; aber der Orden mußte dabei vorsichtig zu Werke gehen, damit ihm nichts zur Last gelegt werden konnte.

Am Montag nach Judica des Jahres 1474 wurde der Bischof plötzlich auf Befehl des Hochmeisters gefangen genommen und nach dem Schlosse Tapiau in eine enge, doch anständige Haft gebracht. Dieser Schritt konnte allerdings durch die von Dietrich begangene Veruntreuung der Kirchenschätze gerechtfertigt werden;

doch dadurch war wenig gewonnen. Seine Gefangenschaft konnte nicht lange währen, und sobald der ehrgeizige Prälat die Freiheit wieder erhielt, war die nämliche Gefahr vorhanden, ja sogar in einem noch größeren Grade; denn der ungezügelte Ehrgeiz Dietrichs würde künftig noch durch die Rachsucht beflügelt worden seyn. Durch diese Betrachtung mag der Vorsatz der Ordensherren, das Leben des Bischofes gewaltsamer Weise zu verkürzen, Festigkeit gewonnen haben. Doch wurde noch zur Beruhigung des Gewissens ein Vorwand dazu abgewartet, und dieser, wie natürlich, denn auch sehr leicht gefunden.

Ein Ordenspriester, ein hinterlistiger, tückischer und doppelzüngiger Mensch, machte sich unter dem Vorwande, ihm die Zeit zu verkürzen, an den Bischof und besuchte ihn täglich. Bald hatte er sich in die Gunst des Prälaten geschlichen, so daß dieser ihn nicht nur gern bei sich sah, sondern ihn auch zu seinem Vertrauten machte und ihm seine geheimsten Gedanken eröffnete. Seiner Lage angemessen, beschäftigte sich der Gefangene viel mit dem Gedanken, seiner Gefangenschaft ledig zu werden und fragte dabei den Ordenspriester um Rath. Dieser half ihm Pläne zu seiner Befreiung entwerfen, und beide wurden eins, daß der Bischof vermittelst eines Seiles sich aus dem Fenster seines Kerkers hinablassen und nach einem nahen Walde entfliehen sollte; daselbst sollten Pferde für ihn bereit stehen, mit welchen er dann seine Flucht weiter fortsetzen wollte. Das Seil wollte der Priester dem Bischofe besorgen. Nachdem dieser Plan verabredet worden war, begab sich der Priester in den Ordensconvent und entdeckte das Vorhaben des Bischofes. Er betheuerte, daß er diesem Anschlage nur Gehör ge-

geben, um die Absicht des Prälaten desto besser zu erforschen; dann rieth er dem Orden, sich doch ja gegen den Bischof sicher zu stellen, der, wenn er jemals in Freiheit käme, nicht unterlassen würde, den Orden zu verderben, da er das Ohr des Papstes besäße und in seiner Rache unversöhnlich sey. Des Bischofs beabsichtigte Flucht wurde nun dem Hochmeister gemeldet, der eiligst die Gebietiger des Ordens zusammenberief und mit ihnen berieth, welche Maßregeln zu treffen wären, um den so gefährlichen Prälaten unschädlich zu machen? Wie sehr auch die Mehrzahl längst für seinen Tod gestimmt hatte, so waren doch Einige der Meinung, daß es dem Orden nicht zustehe, Hand an einen geweiheten Priester zu legen, und daß selbst Dietrichs Gefangenschaft den Rechten der Kirche zuwider sey. Diese Meinung fand kein Gehör, da der Bischof als ein Günstling des Papstes zu sehr gefürchtet wurde. Sein Untergang ward unwiderruflich beschlossen und sogleich ein Befehl zur Ausführung erlassen.

Auf Geheiß des Ordenskapitels begaben sich zwei Ordensritter zum Bischofe, ergriffen ihn und führten ihn heimlich in ein finsteres unterirdisches Gewölbe. Daselbst entkleideten sie ihn und befestigten ihn an Händen und Füßen in Kreuzesform mit eisernen Ringen an die Mauer. In dieser martervollen Stellung blieb der Unglückliche ohne Speise und Trank, bis er den schrecklichen Hungertod gestorben war. Das Gewölbe, in welchem Dietrich von Kuba ein so schauderhaftes Ende fand, soll unter der Sakristei befindlich gewesen seyn und in der Mauer eine Spalte gehabt haben, so daß der Bischof es hat vernehmen können, wenn in der Kirche der Gottesdienst gehalten worden ist. Da soll

eines Morgens zufällig die Thüre der Sakristei offen geblieben seyn, und als der Priester das Meßopfer gefeiert und bei der Erhebung des geweiheten Brotes die Glocke ertönet, hat der Bischof mit kläglicher Stimme gerufen: „Miserere mei Deus!“ Die Leute, welche in der Kirche gewesen, haben die Stimme wohl gehört, doch nicht gewußt, von wannen sie gekommen. Es ist nicht glaublich, daß Rachsucht die Veranlassung dieser schauderhaften Grausamkeit gewesen sey, sondern es hat wohl nur die Absicht dabei vorgewaltet, den Bischof sterben zu lassen, ohne daß eine Verletzung an seinem Körper sichtbar werde und ohne daß jemand gewaltsam Hand an ihn legte. Das ist aber der Fluch der Sünde, daß Niemand, der sich ihrer theilhaftig macht, ihr ein Ziel stecken und sagen kann: ‚Bis dahin und nicht weiter!“ Wie ein Oelflecken auf einem Gewande, vergrößert das Verbrechen stets seinen Umfang und ein Frevel gebiert den andern. So auch hier. Zum Morde gesellte sich die Grausamkeit und dieser folgte der Meineid. Um jeden Verdacht eines Mordes von dem Orden zu entfernen, wurde das Gerücht von einer Krankheit des Bischofs verbreitet und unter dem Vorwande, daß er keinen fremden Menschen um sich leiden möge, Jeder abgewiesen, der zu ihm wollte. Um es noch wahrscheinlicher zu machen, daß der Gefangene nur krank sey, verlangten die Ordensherren in seinem Namen von denen, die bis dahin für den Bischof die Speise bereitet hatten, oft ein oder das andere besondere Gericht, als wenn er dazu Lust gehabt hätte. Als endlich der Bischof gestorben war, da wurde sein Leichnam auf Befehl des Hochmeisters mit bischöflichen Kleidern angethan und in das Gemach gebracht, welches ihm früher zum Kerker gedient

hatte. Darauf ward er nach Königsberg geführt und daselbst im Dom mit allen bischöflichen Ehren begraben. Wie vorsichtig der Orden aber auch zu Werke ging, um den Verdacht, daß der Tod des Bischofs durch ihn beschleunigt worden sey, von sich zu entfernen, so verbreitete sich doch ein Gerücht davon und gelangte selbst bis nach Rom. Der Papst, der demselben Glauben beimaß, gerieth darüber in einen fürchterlichen Zorn und rief in der ersten Wuth: „Jenes schändliche schwarze Kreuz soll vernichtet werden! denn verflucht sey der Orden, in welchem der Laie über den Geistlichen regiert!" Der Orden hatte von der Rache des Papstes alles zu fürchten und suchte sich daher von dem Vorwurf, daß der Bischof ein gewaltsames Ende genommen habe, welches der Orden verschuldet, zu rechtfertigen. Zu dem Zweck mußten sieben angesehene Preußen nach Rom gehen und vor dem Papst einen Eid leisten, daß der Bischof Dietrich von Kuba eines natürlichen Todes gestorben sey. Diese Meineidigen, die ohne Zweifel von dem Orden dazu erkauft worden waren, beschwichtigten ihr Gewissen damit, daß, da Niemand Hand an den Bischof gelegt habe, ihn zu tödten, er wirklich eines natürlichen Todes gestorben und ihre Aussage mit der Wahrheit übereinstimme. Der Papst ließ sich dadurch beruhigen, aber die sieben falschen Zeugen erhielten in ihrem Vaterlande die verdiente Verachtung, und Niemand mochte mit ihnen Gemeinschaft haben. Der Hochmeister wurde noch auf seinem Todbette von Gewissensbissen gepeinigt und seine letzten Worte drückten die Furcht aus, die er vor dem Gericht hatte, welches seiner ob dieser That in einem anderen Leben warte.

XXX. Gregor Matern.

Wie die kühne und entschlossene Rachsucht eines Einzigen im Mittelalter große, mächtige Städte in Unruhe und Angst setzen und ihnen Schaden zufügen konnte, davon giebt Gregor Matern ein auffallendes Beispiel. Er war eines Danziger Bürgers Sohn und hatte sich dem Kaufmannsstande gewidmet. Ein Danziger Kaufmann, Simon Dalewin, sandte ihn als Factor nach England und ließ ihm durch den Schiffer Peter Harder eine Ladung Flachs zukommen, die in England verkauft werden sollte. Es waren aber einige Packe Flachs auf der Seereise naß geworden, daher wollte Matern sie nicht annehmen, sondern verlangte von dem Schiffer die Bezahlung für die naßgewordene Waare. Nach einiger Weigerung verstand sich der Schiffer dazu; als aber die Ballen eröffnet wurden und es sich fand, daß darin mehr Flachs vorhanden war als angegeben worden, auch derselbe nur wenig von der Nässe gelitten hatte, da wollte Matern den Flachs behalten. Damit war aber nun Harder nicht zufrieden, es kam zum Rechtsstreit und der Schiffer gewann ihn. Obgleich diese Angelegenheit ausgeglichen zu seyn schien, so behielt Matern doch einen Groll gegen Peter Harder und dachte auf Rache. Als sie bald darauf in Seeland zusammentrafen, suchte Matern Händel, von Worten kam es zu Thätlichkeiten, und Harder versetzte dem Matern einen Schlag auf die linke Hand, so daß sie gelähmt blieb. Auch jetzt wurde der Streit an Ort und Stelle ausgeglichen, doch Matern blieb gegen den Schiffer feindlich gesinnt und beharrete bei seinem Vorsatz, sich zu rächen. Als er im Jahr 1495 nach Danzig zurückkehrte, traf es sich,

daß der Schiffer Harder auch daselbst ankam. Als letzterer eines Abends seiner Gewohnheit gemäß nach dem Artushofe gehen wollte, fiel ihn Matern auf der Straße an, hieb auf ihn ein, verwundete ihn schwer, und Harder konnte nur durch eine schleunige Flucht in ein Haus sein Leben retten. Dieser meuchelmörderische Angriff würde eine harte Leibes-Strafe nach sich gezogen haben, wenn sich ihr Matern nicht durch die Flucht nach dem Kloster Oliva entzogen hätte. Von da aus forderte er von dem Magistrat sicheres Geleit, welches er aber nicht erhielt, vielmehr wurden seine Güter eingezogen und dem Beschädigten zuerkannt; er selbst aber ward als ein öffentlicher Friedensbrecher vorgeladen, und da er nicht erschien, in die Acht erklärt.

Matern floh nun zum Hochmeister nach Königsberg und bat ihn, sich seiner anzunehmen. Der that es und legte eine Fürbitte ein, die der Danziger Magistrat beachtete und Willens war, den Matern von der Acht zu befreien und in alle Rechte wieder herzustellen, wenn er Abbitte thun und Urpfehde schwören wollte. Dazu verstand er sich aber nicht, sondern wandte sich an den König von Polen, bat denselben um freies Geleit und verklagte den Magistrat zu Danzig, daß derselbe seine Güter eingezogen und dem Schiffer als Entschädigung zugesprochen habe. Der König erließ zu seinen Gunsten zwei Mandate, die aber der Danziger Magistrat nicht beachtetete, weil er auf Matern erzürnt war, daß er die Gerichtsbarkeit der Stadt verschmähet hatte. Matern kam nun selbst unter königlichem Geleit nach Danzig, begab sich daselbst zum Bürgermeister Bock, der ihn aus der Taufe gehoben hatte, umfaßte seine Knie und bat ihn um Gotteswillen, ihn wieder in die Stadtgemeinde

aufzunehmen und ihm sein Vermögen zurückzugeben, damit ein großes Unglück abgewendet werde. Der Bürgermeister wies ihn aber mit Härte zurück und sagte höhnisch: „Bist du ein Mann, so hau' um dich, und thue was du kannst." Nun schwur Matern den Danzigern eine blutige Rache und eilte sein Gelübde zu erfüllen.

Er warb einen Haufen Freibeuter, zu Pferde an und legte sich mit ihnen bald in Preußen, bald in Pommern, bald in der Mark, bald in Sachsen oder in Schlesien auf Wegelagerung, beraubte und fing die Danziger, wo er sie nur traf, und that der Gemeinde einen unermeßlichen Schaden. Er fand an mehrern Adeligen eifrige Theilnehmer, die sowohl seine Rotte verstärkten, als ihm auch ihre Schlösser zur Aufbewahrung des Raubes und der Gefangenen öffneten. Eine der ersten Feindseligkeiten, die Matern verübte, war die Niederwerfung der Danziger Abgeordneten, die gemeinschaftlich mit den Abgeordneten von Elbing von dem Landtage zu Graudenz zurückkehrten. Den Elbingern rief er zu, ihres Weges zu ziehn, da er mit ihnen nichts zu schaffen habe. Als aber einer ihrer Diener einen von seinen Reitern niederschoß, da zwang er sie, ihm einen Eid zu leisten, daß sie sich da stellen wollten, wohin er sie fordern würde; auch die Danziger ließ er unter gleicher Verpflichtung los. Da er aber über einige Zeit eine Ladung erließ, daß die von ihm Niedergeworfenen ihren Eid erfüllen und sich stellen sollten, da erschienen sie nicht. Bald darauf überfiel er den Bürgermeister Bock und den Rathsherrn Georg Mante auf einer Reise zwischen Suckau und Gremlin und führte sie mit sich fort bis hinter Hammerstein, unfern der Pommerschen Grenze. Als das Gerücht von die-

ſer Entführung in der Stadt erſcholl, da ſaßen ſogleich mehrere Rathsherren und Schöffen und dreihundert Bürger auf und eilten den Räubern nach, die ſie unfern Hammerſtein in einem einſam gelegenen Wirthshauſe trafen. Die gefangenen Danziger wurden befreit und ſieben Räuber zu Gefangenen gemacht; Matern ſelbſt aber war nicht mit darunter. Die ſieben Räuber wurden in Danzig mit dem Schwerte hingerichtet. Matern rächte ſich dafür durch die Ermordung vieler Danziger, die in ſeine Hände fielen. Da der Rath, wegen des vielen Schadens, den Matern verurſachte, einen Auflauf in der Gemeinde beſorgte, ſo ließ er bekannt machen, daß wer den Matern lebendig nach Danzig brächte, funfzehnhundert, wer ihn aber tödtete, tauſend Mark erhalten ſollte. Doch lange wollte ſich Niemand finden, der dieſen Preis hätte verdienen mögen, und Danzig erlitt einen größeren Verluſt, als wenn es ein ganzes Jahr lang belagert worden wäre. Matern raſtete nie, um den Danzigern Schaden zuzufügen und ſeine Rache kannte keine Grenzen. Vier Danziger Fleiſcher überfiel er; der eine wurde bei der Gegenwehr getödtet, die drei übrigen ermordete er, weil ſie ſich nicht löſen konnten. Mehrere Waarentransporte der Danziger, beſtehend aus Tuch und Pfeffer, die er nicht mit fortbringen konnte, ließ er verbrennen. Dennoch befriedigte alles dieſes ſeine Rache noch nicht, ſondern er ſandte im Jahre 1499 Mordbrenner nach Danzig und ließ zweimal auf Langgarten Feuer anlegen, wodurch das erſte mal ſechs Häuſer abbrannten; der andere Brand aber währtete einen ganzen Tag lang und legte alle Reiferbahnen, eine Menge Wirthshäuſer, alle Häuſer bis zu Mittenbuden hin, auch das Hospital und die Kirche zu St. Barbara in die Aſche-

In demselben Jahre wurde der Danziger Rathsherr Martin Ruwald nebst dem Stadtsekretair Rabenwald zwischen Graudenz und Marienwerder niedergeworfen, und nachdem ihre Begleitung erschlagen worden, bis nach Schlesien geführt. Sie entkamen aber und klagten gegen Matern bei der schlesischen Regierung wegen Straßenraub und Friedensbruch; doch richteten sie nichts aus. Ein anderer Rathsherr wurde von ihm gefangen und nach Gerdauen in Preußen auf das Schloß eines Herrn von Schlieben gebracht, von wo aus ihn die Danziger mit siebenzig Pferden abholten. Bald war Matern in Preußen, bald in Pommern, bald in Schlesien oder Polen und überall hatte er Genossen, mit deren Hilfe er den Danzigern, wo sie sich zeigten, Schaden zufügte. Endlich brachte es der Danziger Magistrat durch große Geschenke dahin, daß ihn ein schlesischer Edelmann, Andreas von Zanten, bei welchem er so lange Schutz gefunden, verrieth. Er wurde im Jahre 1502 bei Nacht in seiner Schlafkammer überfallen, daselbst festgenommen und entweder von zweien Fleischern, die zu dem Zweck nach Crossen gesendet, erwürgt, oder in Crossen selbst als ein Landfriedensbrecher hingerichtet. Denn darüber sind die Nachrichten nicht einstimmig.

Mit dem Tode Gregor Materns glaubten die Danziger die Beunruhigungen geendigt; aber ihre Hoffnung war eitel, denn nun trat Gregors Bruder, Simon, auf, um für seinen Bruder Rache zu nehmen. Bei einer Unterhandlung der Danziger mit dem Herzoge von Pommern erschien Simon Matern mit vier und zwanzig seiner Genossen unter herzoglichem Geleit und verlangte seine und seines Bruders Rechtfertigung

und die Herausgabe seiner Familiengüter. Als die Danziger sein Gesuch nicht bewilligten, da verübte er unter dem Schutz des Herzogs von Pommern und mit dem Beistande der Pommerschen Edelleute gleiche Feindseligkeiten gegen sie, wie einst sein Bruder. Als der König Sigismund von Polen den Herzog von Pommern vermochte, dem Wegelagerer den Schutz zu entziehen, da gewährte ihm solchen der Markgraf von Brandenburg, und als auch dieser ihn nicht länger in seinem Lande dulden wollte, da nahm er seine Zuflucht zum Hochmeister in Preußen. Letzterer brachte es durch den Bischof von Pomesanien dahin, daß der Rath zu Danzig sich mit ihm auszusöhnen geneigt war und daß der König Sigismund ihm ein freies Geleit ertheilte, doch mit dem Beding: daß er sich aller Feindschaft gegen Danzig enthalten sollte. Allein Matern fuhr fort gegen die Danziger Bürger zu wüthen, warf sie nieder, plünderte, verwundete, verstümmelte und ermordete sie. Da entzog im Jahr 1515 König Sigismund ihm das Geleit und erklärte ihn durch alle polnischen Länder in die Acht, mit deren Vollziehung die Stadt Danzig beauftragt wurde. Selbst da noch nahm seine Anfeindung der Danziger kein Ende. In Danzig ließ er Feuer anlegen, bei Mewe zwei Fleischerknechte an Händen und Füßen verstümmeln und bei Frauenburg nahm er den Danziger Bürger Buchhold gefangen. Endlich setzte der Rath einen Preis von tausend Mark auf seinen Kopf, und nun wurde er in Posen von dem Edelmann Lukas von Gorkaw gefangen genommen. Der Danziger Rath sandte zweihundert Mann dahin, um ihn und seine Rotte abzuholen. Er wurde nebst seiner Bande, die hundert und funfzig Mann stark ge-

wesen seyn soll, nach Danzig gebracht. Seine Mitschuldigen erlitten nach und nach alle die Todesstrafe; ihn selbst aber ließ der Magistrat in einen festen Thurm setzen, weil er sich erboten hatte, ein aufrichtiges Bekenntniß aller seiner Frevelthaten abzulegen. Das that er aber nicht, sondern erhing sich in seinem Gefängniß. Nun wurde das Strafurtheil an seinem todten Körper vollzogen.

XXXI. Höllenfrevel in Danzig.

Die Erscheinung, daß ein Mensch aus reiner Neigung zum Bösen Frevelthaten begeht, ist — zu Ehre der Menschheit darf dieß geglaubt werden — selten; wenn aber öfter behauptet worden ist, daß sie, völlig unvereinbar mit der Menschennatur, nie Statt finde, so beweisen mehrere Beispiele, die uns die Geschichte aufbewahret hat, wozu auch das folgende gehört, das Gegentheil.

In Danzig lebte ein Fleischer, Hans Birger, dessen ganzes Leben aus einer zusammenhängenden Kette von Verbrechen bestand. Er war von Geburt ein Schlesier. Schon in seinem zehnten Jahre erstach er seinen eignen Vater des Nachts im Stalle, als beide mit dem Füttern der Pferde beschäftigt waren. Darauf lief er nach Danzig, und erlernte das Fleischerhandwerk. Als er die mannbaren Jahre erreicht hatte, heirathete er eine Wittwe, deren Vermögen er im Spiele verschwendete, und als sie darüber sich zornig bewies, erstickte er sie mit einem Bettkissen. Bald darauf nahm er eine zweite Frau, und trieb sein Handwerk fort, wobei er stets, wenn er auf die Dörfer fuhr, um Vieh zu kaufen, Mordthaten beging; aus keiner anderen Ursache, als weil ihm das Morden Vergnügen machte. Ueberall fand man Ermordete, der Mörder aber wurde nie entdeckt. Er hatte sich vorgenommen, Danzig am Frohenleichnamstage an mehreren Orten anzustecken, bloß um zu sehen, was doch wohl die mit dem Sakramente herumziehenden Mönche und Pfaffen beginnen würden, wenn die Stadt in Feuer aufginge; doch scheuete er sich vor den Mägden, die während des Gottesdienstes zu Hause geblieben waren,

um die Häuser zu hüten, und die ihn hätten gewahr werden können. Bald darauf richtete er aber ein anderes entsetzliches Unglück an. Er hatte einen Jungen, der sein Landsmann war und den sein Herr um Dieberei hart gestraft, zu sich genommen. Mit diesem ging er des Abends an den Therhof, worin für zwanzigtausend Mark Werth Ther lag, welches den Kaufleuten gehörte, riß ein Bret los, half dem Knanen hinein und ließ durch ihn Feuer in den Therhof einlegen. Das Feuer ging um zehn Uhr des Nachts auf, und der ganze Therhof gerieth in Flammen. Unfern davon lagen in der Mottlau große Schiffe eingefroren; da wurden hundert und mehr Mark für ein Schiff geboten, um es zu retten, welches denn auch bewirkt ward. Nahe bei dem Therhofe standen fünf Speicher voller Waaren, als Flachs, Wachs, Hopfen, Speck, Marder, Zobel und anderer theueren Sachen, alles schon verpackt, um nach England verschifft zu werden. Um diese Speicher zu retten, boten die Eigenthümer der Waare, für jeden Speicher zweitausend Mark. Dieses großen Lohnes wegen wollten viele Menschen retten. Sie stiegen auf die Dächer, bemüheten sich die Flamme zu löschen und ließen nicht ab, bis diese einstürzten; es kamen dabei an dreihundert Personen um's Leben. Der Brandschade wurde auf sieben Millionen Mark berechnet. Alle Mühe, den Thäter zu entdecken, war anfangs vergebens. Dieser Brand geschah im Jahr 1494.

Endlich sollten diese Gräuel durch neue Frevel, die das Ungeheuer beging, an den Tag kommen. Es war in Danzig eine Bierschenkerin, die in dem Rufe stand, ein ansehnliches Vermögen zu besitzen. Diese hatte sich mit einem Manne, Namens Heinrich Sachse,

verlobt. Um ein Versprechen zu erfüllen, welches sie ihrem verstorbenen Manne auf dem Sterbebette geleistet hatte, that sie, bevor sie die Hochzeitsfeier begehen wollte, eine Wallfahrt zum heiligen Blut in Wilsnack, und hatte den Bräutigam mit ihrem Töchterchen erster Ehe zu Hause gelassen, damit sie während ihrer Abwesenheit den Bierschank betrieben. Zu diesen kam Hans Birger, saß, bis die anderen Biergäste die Schenke verlassen hatten, und nur noch ein fremder Böttticher anwesend war, der daselbst über Nacht bleiben wollte. Der Bräutigam legte sich schlafen, das Mädchen, welches das Bier schenkte, schlummerte auch auf einem Kasten ein. Birger fing einen Zank mit dem Böttticher an, stieß ihn zum Hause hinaus, und schloß die Thüre zu. Nun wartete er einige Zeit, bis alles still geworden war, dann schnitt er erst dem Mädchen, darauf dem Bräutigam mit einem Fleischermesser den Hals ab, brach darnach einen Kasten auf, nahm dreihundert Mark an Golde daraus, schloß dann das Haus zu und ging davon. Als am anderen Morgen Leute, die, um Bier zu holen, kamen, das Haus noch verschlossen fanden, schien ihnen das verdächtig und sie machten eine Anzeige davon beim Magistrat. Der ließ die Thüre öffnen, und man fand den schrecklichen Raubmord. Es wurde nachgeforscht, wer des Abends zuletzt im Hause gewesen sey, und endlich zeigte der Böttticher an, daß Hans Birger ihn spät des Abends aus dem Hause gestoßen habe, selbst aber noch allein darin geblieben sey. Als die Rathsherren darüber beriethen, wie man wohl füglich an Birgern kommen könne, um ihn zu verhaften, denn die Aussage des Böttichers berechtigte nicht dazu; da machte einer von dem Rathe die Anzeige, daß Birger, der ihm seit mehreren Jahren funfzig Mark

schuldig gewesen, ihm des Morgens um acht Uhr fünf und zwanzig ungarische Gulden gebracht habe. Auf diese Anzeige ward der Verhaftsbefehl gegen den Mörder ausgefertiget. Noch ehe Birger aber festgenommen wurde, lief das Gerücht schon in der Stadt umher, daß er die Mordthaten vollbracht habe. Sein Weib hörte davon und rieth ihm, daß er fliehen möchte, so er sich schuldig wisse. Da warf er ein Messer mit solcher Heftigkeit nach ihr, daß es, als es gegen die Wand fuhr, in Stücke brach. Als er verhaftet wurde, drohete er, daß er zwei tüchtige Brüder habe, die seine Verhaftung nicht ungerächt lassen würden. Das gab Veranlassung, diese auch einzuziehen, die denn in dem ersten Schrecken sogleich einen Mord bekannten, den sie am letzten Charfreitag mit ihrem Bruder gemeinschaftlich verübt hatten. Als nunmehr alles Leugnen vergebens war, da bekannte dieser Teufel in Menschengestalt eine Menge schauderhafter Mordthaten, die er bloß begangen hatte, weil ihm das Morden eine hölliſche Freude gewährte. Auf dem Wege zu seiner qualvollen Hinrichtung rief er mit klagendem Ausdruck, daß er schmerzlich bereue, seinen Vorsatz nicht ausgeführt zu haben; und als er gefragt wurde, was es sey, da sagte er daß er nicht vor seiner Verhaftung sein Weib und seine Kinder ermordet habe, wie er doch gesonnen gewesen zu thun. Er wurde mit glühenden Zangen gezwickt und dann gerädert.

XXXII. Wie der Ordensstaat in Preußen in ein weltliches Herzogthum verwandelt wurde.

Der Thorner Friede, der den deutschen Orden aus der Reihe der selbstständigen Europäischen Mächte stieß und ihn zum Lehnsträger Polens erniedrigte, war den Ordensrittern eine bittere Schmach, die von sich abzuwälzen, sie kein Mittel unversucht ließen. Da ihre Kräfte aber nicht hinreichten, um mit den Waffen in der Hand das eingebüßte Land und die verlorene Unabhängigkeit zurückzugewinnen, so glaubten die Ritter dadurch, daß sie Prinzen aus mächtigen deutschen Fürstenhäusern zu Häuptern ihres Ordens erwählten, sich einer kräftigen Unterstützung aus Deutschland zur Erreichung ihres Zweckes zu versichern. Die Einreden einiger erfahrenen Ordensglieder, daß ein geborener Fürst als Hochmeister dem Orden durch seinen fürstlichen Hofstaat unerschwingliche Kosten verursachen und, auf den Beistand seines Hauses rechnend, die Gesetze des Ordens nicht achten würde, fanden kein Gehör; es wurde im Jahr 1498 Markgraf Friedrich von Meißen, und als dieser im Jahr 1510 gestorben war, Markgraf Albrecht von Brandenburg, Anspachischer Linie, ein Enkel Kurfürst Albrecht Achills und Sohn des Markgrafen Friedrich, gewählt. Beiden war bei der Wahl zur Pflicht gemacht worden, dem Könige von Polen den Lehnseid nicht zu leisten und den verlorenen Theil von Preußen wieder zurückzuerobern.

Markgraf Albrecht, der am 17. Mai des Jahres 1490 geboren war, entsprach mehr als irgend ein anderer deutscher Prinz in Hinsicht auf seine Verhältnisse

den Absichten des Ordens; denn nicht nur stand er bei dem Kaiser Maximilian in Gunst, und dieser, so wie sein Oheim, der einflußreiche Kurfürst Joachim I. von Brandenburg, hatten ihn dem Orden zur Wahl in Vorschlag gebracht, — sondern Albrechts Mutter war auch eine Schwester des Königs Sigismund von Polen, daher zu hoffen stand, daß dieser Verwandschaft wegen der Polenkönig der Lehnsherrlichkeit über Preußen entsagen, oder doch in die Aufhebung einiger dem deutschen Orden lästigen Punkte des ewigen Friedens willigen würde. Ueberdem hatte sich Albrecht, seiner Jugend ungeachtet, und obgleich er eine Domherrnstelle zu Köln bekleidete, bereits in den Feldzügen des Kaisers gegen Venedig ausgezeichnet, war persönlich tapfer und besaß als Mensch und als Fürst Eigenschaften, die zu großen Hoffnungen von ihm berechtigten. Dieser Prinz, der im Januar des Jahres 1511 zum Hochmeister gewählt wurde, und mit dessen Wahl sich der König Sigismund sehr zufrieden zeigte, benahm sich bei dem Antritt seiner Regierung ganz den Absichten des Ordens gemäß und bewirkte es, daß der Kaiser auf den Reichstagen zu Trier und Köln den Antrag machte, Preußen zu einem Kreise des deutschen Reichs zu erheben, damit der Orden um so mehr Anspruch auf den Beistand des Reiches gegen Preußen hätte. Dieser Vorschlag wurde zwar verworfen; dagegen wußte der Hochmeister den König von Polen mit Unterhandlungen hinzuhalten, um der Huldigung auszuweichen, da er sich noch nicht in der Verfassung befand, sich mit Waffengewalt den Forderungen, die Lehnspflicht zu leisten, zu widersetzen.

In der That war damals die Lage des deutschen Ordens so beschaffen, daß es Thorheit scheinen mußte,

sich in einen Krieg mit Polen einzulassen. Der Ordensschatz war leer, die Kriegesmacht des Ordens höchst unbedeutend und aus Deutschland, nach dem verunglückten Vorschlage des Kaisers, keine Hilfe zu erwarten. Dagegen stand Polen in der Blüthe seiner Kraft und konnte leicht durch einen raschen und nachdrucksvollen Angriff den Ordensstaat völlig unterwerfen. In dieser allerdings höchst bedenklichen Lage hatte der Hochmeister eine schwierige Aufgabe zu lösen, um den Absichten des Ordens zu entsprechen, ohne den Untergang des Staats herbeizuführen. Und durch sein Benehmen unter diesen Umständen hat er sich als einen einsichtsvollen Fürsten bewährt, der es wohl verstand, günstige Umstände auf das Beste zu benutzen, die widerwärtigen aber so wenig nachtheilig als möglich zu machen.

Am 22. November des Jahres 1512 langte Albrecht mit einem Gefolge von vierhundert Pferden in seinem hochmeisterlichen Sitze zu Königsberg an. Er selbst, sowie sein ganzes Gefolge, war des Todes seiner Mutter wegen in Trauerkleidern. Der König von Polen hatte ihn zu seiner Hochzeit einladen lassen; doch Albrecht sandte statt seiner den Bischof von Pomesanien, Hiob von Dobeneck, und seinen Bruder, den Markgrafen Kasimir, da er, wenn er selbst am königlichen Hoflager erschienen wäre, der Huldigung nicht wohl hätte ausweichen können. König Sigismund, der dem Hochmeister sehr gewogen war, wünschte ihn auf dem Wege der Güte zur Huldigung zu vermögen, und deßhalb bot er ihm für den Orden ein Landgebiet in Podolien und Reußen und für ihn ein Jahrgeld von zweitausend Dukaten, wenn er den Huldigungseid leisten würde. Doch Albrecht verwarf die-

sen Vorschlag und blieb bei seiner Weigerung, da er hoffte, daß der Papst und der Kaiser ihm gegen Polen beistehen würden, welches wenigstens nicht sogleich feindselig gegen ihn verfahren konnte, da es mit Rußland und den Tartarn in einen Krieg verwickelt war.

Um aber für den Nothfall gesichert zu seyn, dachte Albrecht darauf, sich die nöthigen Mittel zum Kriegführen zu verschaffen; und da hiezu vor allen Dingen Geld erforderlich war, verkaufte er um eine Tonne Goldes seine hochmeisterlichen Rechte über Liefland an den Liefländischen Landmeister Walther von Plettenberg, so daß jenes Land unabhängig von dem Ordensstaat in Preußen wurde. An und für sich wäre der Schaden für den Orden so groß nicht gewesen, denn Liefland hatte, seiner Lage und seiner Verhältnisse wegen, den Ordensstaat mehr geschwächt als verstärkt. Aber daß ein Hochmeister es wagen durfte, eine ganze Provinz von dem Gesammtordensstaate zu trennen, ohne die Genehmigung des Ordens darüber einzuholen, und daß der Orden dieses so ruhig geschehen ließ: das war ein Hauptschritt zu dem völligen Untergange der Ordensmacht in den Ostseeländern. Der Hochmeister, auf seinen mächtigen Familienverbindungen fußend, benahm sich als einen Herrn des Ordens; dem Orden gebrach aber der Muth, den Eingriffen des jungen kecken Fürsten Schranken zu setzen. Da er einmal, und zwar in einer so wichtigen Angelegenheit, ohne Mitwirkung des Ordens gehandelt und keinen Widerspruch erfahren hatte, so scheuete er sich um so weniger, in minder wichtigen Dingen ganz nach seinem Gutdünken zu handeln, und besonders besetzte er alle wichtigen Ordensämter, ohne das Kapitel

darüber zu Rathe zu ziehen. Dadurch wurden die innern Verhältnisse des Ordens völlig umgeändert und die aristokratische Verfassung desselben in eine monarchische verwandelt.

Der Orden, für den es ohnehin bedenklich gewesen wäre, sich dem Hochmeister offenbar zu widersetzen, beruhigte sich sehr leicht über dessen eigenmächtiges Walten mit der Hoffnung, durch ihn den Ordensstaat in seinen ehemaligen Grenzen hergestellt und von der Lehnsherrlichkeit Polens befreit zu sehen. Hatte sich doch sowohl der Papst als der Kaiser dem Orden geneigt gezeigt, und der König von Polen auf dem Reichstage zu Posen die dem Orden so erfreuliche Erklärung gethan, daß künftig keine Polen mehr in den Orden aufgenommen werden durften. Diese Hoffnung ward aber sehr geschmälert, als der Papst dem Hochmeister gebot, dem Könige von Polen die Huldigung zu leisten, und der Kaiser, der seine Enkel mit den Enkeln Sigismunds zu vermählen wünschte, gleichfalls auf dessen Seite trat. Nun blieb der Orden wiederum auf seine eigene Kraft zur Vertheidigung gegen Polen hingewiesen und auf das, was der Hochmeister von den deutschen Fürsten etwa würde bewirken können.

Albrecht bewies eine große Thätigkeit, um sich gegen Polen in den Vertheidigungsstand zu setzen. Er brachte in der stark befestigten Ordensburg Balga eine beträchtliche Menge Kriegesvorräthe zusammen, und um sich den Beistand von Brandenburg zu sichern, begab er sich im Jahr 1517 — dießmal mit Genehmigung des Ordens — des Wiederkaufrechts auf die Neumark. Dann ging er im Jahr 1518 nach Berlin, woselbst er eine Zusammenkunft mit den Brandenburgischen und Sächsischen Fürsten und den Liefländ-

dischen Gesandten hielt und sich sowohl den Durchzug von Kriegesvölkern durch die Neumark als auch einen Beistand aus Liefland sicherte. Ein Heer von Soldkriegern wurde zusammengebracht, und verbrannte Meseritz. Da aber die Versuche dieses Heeres, in Preußen einzudringen, von den Polen vereitelt wurden, so zerstreuete es sich wieder.

Die Geduld des Königs Sigismund war nun endlich erschöpft. Er kam mit einem Heer von zwanzigtausend Mann nach Preußen, forderte den Hochmeister nach Thorn zur Leistung des Lehnseides, und als er nicht erschien, da erklärte er ihm am 28. December 1519. den Krieg. Die Polen verheerten das Pomesanische Bisthum; der Hochmeister dagegen eroberte Braunsberg durch einen Ueberfall im Neujahr des Jahres 1520, gerade als die Einwohner in der Kirche versammelt waren, und ließ sich daselbst huldigen. Die Polen nahmen Schöneberg, Deutsch-Eilau, Rastenburg, Rosenberg, Gilgenburg und Liebemühl ein und schlugen eine Ordensschaar. Bei Hohenstein wurde ein Ordenshaufe abermals geschlagen, und diese Stadt, so wie Mohrungen und Osterrode, von den Polen erobert. Ein polnischer Heerhaufe von achttausend Mann rückte vor Preußisch-Holland, wurde aber von dem Ordensheer überfallen, welches dem Feinde zweitausend Mann erschlug und den Rest zerstreuete. Mehlsack ergab sich an den Hochmeister, wurde von den Polen zurück erobert, ging aber wenig Tage darauf wieder an den Orden über, dessen Krieger die ganze Besatzung niedermachten. Nachdem Marienwerder von den Polen erobert worden war, mußten der Bischof von Pomesanien und die Domherren die Huldigung leisten. Das Waffenglück neigte sich entschieden auf

die Seite der Polen, denn sie erzwangen die Uebergabe von Preußisch-Holland, nahmen Heiligenbeil und Brandenburg ein und kamen bis in die Nähe von Königsberg; dagegen hatte der Hochmeister nichts weiter, als Wormdit erobern können. Als die Polen Anstalt machten, in Samland einzudringen, schloß der Hochmeister mit ihnen einen Waffenstillstand und begab sich nach Thorn, um wegen des Friedens zu unterhandeln. Schon war er im Begriff, den Lehnseid zu leisten, als er die Nachricht erhielt, daß der König von Dänemark ihm zweitausend fünfhundert Mann zur Hilfe gesandt habe; da brach er schnell die Unterhandlungen ab und verließ Thorn. Der Krieg nahm nun wieder seinen Fortgang und wurde von beiden Seiten mit vieler Grausamkeit, doch ohne große Erfolge geführt.

Der Antrag des Hochmeisters, dem Könige von Polen für den jenseits der Weichsel liegenden Theil des Ordens zu huldigen, wenn ihm ganz Preußen wieder abgetreten würde, konnte kaum ernstlich gemeint seyn, und das Anrücken von vierzehntausend Mann deutscher Hilfsvölker mit einem beträchtlichen Geschütz, erregte bei dem Orden große Hoffnungen. Dieses Heer eroberte auch schnell Konitz, Stargard und Dirschau. Da es aber an allen Bedürfnissen Mangel litt und der Hochmeister nicht das mindeste that, sich mit ihm zu vereinigen, so zerstreuete es sich wieder. Diese Gleichgiltigkeit Albrechts gegen eine so beträchtliche Hilfe, bei seiner übrigens so großen Thätigkeit, läßt bei ihm die Absicht vermuthen, des Ordens Sache in Preußen sinken zu lassen, damit er den Frieden seinem eigenen Vortheil angemessen schließen könne. Vielleicht lag es dazumal schon in seinem Plane, Preußen erblich an sein Haus zu bringen. Wie dringend auch der Hoch-

meister von den Ständen um Frieden angegangen wurde, so machte er doch große Anstalten zur Fortsezzung des Krieges, wodurch das Land schwer gedrückt wurde. Die Bürger mußten eine Vermögenssteuer von zwei Procent erlegen, die Landleute eine Abgabe von dem Getreide zahlen, die Geistlichen sich zu einer Steuer und zur Ablieferung des Kirchensilbers verstehen, aus den Glocken wurden Kanonen gegossen, das Blei, womit die Kirchen gedeckt waren, ward zu Kugeln verwandt, und die Gesandten des Czaren aus Moskau brachten dem Hochmeister einiges Silber, der durch alles dieses die Mittel zur Fortsetzung des Krieges erhielt.

Das Glück schien sich nunmehr wieder auf die Seite des Ordens zu neigen, denn es wurden einige Städte zurückerobert und einige Heerhaufen der Feinde geschlagen; die Polen dagegen verbrannten eine große Anzahl Dörfer in dem Ordenslande, und die Danziger thaten der Schifffahrt der Ordensunterthanen beträchtlichen Schaden. Da durch alle diese Kriegesereignisse für keinen der kriegführenden Theile ein erwünschtes Ergebniß hervorgebracht wurde, so zeigten sie sich geneigt, die Feindseligkeiten einzustellen, und es kam durch Vermittelung des Kaisers und des Königs Wladislaw von Ungarn am 7. April des Jahres 1521 zu Thorn ein Waffenstillstand auf vier Jahre zu Stande.

Der Hochmeister ließ das vom flachen Lande und aus den kleinen Städten während des Krieges zur Sicherheit nach Königsberg gebrachte Kirchensilber vermünzen und belegte auch außerdem noch das Land mit einer schweren Schatzung, die nur nach langem Weigern der Stände bewilligt wurde. Nachdem er dadurch seiner Geldnoth abgeholfen, machte er im Jahr

1522 eine Reise nach Nürnberg zum Reichstage, um die deutschen Fürsten zum Beistande des Ordens gegen Polen zu bewegen. Hier gewann er die Ueberzeugung, daß er weder auf die Hilfe des Papstes, noch des Kaisers, noch der Fürsten für den Orden je rechnen dürfe; er hörte eine neue Glaubenslehre verkündigen, nach welcher der deutsche Orden als eine zwecklose unnatürliche Einrichtung erschien, deren Abschaffung dringende Pflicht sey; ihm wurde endlich von dem Begründer der neuen Lehre, von Luther, und selbst von dem sanften, gemäßigten Melanchthon, der Rath ertheilt, das Ordenskleid abzulegen und Preußen als ein erbliches weltliches Herzogthum von Polen zu Lehn zu nehmen. Dieser Rath stimmte mit dem Wunsche überein, den Albrecht wahrscheinlich längst im Stillen genährt hatte; doch war er zu vorsichtig, seine Gedanken darüber laut werden zu lassen, ehe er zur Ausführung seines Planes schreiten konnte, den zu vereiteln seinen Gegnern sehr leicht geworden wäre, wenn sie früh genug darum gewußt hätten. Die Ansicht, in Preußen eine weltliche Herrschaft einzuführen, war übrigens so unerhört nicht, denn schon dem würdigen Heinrich von Plauen wurde von seinen Feinden, wiewohl mit Unrecht, ein solches Vorhaben zugeschrieben. Auch nach Albrechts Abreise zum Reichstage zu Nürnberg verbreitete sich das Gerücht von der Umgestaltung Preußens in einen weltlichen Staat, und die preußischen Landstände erklärten, daß sie eine solche Veränderung der Regierung nimmermehr dulden würden.

Albrecht konnte wohl über das, was er in dieser Angelegenheit zu thun hatte, nicht unentschieden bleiben. Die Grundsätze Luthers waren in Preußen eingedrungen und hatten daselbst eine so große Zahl von Anhängern ge-

funden, daß es nicht wohl anging, sie zu verdrängen und die Lehren der römischen Kirche allein geltend im Lande zu erhalten. Ueber ein Volk, welches sich dem größesten Theile nach zum Luterthum gewendet hatte, konnte ein geistlicher Orden, dessen Regeln auf den Vorschriften der römischen Kirche gegründet waren, seine Herrschaft nicht lange mehr behaupten; Albrecht sah daher voraus, daß er Preußen dem Orden in keinem Falle würde erhalten können. Aber auch Polen durfte es nicht zugeben, daß der deutsche Orden in Preußen je wieder zu Kräften kam, denn er war und blieb Polens unversöhnlicher Feind, mit welchem ersteres nie ein friedliches Verhältniß auf die Dauer erhalten konnte, so lange es die Oberherrlichkeit über irgend ein ehemals dem Orden angehöriges Gebiet behauptete. Unter solchen Umständen war es natürlich, daß Albrecht das, was dem Orden ohnehin verloren gehen mußte, für sich und für seinen Stamm zu erwerben strebte.

So war die Lage der Dinge, als der Waffenstillstand sich seinem Ende näherte und entweder der Krieg erneuert oder der Friede geschlossen werden mußte. Zur Fortsetzung des Krieges fehlten dem Hochmeister alle Hilfsmittel. Die preußischen Landstände verweigerten die Steuern und drangen mit Ungestüm auf den Frieden; die Landmeister von Liefland und Deutschland verstanden sich zu keiner nennenswerthen Anstrengung, um den Polen die Spitze zu bieten, und Kaiser und Reich, in die Religionshändel verwickelt, konnten zu keiner Unterstützung des Ordens bewogen werden. Nur noch eine Hoffnung war dem Orden geblieben. Der entthronte König Christian II. von Dänemark warb zur Wiedereroberung seines Reichs mit Begünstigung des

Kurfürsten von Brandenburg Kriegesvolk, und der Befehl darüber sollte dem Hochmeister anvertrauet werden, der es sich vorbehalten hatte, zuvor mit dieser Kriegesschaar gegen Polen zu ziehen. Die Soldkrieger hatten sich wirklich in der Mark Brandenburg gesammelt und waren bis Perleberg gekommen; da aber Christian weder selbst bei dem Heere erschien, wie er doch versprochen hatte, noch für den Sold und die übrigen Heerbedürfnisse Sorge trug, so zerstreueten sie sich wieder.

Nun blieb der Friede der einzige Ausweg, den Ordensstaat zu retten, und nicht ohne große Mühe brachte der Hochmeister es dahin, daß eine Zusammenkunft zu Presburg festgesetzt ward, um wegen des Friedens zu verhandeln. Auch päpstliche, kaiserliche und ungarische Gesandte sollten daselbst erscheinen, um den Frieden vermitteln zu helfen, der nun doch endlich zu Stande zu kommen schien, da der Orden seiner so sehr bedurfte und den vermittelnden Mächten diesmal wirklich viel daran lag, den Feindseligkeiten zwischen dem Orden und Polen ein Ende zu machen. Unangenehm mußte es daher den Vermittlern seyn, als unerwartet König Sigismund es ablehnte, in Presburg wegen des Friedens zu verhandeln. Die preußischen Gesandten, der pomesanische Bischof, Erhard von Queis und Friedrich von Heideck für den Orden, von Kittlitz und von Kunheim für den Landadel, und die Bürgermeister Richau und Schönberg für die Städte, waren schon in Olmütz angelangt und mußten daselbst ihrer Reise ein Ziel setzen. Die Lage des Ordens wurde nun verzweiflungsvoll, denn Preußen war völlig wehrlos, und die Polen, die zu einem Kriege mit den Tartarn völlig gerüstet standen, konnten sich des

Ordensstaates ohne alle Anstrengung bemächtigen. Der Hochmeister sandte nun seinen Bruder, Georg, und seinen Schwager, den Herzog Friedrich von Liegnitz, nach Krakau, um die Verlängerung des Waffenstillstandes, und da diese, wie voraus zu sehen, verweigert werden würde, den Frieden nachzusuchen. König Sigismund zeigte sich bereit, den Frieden mit dem Hochmeister auf die Grundlage des Vertrages zu Thorn zu schließen; doch da der Orden diesen nicht anerkennen wollte, so trug er darauf an, daß Albrecht dem Orden entsagen und die preußischen Ordenslande als ein weltliches Herzogthum von Polen zu Lehn nehmen sollte. Dieser Vorschlag von einem so eifrig katholischen Könige, der noch dazu die Macht besaß, dem erschöpften und zu keiner Gegenwehr gerüsteten Orden Preußen ohne große Anstregung zu entreißen, wird nur durch die Berücksichtigung der dabei obwaltenden Umstände erklärlich. Daß Sigismund den unruhigen und streitbaren deutschen Orden, von dem nie zu hoffen stand, daß er ein treuer und gehorsamer Lehnsmann seyn würde, aus der Nachbarschaft seines Reiches zu entfernen wünschte, war natürlich; doch wollte er dieses durch die Eroberung Preußens bewirken, so hatte er nicht nur das deutsche Reich, sondern auch insbesondere des Hochmeisters wegen, das mächtige Haus Brandenburg gegen sich, und dieses konnte leicht die Macht des deutschen Reichs gegen ihn aufregen. Auch war zu bedenken, daß die Reformation sich in Preußen bereits stark verbreitet hatte und solche um so weniger ausgerottet werden konnte, wenn ganz Preußen unter polnischer Hoheit stand, da alle Bewohner Preußens dann gemeinschaftliche Sache zur Vertheidigung ihres Glaubens gemacht haben würden. Endlich aber

war König Sigismund seinem Neffen Albrecht persönlich gewogen und gönnte ihm gern den Besitz des östlichen Preußens, ohnehin da er überzeugt war, daß Albrecht ein ruhiger Nachbar und Lehnsmann seyn werde; denn er wußte wohl, daß der Hochmeister nicht aus eigenem Antriebe, sondern auf Verlangen des Ordens ihm die Lehnshuldigung versagt hatte. Ohne allen Zweifel waren Sigismund und Albrecht längst einverstanden über diese Ausgleichung, und der König weigerte sich wohl nur deßhalb in Presburg zu unterhandeln, weil er der Vermittelung der päpstlichen und kaiserlichen Bevollmächtigten überhoben zu seyn wünschte, da diese seiner Absicht Hindernisse in den Weg gelegt haben würden. Der Hochmeister schien von dem Vorschlage überrascht und stellte sich, als ob er die Entscheidung dieser Angelegenheit ganz allein den Bevollmächtigten des Landes und des Ordens, die er aus Olmütz zu sich nach Beuthen berufen hatte, überlassen wolle. Als die Gesandten der Landstände seinen Entschluß zu wissen wünschten, verwies er sie an die Bevollmächtigten des Ordens; den Bischof von Pomesanien und Friedrich von Heideck, und diese, sicher in Albrechts Plan eingeweihet, erklärten: da der Deutschmeister und der Landmeister von Liefland, den Hochmeister ohne alle Hilfe gelassen hätten, und auch künftig auf ihren Beistand nicht gerechnet werden könne, so sey die Annahme des von dem Könige von Polen gemachten Vorschlages das einzige Mittel, das Land zu retten. Nach einigen gehobenen Bedenklichkeiten und nachdem der Hochmeister ihnen die Zusage geleistet, das Land durch einheimische Räthe zu regieren und die Erbfolge mit Zuziehung der Stände zu ordnen, genehmigten auch die ständischen Abgesandten die Annahme des königlichen Vor-

schlages, und Albrecht zog darauf zum Empfang der Belehnung nach Krakau. Am 8. April des Jahres 1525 wurde der Friede geschlossen. Preußen, soviel davon noch der Orden besessen, wurde in ein weltliches erbliches Herzogthum verwandelt und Markgraf Albrecht für sich und seine Brüder und Vettern und deren männliche Nachkommenschaft damit beliehen. Nach dem Aussterben aller männlichen Erben der Belehnten sollte Preußen an Polen fallen. Die gemachten Eroberungen sollten von beiden Theilen zurückgegeben werden. Sigismund verlieh dem neuen Herzoge ein Jahrgeld von viertausend ungarischen Gulden. Der Herzog erhielt den ersten Rang unter den polnischen Senatoren. Dem Könige blieben die lehnsherrlichen Rechte vorbehalten; dem Herzoge wurden seine landesherrlichen Rechte, den Ständen ihre Privilegien gesichert. Das war der Inhalt des Friedens zu Krakau. Am 11. April ward auf öffentlichem Markte die Huldigung mit vielen Feierlichkeiten und einer großen Pracht vollzogen, und der neue Herzog mit dem Ordenslande belehnt.

Albrecht kehrte nun nach Preußen zurück und wurde daselbst als Friedenstifter und Begründer einer glücklicheren Zeit mit großer Freude empfangen. Der Adel und die Städte hatten die neue Glaubensform beinah allgemein angenommen; daher war es ihnen erwünscht, daß das Land dem Orden entzogen wurde, und es fand auf dem zusammenberufenen Landtage nicht der mindeste Widerspruch Statt. Der größeste Theil der Geistlichkeit hatte sich ebenfalls zur Lutherischen Lehre gewendet, daher sie auch das Volk für den neuen Landesherrn und gegen den Orden stimmte. Die Ordensritter selbst, so viel deren in Preußen waren,

machten auch keine große Schwierigkeiten, die ihnen dargebotenen Versorgungen anzunehmen und in den weltlichen Stand zurückzutreten. Nur allein der Komthur zu Memel, Herzog Erich von Braunschweig, zeigte sich schwierig und machte Anstalt, das Schloß gegen den Herzog zu vertheidigen; doch auch er nahm endlich ein Jahrgeld an und zog davon. Auf diese Weise nahm die Ordensregierung in Preußen ein Ende, und der Zollern ruhmwürdiges Haus gelangte in den erblichen Besitz des Landes, welches die Grundlage des mächtigen Staates bilden sollte, der einen so wichtigen Einfluß auf die Verhältnisse der europäischen Menschheit gewonnen hat.

XXXIII. Einführung der Kirchenverbesserung in Preußen.

Unter allen Ländern, die sich, Luthers Lehren annehmend, von der römischen Kirche trennten, ist keines, in welchem diese Trennung so schnell, allgemein und mit so vieler Ruhe erfolgte, als der östliche Theil von Preußen, der noch unter der Herrschaft des deutschen Ordens stand. Es ist eine höchst merkwürdige Erscheinung, daß in einem von der Wiege der Reformation so fernen Lande, welches überdem von einem geistlichen Orden beherrscht wurde und welches unter der Lehnshoheit eines streng katholischen Reiches stand, eine so entschiedene Neigung zur Reformation aufkommen konnte, und daß diese, als sie sich geltend machte, nicht mehrere Hindernisse auf ihrem Wege fand. Im westlichen unmittelbar unter Polen stehenden Preußen verbreitete sich das Lutherthum beinah eben so schnell und allgemein. Der Grund dieser wunderbar schnellen Annahme der Kirchenverbesserung in Preußen liegt einmal in den eigenthümlichen religiösen Verhältnissen dieses Landes während der Herrschaft des deutschen Ordens, dann aber in den obwaltenden die Reformation begünstigenden Umständen zu der Zeit, als Luther gegen Rom in den Kampf trat. Beide erfordern hier einer näheren Erörterung.

Die alten Preußen waren ein frommes, dem Glauben seiner Väter mit der vollen Kraft eines tiefen Gemüths anhangendes Volk. Nur mit blutiger Gewalt konnte, nach einem drei und funfzigjährigen schrecklichen Kampfe und nachdem seine Häupter alle gefallen waren, dieses Volk dahin gebracht werden seinen alten heiteren Götterglauben mit dem Christen-

thum zu vertauschen, welches ihm in der Form, in welcher es ihm dargeboten wurde, kein Ersatz für das seyn konnte, was es aufzugeben gezwungen ward. Von den erhabenen Lehren des Christenthums, die ihre Bekenner so sehr veredeln und beglücken, wußten die unwissenden Priester, die in Preußen das Bekehrungswerk trieben, selbst nichts, konnten die Neubekehrten also auch nicht damit bekannt machen. Was diesen gelehrt wurde, bestand in einem ihnen völlig unverständlichen Ceremoniendienst. Statt des vertrauenvollen Flehens, womit ihre Priester die Götter bei den Opfern angerufen hatten, hörten sie jetzt Gebete in einer ihnen fremden Sprache murmeln; statt der munteren Lobgesänge in ihren schattenreichen Hainen, klang nun in den dumpfen Kirchengewölben das traurige Miserere, und statt der einstigen frohen Feste gab es nur Buße und Geißelungen. Mit den alten Göttern war den Preußen auch die alte Freiheit genommen; der neuverkündigte Gott hatte Dienstbarkeit und schwere Lasten gebracht; selbst die vaterländische Sprache, das festeste theuerste Band, welches den Menschen an seine Heimath, an seine Freunde, ja an das Leben fesselt — selbst sie ward ihnen nicht gelassen, und sie durften sich ihrer, bei schwerer Strafe, nicht bedienen. Konnte der Preuße den Gott, der ihm so Vieles nahm und so gar nichts dafür zur Entschädigung gab, konnte er den ihm fremden und ungünstigen Gott lieben? Das that er denn auch nicht. Er beobachtete die kirchlichen Ceremonien, um nicht als ein Heide gestraft zu werden; aber wo er es unbemerkt konnte, da schlich er in des Waldes Dickicht und betete seine alten Götter an und brachte ihnen Opfer. Er ließ in mitternächtlicher Stunde bei verschlossenen Thüren den Bock heiligen und hegte

die Waideloten, die ihm wahrsagten und den Göttern opferten. Nur mit dem Munde war er Christ, während er im Herzen die gütevollen Götter seiner Väter verehrte. So war es mit der Religion des größesten Theiles der Landeseinwohner beschaffen; die Religion, wie die römische Kirche sie lehrte, hatte nie bei ihnen Wurzel gefaßt, und konnte daher auch nicht schwer seyn, sie bei ihnen zu verdrängen.

Der deutsche Ritterorden, dessen Pflicht es doch war, das Christenthum zu verbreiten, der von den Päpsten so über alles Maß begünstigt wurde, zeigte sich auch keineswegs als dem römischen Kirchenthum ergeben. Der Orden war, wie die Kirche, durch fromme Schenkungen reich geworden, aber da er selbst zur Kirche gehörte, wollte er sich nicht von Rom zehnteln lassen und wies keck alle Forderungen des Papstes zurück, da er mächtig genug war, allen Feinden, die ihm der Papst hätte erwecken können, zu trotzen. Selbst der von geistlichen Fürsten gefürchtete Bann, war für den deutschen Orden eine stumpfe Waffe, da er eigene Priester besaß, die im Falle des Interdikts den Gottesdienst hielten. Ueberhaupt dachten die geistlichen Ritter in Kirchensachen viel freier als die Laien, da sie Gelegenheit hatten, mit dem oft ziemlich ungeistlichen Treiben der Kirchenoberhäupter bekannt zu werden. Sie durchschaueten sehr wohl die herrschsüchtigen Absichten des römischen Hofes und wußten ihnen entgegen zu wirken. Da ein großer Theil der Landsgeistlichkeit — die Bischöfe nicht ausgenommen — zum Orden gehörte, so konnte dieser durch seine eigenen Mitglieder allen etwanigen feindseligen Absichten des Papstes entgegen arbeiten, und deßhalb wurde es dem römischen Hofe durchaus unmöglich, die Unterthanen

des Ordens gegen ihn aufzuwiegeln. Die nicht zum Orden gehörige Geistlichkeit in Preußen war nicht mächtig genug, um sich gegen ihn zu setzen, und mußte mit ihm in Eintracht leben, da er jeden Versuch, feindselig gegen ihn zu handeln, unerbittlich strafte. Als eine geistliche Körperschaft zwang der Orden die Priester in seinen Landen, ihm zu gehorchen, ihm, so oft es nöthig war, Schatzungen zu zahlen und in allen Dingen sich treu und unterwürfig zu beweisen. Nur wenn er einen günstigen Ausspruch des Papstes für sich bedurfte, oder andere Vortheile durch ihn zu erlangen wünschte, zeigte der Orden sich als einen treuen Vertheidiger päpstlicher Rechte; wollte der Papst aber die Ordenslande beschatzen oder sich auf irgend eine Weise in die Angelegenheiten des Ordens mischen, so wurde er stets mit so viel Klugheit als Festigkeit zurückgewiesen, und erreichte nie seine Absicht. Daher war das Ansehen des römischen Stuhles in Preußen zu der Zeit beinah völlig unbedeutend geworden, als es in Deutschland unter dem schwachen Friedrich III. neuen Glanz gewann. Der Orden hatte seine Unterthanen daran gewöhnt, dem Bann und Interdikt trotzen, selbst Bischöfe verhaftet, ungehorsame Geistliche von den Hochmeistern abgesetzt zu sehen. Er ließ den Waldensern, Wikleſiten und andern Sektirern Schutz, zum wenigsten Duldung angedeihen, wie sehr auch der Papst dagegen eiferte: das alles trug dazu bei, den Begriff von der päpstlichen Unfehlbarkeit und Macht zu zerstören. Völlig ging aber das Ansehen des Papstes im dreizehnjährigen Kriege in Preußen unter, als er fruchtlos den preußischen Bund mit dem Bann belegte und sein Bemühen, den Orden zu retten, so ganz erfolglos blieb.

Eine solche Gleichgiltigkeit gegen den römischen Cultus herrschte in Preußen, als Luther wider die kirchlichen Mißbräuche zu eifern begann. Die preußische niedere Geistlichkeit hatte sich längst durch ihre Sittenlosigkeit verächtlich gemacht und ihre Laster waren in den Augen der Laien um so widerlicher, als sie nicht einmal durch den Besitz großer Reichthümer entschuldigt wurden. Mönche, wie Weltgeistliche, waren dem Trunke und der Völlerei ergeben, gingen stets weltlich gekleidet und hielten, wenn sie mit einander in Zwist geriethen, Zweikämpfe mit Messern, die sie zu dem Zweck stets bei sich führten. Sie hielten sich öffentlich Beischläferinnen, und wer diese beleidigte, den beschimpften sie deßbalb in den Predigten. Die Bischöfe waren zu der Zeit sämmtlich Männer von gemäßigter, duldsamer Denkungsart. Dasselbe war auch der Hochmeister, und so wurden denn in dem preußischen Ordenslande keine Vorkehrungen getroffen, um die Verbreitung von Luthers Grundsätzen zu hindern. Im westlichen Preußen, wo Luthers Schriften ebenfalls viel Beifall fanden, verbot der König Sigismund ihre Einführung und ihren Gebrauch, bei Strafe der Landesverweisung und Einziehung der Güter. Aber diese Strenge hatte durchaus nicht den gehofften Erfolg; denn die polnische Regierung, die sich ohnehin gegen Preußen vieler Ungerechtigkeiten schuldig machte, war daselbst verhaßt, und dieses Verbot schien eine neue Unbill. In den großen Städten fingen die Geistlichen an, Luthers Lehren von der Kanzel zu verkündigen, und fanden großen Beifall. In Danzig predigten schon im Jahr 1520 Jakob Finkenblock, ein Pfarrer, und Doctor Alexander, ein Mönch, gegen das Papstthum. Der Drohungen des Königes und des

Bischofes von Cujavien wegen verließ ersterer die Stadt und ging nach Wittenberg, kehrte aber nach einem halben Jahre zurück und wurde als Prediger an der altstädtischen Pfarrkirche angestellt. Bald darauf erschienen vierzig Geistliche vor dem Rath zu Danzig und erklärten, daß sie sich, wenn er sie beschützen würde, verheirathen und den anderen Bürgern gleich leben wollten. In Thorn ließ der päpstliche Legat Zacharias einen Scheiterhaufen auf dem St. Johanniskirchhofe errichten und Luthers Bildniß darauf verbrennen. Die anwesenden Bürger warfen aber so viel Steine auf den Scheiterhaufen, daß Luthers Bild aus dem Feuer fiel; und als es ein gegenwärtiger Bischof wieder hineinwarf, da richteten die Bürger ihre Steinwürfe gegen die Geistlichen, die sich durch die Flucht retten mußten. Elf Mönche verließen daselbst auf einmal das Kloster, um sich zu verheirathen. In Elbing untersagte der Rath den Mönchen das Almosensammeln, bald darauf auch das Nachtläuten und das Predigen. Nun rafften die Mönche einen Theil der Klosterschätze zusammen und entflohen damit.

In dem Ordenslande verbreitete sich die Reformation nicht weniger schnell, doch mit mehrerer Ruhe, weil sie weniger Widerstand fand. Im Jahr 1519 war die letzte Procession gehalten worden und der Hochmeister Albrecht von Brandenburg hatte ihr selbst barfuß und mit bloßem Haupte beigewohnt. Bald darauf predigte in der Schloßkirche ein Mönch und in der altstädtischen ein Domherr gegen die Verehrung Marias, und nach und nach fingen die Mönche und Nonnen an, ihre Klöster zu verlassen und sich zu verheirathen. Der Bischof von Samland, Georg von Polenz, war ein entschiedener Freund der Reformation

und legte ihrer Verbreitung durchaus keine Hinderniſſe in den Weg. Sehr wichtig für die Sache der Kirchenverbeſſerung war es, daß der Hochmeiſter, als er im Jahr 1522 nach Deutſchland reiſte, den Biſchof Polenz und den Hauskomthur von Königsberg zu Statthaltern des Landes ernannte. Polenz hatte nun die Gewalt in den Händen und ſchützte die Anhänger der neuen Lehre; doch that er noch mehr: er ſchaffte nach und nach einige anſtößig gewordene Formen des römiſchen Gottesdienſtes ab. Der Hochmeiſter hatte ſich noch nicht für die Reformation entſchieden, und da er es mit dem Papſt und mit der katholiſchen Partei in Deutſchland nicht verderben wollte, ſo ſchrieb er an den Biſchof von Samland, daß er die Lutheriſche Lehre nicht einführen möchte. Der Biſchof gehorchte zum Schein und gebot die Haltung einiger abgeſchafften Feſttage; in der That aber ließ er der Sache ihren Gang. So vermehrte ſich die Zahl der Lutheriſchen in Königsberg ſehr ſchnell, und ſelbſt einige Ordensritter legten das Kreuz ab und verheiratheten ſich. Unter der Zeit hatte der Hochmeiſter den Andreas Oſiander in Nürnberg predigen hören und war dadurch für die Grundſätze Luthers gewonnen worden. Durch ihn kam er mit Spalatinus, dem Kanzler und Hofprediger des Kurfürſten von Sachſen, in Bekanntſchaft, der ihn in den neugewonnenen Anſichten beſtärkte. Wahrſcheinlich auf deſſen Rath ſprach er auf ſeiner Rückreiſe mit Luther, der ihm anrieth, „die tolle und verkehrte“ Ordensregel fahren zu laſſen, zu heirathen und Preußen als ein weltliches Fürſtenthum zu regieren. Luther hatte dadurch die rechte Saite in Albrechts Gemüth berührt, und ob dieſer ſich gleich nicht zur Stelle darüber näher erklärte, ſo bat er doch bald darauf den Reforma-

tor, Geistliche, die der Reformation anhingen, nach Preußen zu senden. Luther stand längst mit Albrechts vertrautem Rath, Friedrich von Heideck, und mit dem Bischof von Samland in Briefwechsel und sandte nun den Petrus Amandus und den Doctor Brismann nach Königsberg. Amandus wurde in der Altstadt, Brismann am Dom als Prediger angestellt. Amandus war ein unvernünftiger Eiferer, der mit dem Königsbergischen Magistrat in heftige Streitigkeiten gerieth; Brismann verfuhr mit größerer Mäßigung und brachte den Bischof von Polenz bald dahin, daß er sich öffentlich für Luthers Lehren erklärte. Er befahl in deutscher Sprache zu taufen; und schon am 25. September des Jahres 1524 wurden die Messen deutsch gesungen. Der von Luther empfohlene Doctor Paulus Speratus ward als Hofprediger angestellt. Ein Schreiben Luthers an die Ordensherren hatte die Wirkung, daß viele von ihnen sich weltlich kleideten, den lutherischen Gottesdienst besuchten und sich verheiratheten. Dieses war leicht erklärlich; denn nachdem die Ordensmacht in Verfall gerathen war, hatte auch das Wohlleben der Ordensritter und mit diesem auch ihre Anhänglichkeit an den Orden ein Ende genommen. Nun wurden die Fasttage abgeschafft, den Fleischern, die während der Fasten nicht schlachten wollten, das Handwerk verboten, und Gesellen, die sich weigerten, Fleisch zu essen, mußten die Stadt verlassen. Der Bischof verschloß den Rittern auf dem Schlosse den Kapitelsaal, das Volk trieb die grauen Mönche aus der Stadt, brach die Altäre in den Kirchen ab und verjagte die wenigen noch eifrigen Katholiken. Wie schnell die Reformation hier Eingang fand, geht daraus hervor,

daß sich im Jahre 1525 in Königsberg allein über vierhundert verheirathete Mönche befanden.

Sehr vortheilhaft war es für die Sache der Reformation in Ostpreußen, daß der Hochmeister sich nicht im Lande anwesend befand; denn als er von dem Papst und dem Kaiser wegen der kirchlichen Neuerungen zur Rede gestellt wurde, konnte er sich mit seiner Unwissenheit entschuldigen und den Verdacht sehr leicht von sich abwälzen, als ob er die Reformation begünstige, welches doch in der That jetzt, da er die Absicht hatte, in Preußen eine weltliche Herrschaft zu gründen, der Fall war.

Mittlerweile hatte auch in Westpreußen die Reformation immer größere Fortschritte gemacht; besonders geschah dieses in Danzig, woselbst die Bürgerschaft ohne alle Scheu bei Abschaffung der römischen Kirchengebräuche verfuhr. Als im Jahr 1524 der Bischof von Cujavien in Danzig einen der Lutherischen Lehre verdächtigen Geistlichen in's Gefängniß setzte, befreiete ihn das Volk mit Gewalt. Der Bischof, der für seine Sicherheit fürchtete, verließ eiligst die Stadt. Jakob Finkenblock begab sich nach Wittenberg, um von Luthern Prediger für Danzig zu erbitten. Die Bürgerschaft wählte einen Ausschuß von zwölf Personen, welcher das Reformationsgeschäft betreiben sollte, und diesen bewilligte der Rath die Anstellung Lutherischer Geistlicher an fünf verschiedenen Kirchen. Das Silber aus den Klöstern wurde verzeichnet und dem Bürgermeister Weiß in Verwahrung gegeben. Den Mönchen wurde untersagt, zu predigen, Beichte zu hören und Almosen zu sammeln; Messe durften sie noch lesen, doch keine Novizen aufnehmen und keine Bürgerhäuser besuchen. Es ward ihnen Sicherheit ihrer Person verhei-

ßen und jedermann verboten, sich an dem Kirchengeräth, an den Altären oder Heiligenbildern zu vergreifen. Dieses alles sollte nur vorläufig gelten und darüber der Beschluß des Königs von Polen eingeholt werden. Die Bürgerschaft faßte aber Mißtrauen gegen den Rath, weil mehrere seiner Mitglieder sich noch zur römischen Kirche bekannten. Dieses Mißtrauen erhielt neue Nahrung, als der Rath einen der Bürger, der einem Geistlichen wegen seiner Mönchstracht Vorwürfe machte, in Verhaft nehmen ließ. Weil einige Gährung bei der Bürgerschaft deßhalb entstand, befahl der Rath dem Fleischergewerk, sich zu bewaffnen. Die darüber aufgebrachte Bürgerschaft erregte einen Auflauf, setzte den Rath ab und erwählte einen neuen Rath. Nun wurden die Messen und lateinischen Kirchengesänge abgeschafft, die Klöster in Schulen und Hospitäler verwandelt und die Lutherischen Kirchenformen völlig eingeführt.

König Sigismund erließ zwar ein Rescript an die Danziger wegen dieser Neuerungen, doch bewies er dabei nicht den gewohnten Eifer für die katholische Religion. Zu dieser Mäßigung bewog ihn die Betrachtung, daß Danzig, eine Stadt, die einen entschiedenen Einfluß auf ganz Westpreußen besaß, wenn sie mit Härte behandelt würde, leicht einen Bund gegen Polen zu Stande bringen und sich einem protestantischen Fürsten unterwerfen könnte. Vor Allem war eine Verbindung des polnischen Preußens mit dem Ordenslande zu befürchten; diese Furcht vor einem Aufstande verhinderte also im westlichen Preußen strenge Maßregeln gegen die Reformation; dem Markgrafen Albrecht verhalf sie zu dem Frieden von Krakau. Als der neue Herzog Albrecht nach dem geschlossenen Frie-

den nach Königsberg zurückkehrte, fand er in seinem neuen Herzogthum die Reformation beinah völlig beendigt. Nur fünf Ordensritter waren ihrem Gelübde getreu geblieben, und von der Geistlichkeit weigerten sich nur allein einige Domherren zu Marienwerder, der römischen Kirche zu entsagen. Dem Bischofe Georg von Polenz gebührt der Ruhm, von allen deutschen Bischöfen der erste gewesen zu seyn, der die Reformation angenommen hat. Er übergab auch auf dem Landtage die Güter seines Bisthums dem Herzoge und erbat sich dafür bloß hinreichenden Unterhalt. Er vermählte sich mit Katharina Truchses von Wetzhausen. Der Bischof von Pomesanien, Erhard von Queis, folgte seinem Beispiel. Noch erklärte sich der Herzog nicht geradezu für die Reformation; ohne Zweifel aus Staatsklugheit. Er schützte sich dadurch vor Angriffen, und das Lutherthum gewann Zeit, sich in Preußen zu befestigen. Letzteres geschah denn auch, und vor Allem bei dem Volke, welches so eifrig der Lutherischen Lehre anhing, als es lau gegen die römische gewesen war. Diesen Eifer bewirkten vorzüglich auch die Kirchenlieder. Die Preußen sind ein Gesangliebendes Volk, und durch die sanften Melodien der kirchlichen Gesänge, sang sich auch der neue Glaube in ihr Gemüth. Doch ist auch nicht zu leugnen, daß Herzog Albrecht ein großes Verdienst um die Verbesserung der Religion seiner preußischen Unterthanen hat; denn er kam zuerst auf den Gedanken, Andachts- und Unterrichtsbücher in der Landessprache verfertigen zu lassen und Dolmetscher anzustellen, die in den Gegenden, wo das Volk der deutschen Sprache nicht kundig war, die Predigten der Geistlichen in der Kirche den Zuhörern in der Landessprache vortragen mußten. Im Jahr 1526 vermählte

sich Herzog Albrecht mit der Prinzessin Anna Dorothea von Dänemark, einer Tochter des Königs Friedrich. Die Kirchenordnung, die im December des Jahres 1525 von den Bischöfen von Polenz und Queis abgefaßt wurde, war der Schlußstein, durch den die Reformation völlig beendigt wurde. Sie ist ohne Zwang, ohne Verletzungen des Rechts und ohne bedeutende Unordnungen eingeführt worden. Freiwillig nahm das Volk sie an und umfaßte sie mit großer Liebe; und darum ist es ihr auch so treu geblieben, und nirgends haben die Proselytenmacher der römischen Kirche weniger Eingang gefunden als in Ostpreußen.

XXXIV. Der preußische Bauernaufruhr.

Der schöne menschliche Grundsatz des deutschen Ordens in Preußen, keine Leibeigenschaft zu dulden, war unter manchen eigenthümlichen Vorzügen der Regierung dieser geistlichen Körperschaft keiner der geringsten. Während in anderen deutschen Ländern der Ackerbauer gleich dem Lastvieh als Sache behandelt, als solche nach dem Gutdünken seiner Herren verkauft oder verschenkt werden konnte und nebst Allem, was er besaß, das Eigenthum des Grundbesitzers war, auf dessen Gebiet er saß, gab es in Preußen nicht nur einen völlig dienstfreien Stand nicht adeliger Landleute, die Kölmer und Freien, sondern die auf den Ordens- und adeligen Gütern befindlichen Ackerbauern, die zwar Frohndienste leisten mußten, waren persönlich frei und konnten sogar ihre Bauernhöfe verkaufen. Dieses vortheilhafte Verhältniß der preußischen Landleute erlitt freilich manche Verkümmerung, als die Ordensherrschaft zu sinken begann, und in dem Kampfe des Ordens mit dem preußischen Bunde die Verfassung des Landes zu Grunde ging. Der Landadel, der entweder gegen den Orden im Aufstande begriffen war, oder durch alle mögliche Mittel von der Theilnahme daran zurückgehalten werden mußte, konnte nicht mehr bei der Behandlung seiner Bauern gezügelt werden, und erlaubte sich Bedrükkungen, die allmählig immer härter und durch den langen Mißbrauch zu einem geltenden Rechte erhoben wurden, bis daraus die Zwangsdienste und endlich die Erbunterthänigkeit hervorgingen. Der Orden sah sich durch die geschmälerten Einkünfte zu einem ähnlichen Drucke der zu seinen Gütern gehörigen Bauern genöthiget. Zu einer wirklichen Leibeigenschaft ist es

indeſſen in Preußen nie gekommen; auch blieb der Unterthan Eigenthümer ſeiner beweglichen Habe und den Schaarwerk (die Frohndienſte) leiſtete er nach einem feſten Satze. Das Loos der preußiſchen Bauern war alſo immer noch erträglicher, als das der mehreſten deutſchen; doch ſo lange die Landesregierung ſchwach blieb und nicht vermochte, die verſchiedenen Stände in den ihnen rechtlich zuſtehenden Grenzen zu erhalten, trachteten die adeligen Grundherren darnach, ihren Bauern neue Laſten aufzuwälzen, welches ihnen doch mitunter gelang, wenn ſchon mehrere Umſtände eine völlige Beknechtung verhinderten. Der preußiſche Bauer zeichnete ſich ſtets durch einen gutmüthigen Charakter aus, den er ſelbſt dann nicht verleugnete, wenn er durch die Ungerechtigkeiten ſeiner Herren zum Aufſtande gegen ſie gezwungen wurde. Das war auch in dem nachfolgend dargeſtellten Aufruhr der Fall, der beſonders dadurch denkwürdig wird, daß er, als gleichzeitig mit den Empörungen der Landleute in Deutſchland, in Hinſicht der Urſachen des Entſtehens und in Betreff der Folgen, Anlaß zu intereſſanten Vergleichungen darbietet.

Nachdem Preußen in ein weltliches Herzogthum verwandelt worden war, forderte Herzog Albrecht ſogleich eine beträchtliche Getreide-Abgabe von den Bauern, die der Adel, da er davon frei blieb, ohne alle Umſtände bewilligte Aus zuweit getriebener Vorſicht verordnete Albrecht, daß die Bauern gegen eine billige Entſchädigung ihre ſämmtlichen Waffen abliefern ſollten, und gab für dieſe höchſt überflüßige Maßregel Gründe an, deren Nothwendigkeit Niemanden einleuchten wollte. Beſonders auffallend war die Entwaffnung der Landleute in Samland, in welcher Provinz

ein Angriff der Liefländer befürchtet wurde. Da von den Bauern zu derselben Zeit eine Geldabgabe gefordert und zugleich ihnen, bei harter Strafe, die Tödtung des Wildes, welches ihre Felder verheerte, untersagt ward; so verbreitete sich das Gerücht, die Entwaffnung sey nur verfügt, damit der wehrlos gemachte Landmann um so sicherer mit dem härtesten Joche belastet werden könnte. Der Adel, der zu der Zeit seine Rechte zu vermehren strebte, bedrückte die Bauern mehr als je; da er sich aber auch gegen den Landesherrn anmaßend und übermüthig benahm, so kam, im Widerspruch mit dem früheren Gerücht, die Meinung in Umlauf, daß dem Herzoge die Vernichtung des Adels lieb seyn würde. Ueberdem waren die Bauern durch die Predigten mehrerer Geistlichen über die evangelische Freiheit auf den Gedanken gekommen, daß Frohndienste und Leistungen an den Adel mit dieser Freiheit unverträglich wären.

Zu der Zeit saß auf dem Schlosse zu Kaimen der Amtmann Andreas Rippe, der sich schon durch die Ermordung eines jungen Bauern verhaßt gemacht haben soll. Einen großen Widerwillen erregte er aber gegen sich, als er durch seinen Unverstand das Schaarwerk der Bauern vermehrte. Er ließ nämlich durch die gewöhnlichen Dienste Getreide einscheuern, welches noch nicht trocken war; dann aber, da er das Verderben desselben fürchtete, mußten es die Bauern wieder auf's Feld bringen, ausspreiten, trocknen und zum zweitenmale in die Scheuern führen. Die Erbitterung der Bauern erreichte dadurch den höchsten Grad, und es war daher sehr leicht, sie zum Aufstande zu bewegen. Zufälliger Weise fand sich ein Mensch in der Nähe, der diese Absicht hatte.

In der Mühle zu Kaimen wohnte der Müller Kaspar, ein Schwärmer, der die Lehre von der evangelischen Freiheit unrecht verstanden und sich die Beschwerden der Bauern zu Herzen genommen hatte. Er faßte den Vorsatz, dem Druck der Bauern ein Ende zu machen, und gerieth durch das Nachdenken über die Mittel, durch welche dieses erreicht werden könne, in einen Tiefsinn und in eine Unruhe, wodurch er in den Augen der Bauern eine Wichtigkeit erhielt, die ihm außerdem seine unbedeutende Persönlichkeit schwerlich gegeben haben würde. Endlich nachdem er mit sich darüber im Reinen war, auf welche Weise er den Aufstand bewirken wollte, theilte er sich dreien seiner Vertrauten mit und ließ sich von ihnen die tiefste Verschwiegenheit versichern. Am 2. September des Jahres 1525, an einem Sonnabende des Abends, berief Kaspar seine drei Vertrauten zu sich und sandte sie zu Pferde in die nächsten Dörfer, um die Bauern auf Mitternacht bei einem Kreuze in Kaimen zusammenzurufen. Seine Boten mußten ansagen, daß den Bauern ein Befehl ihres neuen Landesfürsten kund gemacht werden sollte; zugleich aber auch mit Feuer und Schwert die bedrohen, welche ausbleiben würden. Auch ließ er gebieten, daß aus den nächsten Dörfern Boten nach den entfernteren geschickt werden sollten, damit sie sich an dem bestimmten Orte stelleten. Die Bauern gehorsamten und versammelten sich an viertausend Mann. Lange warteten sie aber auf den Müller vergebens, und der Müller auf sie; denn es gab bei Kaimen zwei Kreuze: eines auf dem Wege zum Schlosse und das andere auf dem Wege zur Kirche. Bei einem wartete der Müller, bei dem anderen hatten sich die Bauern versammelt; und letztere wollten schon aus einander

gehen, als der Müller den Irrthum gewahr wurde und sich zu den Bauern begab. Er hielt eine Anrede an den Haufen, worin er versicherte, daß jetzt die Zeit gekommen sey, die Bauern von den Bedrückungen des Adels zu befreien; es geschehe solches mit Wissen und Willen des Landesherrn und nach dem Gebote Gottes: darum sollten sie ihm getrost folgen, und so wollte er mit ihnen Ehre einlegen, und sie und ihre Nachkommenschaft für ewige Dauer frei machen.

Die Bauern deutscher Abkunft gaben sogleich dem Müller Beifall und zeigten sich bereit, ihm zu folgen; die von preußischem Stamme aber waren kälter und fragten: wo der Befehl des Fürsten sey? Da zeigte er ihnen einen Zettel vor, und da sie nicht lesen konnten, aber gewohnt waren, Jedem zu gehorchen, der ihnen etwas Geschriebenes brachte, so glaubten sie nun auch dem Müller und erklärten sich bereit zur Folgeleistung.

Der Müller führte nun den Haufen nach dem Schlosse Kaimen. In der Ringmauer des Schlosses war eine kleine Pforte, die Kaspar zu öffnen wußte, weil er dadurch nach einer Schleuse zu gehen pflegte, und er überhaupt im Schlosse Bescheid wußte; denn der Amtmann mochte ihn wohl leiden und hatte ihm noch den Tag vorher einen Topf voll Honig geschenkt. Durch die Pforte ging der Müller mit acht Männern, öffnete das große Schloßthor und ließ den ganzen Haufen ein. Der Amtmann Rippe wurde in seinem Schlafgemach überfallen und gefangen gemacht. Kaum erlaubten die Bauern ihm, sich anzukleiden. Darauf zogen sie zum Pfarrer, weckten ihn und forderten ihn auf, ihnen sogleich das Wort Gottes lauter und ohne alle Heuchelei zu predigen. Als der Pfarrer sah, daß

sein Weigern vergebens war, gab er nach, trat in den Kreis und nahm zum Text: „Du sollst nicht stehlen.“ Als er darauf einen Bauer mit des Amtmanns Rock, den Amtmann aber mit einem Bauernkittel angethan sah, da brachte er dem Müller seine Predigt in Erinnerung und erlangte dadurch, daß der Amtmann seinen Rock wieder erhielt. — Ein Zeichen, daß keine Bösartigkeit in dem Haufen herrschte. — Die Bauern zogen weiter in das Labiausche Gebiet, um den daselbst ansäßigen Adel gefangen zu nehmen, und besonders hofften sie viele in der Kirche zu Legitten zu greifen; doch die mehresten gewannen Zeit, nach Labiau zu flüchten. Dagegen wurden mehrere Landhöfe geplündert. Einige Edelleute, die in ihre Gefangenschaft geriethen, schützte die Fürbitte des Pfarrers von Kaimen vor Mißhandlungen. Ihm und dem Pfarrer von Legitten boten die Bauern die Anführerstellen an; doch die Geistlichen lehnten es ab. Von Legitten zogen die Bauern nach dem Schlosse zu Labiau, um die dorthin geflüchteten Edelleute gefangen zu nehmen. Der Amtmann ließ aber das Schloßthor verschließen und sie zugleich warnen, keinen Angriff gegen das Schloß, welches Eigenthum des Landesherrn sey, zu verüben. Da er ihnen etwas Bier und Brot heraussandte, und auch der Pfarrer einen Angriff au. das Schloß abrieth, so ließen sie sich begütigen und zogen ab.

Nun beschlossen die Aufrührer, zwei Abgeordnete an die Stadt Königsberg zu senden, und nichts ohne das Gutheißen der Königsberger zu unternehmen. Während die Boten dahin gingen, zogen die Bauern im Lande umher, um die Adeligen anzugreifen und ihre Wohnungen zu plündern; doch erlaubten sie sich

nur selten Mißhandlungen der Adeligen, und bei dem Plündern war es ihnen meistens nur um die ihnen nothwendigen Lebensmittel zu thun.

Als die Abgeordneten der Bauern in Königsberg ankamen, wollte Niemand aus der Gemeinde ihren Brief in Empfang nehmen. Einer wies sie zu dem Andern, bis sie endlich zum Bürgermeister der Altstadt gelangten, dem sie ohne Hehl sagten, daß sie den Adel zu vertreiben angefangen hätten und hofften, die Gemeinde von Königsberg werde ihnen darin Beistand leisten. Der Bürgermeister erschrak über diese Rede sehr, und nahm den Brief auch nicht an, sondern wies die Boten aufs Schloß. Auf dem Schlosse waren wenige fürstliche Räthe anwesend. Diese geriethen in große Angst, da sie fürchteten, daß die Stadt Königsberg mit den Bauern gemeinsame Sache machen würde; als sie sich aber vom Gegentheil überzeugt hatten, da drangen sie in die Königsberger Rathsherren, daß sie sich zu den Aufrührern hinaus begeben und sie zu bewegen suchen möchten, bis zur Zurückkunft des Herzogs, der unter der Zeit nach Liegnitz gereiset war, ruhig zu seyn. Der Stadtrath hätte gern diesen Auftrag von sich abgelehnt, die fürstlichen Räthe ließen aber nicht ab mit Bitten, und da die Gemeinde von Königsberg damit einstimmte, so mußten sich die drei Bürgermeister nebst einigen Rathsherren zu der Reise entschließen; doch thaten sie es nicht eher, als bis ihnen von den Bauern sicheres Geleit ertheilt worden war. Die Bauern hatten sich unterdeß in zwei Haufen getheilt, die Samland durchzogen und überall die Adeligen aufsuchten. Diese waren, so viel ihrer noch hatten entkommen können, nach dem Schlosse Fischhausen geflüchtet; der Adel in der Landschaft Na-

tangen aber, woselbst die Bauern sich gleichfalls zum Aufstande rüsteten, hatte sich auf das Schloß Preußisch-Eilau gerettet. Die Samländischen Bauern waren bis zu einer Stärke von achttausend Mann angewachsen, und hatten einen aus ihrer Mitte, Namens Hans Gehrke, zu ihrem Hauptmann gewählt. Dieser unterhandelte mit den Abgeordneten von Königsberg; er versicherte, der Aufstand sey auf Eingebung des heiligen Geistes geschehen und dem Evangelio gemäß, aus welchem erwiesen wäre, daß das Volk nur einen Gott und einen Fürsten haben, nicht aber dem Adel unterworfen seyn sollte. Da nun die Königsberger die Bauern auf die üblen Folgen des Aufstandes aufmerksam machten, erklärten diese: wenn der Adel sich ruhig verhalten und ihnen keine neuen Lasten aufbürden wollte, so würden auch sie bis zur Ankunft des Herzogs ruhig bleiben. Die Königsberger Bürgermeister getraueten sich nicht, ohne Einwilligung der fürstlichen Räthe, mit den Bauern einen Vertrag abzuschließen; deßhalb wurde eine neue Zusammenkunft auf dem Berge zu Quednau, eine Stunde von Königsberg, auf den folgenden Tag bestimmt. Daselbst kam der Vertrag zu Stande, und nachdem der Adel verhießen und mit Brief und Siegel bekräftiget hatte, sich auf keine Weise zu rächen, noch seine Hintersassen mit neuen Leistungen zu beschweren; so versprachen die Bauern bis zur Ankunft des Herzogs ruhig zu bleiben, gaben die Gefangenen frei, lieferten alles, was sich von der geplünderten Habe des Adels vorfand, aus und zogen, nachdem sie das Lied: „Nun bitten wir den heiligen Geist," gesungen hatten, jeder nach seiner Heimath. Der Aufruhr auf Samland, der am Sonntage ausgebrochen war, nahm schon am Freitage ein Ende. An

die Bauern in Natangen, die sich schon versammelt hatten, um gegen die Edelleute feindselig zu verfahren, wurde der Kanzler Spilberger gesandt, um sie zur Ruhe zu ermahnen. Sobald sie vom Vertrage der Samländischen Bauern hörten, da ließen auch sie von ihrer Zusammenrottung ab und gingen friedlich auseinander.

Diese glimpfliche Stillung eines Aufruhrs, der gedrohet hatte, sich über das ganze Land zu verbreiten, war großentheils das Werk des Königsberger Magistrats, der nicht nur zu den Unterhandlungen gerathen, sondern sie auch geleitet und die Aufrechthaltung des Vertrags bei den Bauern verbürgt hatte. Dieses Verdienst um die Ruhe des Landes und um die Sicherheit des Adels vergalt letzterer mit dem schnödesten Undanke. Zuerst brach nämlich der Adel in Natangen das den Bauern geleistete Versprechen, sie bis zur Ankunft des Herzogs in Ruhe zu lassen; denn wiewohl die Mehrzahl der Natangischen Adeligen sich aus Furcht noch immer in dem Schlosse zu Preußisch-Eilau aufhielt, so griffen doch mehrere vom Adel einige Bauernanführer auf, waffneten sich, stießen harte Drohungen gegen die Bauern aus und erlaubten sich viele Neckereien gegen sie. Die Bauern überliefen den Königsberger Magistrat mit Klagen über die Adeligen, täglich waren sie auf dem Rathhause und bei den Bürgermeistern, und letztere hatten genug zu thun, um das unkluge Benehmen des Adels gut zu machen und die aufgebrachten Landleute, denen die Adeligen mit Mord und Brand gedrohet hatten, wieder zu begütigen. Als nun aber der Herzog nach Preußen kam, da zog ihm der Adel schaarenweis bis Preußisch-Holland entgegen und widerrieth ihm nach Königs-

berg zu kommen, da der Stadtrath und die Bürger dieser Stadt Genossen der aufrührerischen Bauern wären. Der Herzog glaubte diesen Anschuldigungen und sandte sogleich an den Bischof von Ermland einen Boten, der ihn um einige bewaffnete Mannschaft zum Beistande gegen die Aufrührer bitten mußte; den König von Polen ersuchte er um einen Reiterhaufen von tausend Mann.

Der Königsberger Stadtrath erfuhr früh genug, wie er und die Stadt von dem Adel bei dem Landesfürsten angeschwärzt werde, und eilte, um dem Herzoge wegen dieser Verläumdungen die Augen zu öffnen. Einige aus dem Rath und der Gemeinde begaben sich nach Preußisch-Holland, um dem Herzoge durch einen treuen Bericht von dem Aufruhr und von ihrer Mitwirkung zur Dämpfung desselben allen Argwohn gegen sie zu benehmen und ihn einzuladen, nach Königsberg zu kommen. Sie mußten drei Tage harren, bis sie vorgelassen wurden, und als ihnen der Herzog endlich Gehör gewährte, da war er von den Adeligen umgeben, die ihm eine so ungünstige Meinung von den Königsbergern beigebracht hatten. Dennoch gelang es dem Bürgermeister Nikolaus Richau, in einer kraftvollen Rede die Unschuld der Königsberger an dem Bauernaufruhr und die Verdienste des Magistrats um die Stillung desselben zu beweisen. Als der Herzog darauf ankündigte, daß er den König von Polen um tausend Reiter ersucht habe, in deren Begleitung er nach Königsberg kommen wolle, da baten die Abgeordneten ihn, doch ja kein fremdes Kriegsvolk in's Land zu führen, und erboten sich, im Fall es nöthig seyn sollte, aus Königsberg selbst tausend wohlbewaffnete Mann zu stellen. Der Herzog schrieb

nun den polnischen Heerhaufen wieder ab und zog in Begleitung der ermländischen Söldner und der Adeligen, im Ganzen mit fünfhundert und drei und vierzig Pferden, in Königsberg ein.

Kaum war er in Königsberg angelangt, als er den Bauern gebieten ließ, sich auf dem Felde des Dorfes Laut, in der Nähe von Königsberg, zu versammeln. Es erschien ein Haufe von viertausend Mann. Der Herzog zog mit seiner Reiterei und einigen Kanonen den Bauern entgegen und überließ es ihnen, eine Schlacht zu liefern, oder sich zu unterwerfen. Die armen Bauern, die nie daran gedacht hatten, sich gegen ihren Landesherrn aufzulehnen, und deren Hauptmann, Hans Gehrke, noch nicht angekommen war, warfen zitternd ihre Waffen von sich und baten um Gnade. Es wurden darauf mehrere gefangen genommen und gebunden. Als die Bauern das gewahr wurden, wollten sie entweichen; doch der Herzog ließ die Flüchtigen mit seiner Reiterei zurück und in einen Haufen zusammen treiben. Nun wurden nach der Angabe des Adels sieben und achtzig Mann aus dem Haufen ausgesucht, gefangen und gebunden und drei davon sogleich hingerichtet, die andern vier und achtzig aber nach Königsberg in die Gefängnisse gebracht. Die übrigen Bauern mußten einen Kreis um den Herzog schließen, der ihnen das Sträfliche ihres Aufstandes vorhielt und sie, nachdem sie einen Eid geleistet, daß sie sich ruhig verhalten und ihre nicht anwesenden Genossen nöthigen wollten, die Waffen abzuliefern, mit der Weisung entließ, daß sie, wenn sie Beschwerden zu führen hätten, sich an ihn selbst wenden möchten. Von den Gefangenen wurden in Königsberg acht und zu Laukischken und Kaimen noch

zwei hingerichtet. Einer von diesen, der Urheber des Aufstandes, Müller Kaspar, sagte, als er gefragt wurde, warum er einen so heillosen Aufruhr gestiftet: nur die großen Bedrückungen der armen Bauern hätten ihn dazu bewogen. Mehrere der Gefangenen, die auch zum Tode verurtheilt waren, wurden durch die Fürbitten ihrer Freunde begnadigt; einige mußten aus dem Lande ziehen, über funfzig kauften sich durch beträchtliche Geldsummen von der Strafe frei. Nach diesem zog der Herzog mit einem Heerhaufen in die kleinen Städte, um daselbst durch Bestrafung mehrerer Aufrührer Furcht zu verbreiten.

Wie sehr aber der Herzog von dem Adel gegen die Bauern eingenommen seyn mochte, so konnte es ihm doch nicht unbemerkt bleiben, daß die Bauern nicht aus bloßem Muthwillen den Aufstand erregt hatten, sondern durch große Bedrückungen dazu veranlaßt worden waren. Um ihnen Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, wollte er sie selbst in Gegenwart der Stände hören; er berief deßhalb einen Landtag, und den Bauern wurde angedeutet, ihre Beschwerden vorzubringen. Die Klagen waren mannigfaltig und schwer, und der Herzog von dem Unrecht, welches die Bauern erlitten, gleich anfangs überzeugt, ermahnete den Adel mit strengen Worten, sich aller Bedrückungen zu enthalten. Als aber bei dem weiteren Vernehmen der Bauern die Klagepunkte immer wichtiger wurden, viele schwere Mißbräuche zur Sprache kamen und die Beklagten für sich einen schlimmen Ausgang dieser Händel fürchteten: da machten sie den Bürgerstand dem Herzoge verdächtig und wußten es dahin zu bringen, daß die Abgeordneten der Städte unter dem Vorwande der Parteilichkeit für die Bauern der Untersu-

chung nicht mehr beiwohnen durften. Nun hatte der Adel gewonnen Spiel, denn nun wurde er Richter in seiner eigenen Sache. Der Herzog, der sich noch nicht fest auf seinem Fürstenstuhle wußte, war leicht durch die Furcht vor neuen Empörungen geschreckt und daher um so mehr geneigt, den Adeligen freie Hand zu lassen, den Hang zur Widersetzlichkeit bei den Bauern zu ersticken. Unter diesem Vorwande wurde denn der arme Bauersmann mit neuen Lasten beschwert, verlor seine alten fest verbrieften Rechte, und lange galt es in Preußen für einen Grundsatz der Regierung, den Bauer durch Härte und schwere Leistungen gehorsam und ruhig zu erhalten. Dennoch waren die Ungerechtigkeiten der Adeligen gegen die Bauern so klar erwiesen worden, daß mehrere adelige Grundherren deßhalb und ungeachtet aller gegen ihren Stand bewiesenen Parteilichkeit, ihre Güter verloren. Erst nachdem das Kurhaus Brandenburg die Unumschränktheit in Preußen erhalten und der kraftvolle Kurfürst Friedrich Wilhelm den übermächtigen Adel gedemüthiget hatte, konnte an die Erleichterung des schwer bedrückten Bauernstandes gedacht werden, dessen Wohlfahrt nunmehr auch ein Gegenstand der Sorge der Regierung war.

XXXV. Albrecht Friedrichs Blödsinn.

Selten hat ein Prinz, der durch seine Geburt zum Herrscher bestimmt war, zu größeren Hoffnungen berechtigt, als Albrecht Friedrich, der Sohn Albrechts, des ersten Herzogs von Preußen, und selten sind diese Hoffnungen so völlig getäuscht worden, als durch ihn. Sein Unglück fällt der Herrschsucht der Aristokraten und der Unduldsamkeit und Verketzerungssucht der Priesterschaft zur Last. Ein langes fürstliches Leben mußte in Wahnsinn dahin schwinden, das Land um einen trefflichen Regenten gebracht werden, damit ein übermüthiger Adel seine angemaßten Rechte behaupten und erweitern könnte; und um seinen Zweck sicherer zu erreichen, verbündete er sich mit der Geistlichkeit, die willig die Hand dazu bot, dem Fürsten wehe zu thun, weil sich dadurch ihr eine Aussicht zur Vergrößerung ihrer Gewalt eröffnete. Ist Herrscherwillkür ein Unglück für ein Land, wenn der Fürst nicht mit der gewissenhaftesten Strenge alle seine Handlungen nach den Grundsätzen des ewigen unwandelbaren Rechts abwäget, so ist es die Adels- und Priestergewalt in einem noch größeren Grade; denn wenn den Fürsten schon die Sorge für die eigene Erhaltung zwingt, sein Land wenigstens bis zu einem gewissen Grad zu schonen, so opfern Aristokraten und verfolgungssüchtige Priester ohne Bedenken das Wohl des Ganzen dem Vortheil ihres Standes auf und lassen um augenblicklichen Gewinn kaltherzig Volk und Fürsten zu Grunde gehen.

Albrecht Friedrich, der Letztgeborene von Herzog Albrechts Kindern, hatte eine sorgfältige Erziehung genossen. Sein Vater hatte mit eigener Hand eine Unterweisung zur Richtschnur seines Betragens für

ihn abgefaßt, seine Mutter, Anna Maria, geborene Herzogin von Braunschweig, in gleicher Absicht einen sogenannten Fürstenspiegel für ihn entworfen; und in beiden Schriften sind herrliche Lehren und deutliche Beweise enthalten, daß des Prinzen fürstliche Eltern die wichtigen Pflichten eines Regenten wohl erkannt hatten. Auf den Unterricht des Prinzen wurde große Sorgfalt gewendet, und sowohl in den Wissenschaften als in den Leibesübungen machte er gute Fortschritte, die verbunden mit seinem hellen Verstande und mit seiner tadellosen Führung den alten Herzog auf dem Todbette vermochten, dem hoffnungsvollen Nachfolger keinen Vormund zu setzen; wiewohl er kaum funfzehn Jahr alt war, als sein Vater starb.

Albrecht Friedrich führte nach Herzog Albrechts Tode die Regierung mit dem Beistande der ihm beigeordneten Regimentsräthe und nahm die Huldigung der Stände erst an, nachdem er das achtzehnte Jahr zurückgelegt hatte. Bei allen seinen Handlungen ging er mit vieler Einsicht und mit einer Selbstständigkeit zu Werke, die die übermächtigen Adeligen besorgt machte, daß der junge Fürst bei reiferen Jahren ihren Anmaßungen Schranken setzen würde. Seine guten Eigenschaften waren so anerkannt, daß bei der Erledigung des polnischen Thrones sogar davon die Rede war, ihn zur Königswahl vorzuschlagen; wozu er aber kein Verlangen zeigte, da er wohl wußte, daß seine Religion ihm ein unüberwindliches Hinderniß in den Weg stellte. Als sich die Regimentsräthe bei den Streitigkeiten und Anmaßungen der Geistlichen auf eine unwürdige Weise benahmen, sagte er im Unwillen darüber: sie möchten nur noch ein Jahr lang walten; wenn er das achtzehnte Jahr zurückgelegt haben

würde, so wolle er nach eigenem Gutdünken regieren. Da der Bischof Venediger von Pomesanien und der Marschall von Bork ihn durch die Drohung, daß sie ihre Aemter niederlegen wollten, in Verlegenheit zu setzen meinten, so erklärte er sich sogleich zu ihrer Entlassung bereit. Auch bei der Wahl seiner künftigen Gemahlin bewies er so viel Staatsklugheit als Willenskraft, da er ohne Einfluß der Räthe darüber entschied und die für ihn angemessenste Braut erkor. Er wählte nämlich die Prinzessin Marie Eleonore, eine Tochter des Herzogs Wilhelm IV. von Kleve, die durch ihre Anhänglichkeit an die Lutherische Lehre sich allgemeine Achtung erworben hatte, und die, im Fall ihr einziger Bruder unbeerbt starb, die alleinige Erbin der ansehnlichen Klevischen Lande wurde.

Ein so selbstständiger und thätiger Fürst war den adeligen Ständen, die stets darnach trachteten, die fürstliche Gewalt einzuschränken und die ihrige zu erweitern, nicht angenehm, und sie wandten alle Mittel an, seinen Muth zu brechen und ihn völlig abhängig von sich zu machen. Mehrere entwarfen einen Plan, den Herzog bis in's dreißigste Jahr in einer Art von Vormundschaft zu erhalten. Dieses Vorhaben mißlang zwar, dagegen verweigerten sie die Bewilligung einer dringend nothwendigen Abgabe, obgleich sie bei ihren Zusammenkünften deßhalb mehr Geld verzehrten, als die verlangte Abgabe betrug. Besonders aber strebten sie den Herzog mit Hilfe der Geistlichkeit niederzuhalten, an deren Spitze die Bischöfe von Samland und von Pomesanien standen, die theils als Landstände, theils als Häupter eines Standes, der damals ein ungemessenes Ansehen besaß, einen mächtigen Einfluß auf alle öffentlichen Angelegen-

heiten hatten. Zu der Zeit bestand in der Lutherischen Kirche die Partei der Flacianer, die sich zu den allerstrengsten Grundsätzen bekannte, dadurch aber so aufgeblasen wurde, daß sie nicht den mindesten Widerspruch gegen ihre Lehren dulden wollte und Jeden, der auch nur in höchst unbedeutenden Punkten davon abwich, auf das heftigste verfolgte. Da die Flacianer durch ihre Scheinheiligkeit sich einen großen Anhang unter allen Ständen des Volks zu erwerben wußten, so waren sie höchst gefährliche Feinde und vertrauend auf ihren Anhang, grenzenlos kühn und anmaßend. Die preußischen Stände hielten die Flacianer für gute Bundesgenossen und verhalfen ihnen bereitwillig zu den höchsten Kirchenwürden, wogegen diese wieder mit dem Adel gemeinschaftliche Sache machten, wann er sich dem Landesherrn widersetzte oder Eingriffe in die Rechte desselben that. Die von der preußischen Geistlichkeit unaufhörlich erregten Streitigkeiten und Verfolgungen hatten in dem Herzoge den Wunsch erweckt, die bischöflichen Würden eingehen und die kirchlichen Angelegenheiten durch Konsistorien leiten zu lassen, wie dieses in andern protestantischen Ländern schon längst geschehen war. Als daher der zanksüchtige Bischof Mörlin von Samland starb, wollte Albrecht Friedrich entweder keinen Bischof mehr oder nur einen friedliebenden Mann dazu erwählen und brachte den Beichtvater des verstorbenen Herzogs, Voitus, in Vorschlag. Dagegen drang die Geistlichkeit mit großem Ungestüm darauf, daß der Doctor Tielemann Heshusius, ein Mann, der wegen seiner Zanksucht und seines geistlichen Stolzes durch ganz Deutschland verrufen war, gewählt werden sollte, und der Adel stimmte in dieses Verlangen ein. Anfangs zwar, als sich der

Landhofmeiſter, Hans Jakob Truchſeß von Waldburg, ſchmeichelte, den Herzog völlig beherrſchen zu können, da war er gegen die Wahl des Heshuſius; nachdem er aber gewahr geworden war, daß der junge thatkräftige Fürſt ſelbſt regieren wolle, da billigte er ſie, weil er der Geiſtlichkeit lieber einen Theil an der Gewalt laſſen, als ſie ganz einbüßen wollte.

Der Herzog, der durch einen von dem Markgrafen Georg Friedrich von Anſpach geſendeten Eilboten vor Heshuſius gewarnt worden war, wollte dieſem unter keinem Beding das Biſchofsamt ertheilen und zerriß die ihm vorgelegte Beſtallung deſſelben. Da hatten aber die adeligen Stände die Frechheit, den Heshuſius gegen des Herzogs Willen zu berufen und zu ſeiner Reiſe nach Preußen zehntauſend Gulden zu verwenden, obgleich ſie dem Landesherrn die Bewilligung der Abgaben zu Beſtreitung der nothwendigſten Bedürfniſſe verſagten. Der Herzog wollte den ihm aufgedrungenen Biſchof nicht vor ſich laſſen und verſagte ihm fortwährend die Beſtätigung; da ſetzte aber der Landhofmeiſter, Truchſeß von Waldburg, den Biſchof an die herzogliche Tafel, die der Herzog voll Zorn nun ſelbſt verließ. Ueberhaupt erſannen die großen Hof- und Staatsbeamten mit einer unglaublichen Bosheit alles Erdenkbare, um den Fürſten zu kränken und außer Faſſung zu bringen; ſuchten ihn ſogar in ſeinen Privathandlungen zu beſchränken, und dieſes ging ſo weit, daß ſie, als er ſeiner Braut entgegen reiten wollte, ihm ein anderes Pferd, als das von ihm gewählte, vorführen ließen. Dieſer unaufhörliche abſichtlich erregte Verdruß wirkte höchſt nachtheilig auf die Seele des jungen Fürſten und trug dazu bei, einen traurigen Gemüthszuſtand deſſelben

zu verschlimmern, über dessen Entstehen zwar noch manche Dunkelheiten herrschen, die doch aber keinen Zweifel übrig lassen, daß die adeligen Hofbeamten im Bunde mit den Bischöfen ihn herbeigeführt hatten und auf eine wahrhaft teuflische Weise unheilbar zu machen strebten, welches ihnen nur zu wohl gelang.

Der Herzog war, nachdem er kurz zuvor das Jawort von seiner Braut erhalten hatte, am 1. Februar des Jahres 1573 nach Fischhausen gereiset, um daselbst der Hochzeit des dortigen Amtshauptmanns beizuwohnen, der sich mit einer Tochter des Oberburggrafen von Kreuzen vermählte. Der junge Fürst war vielleicht durch den Gedanken an die baldige eigene Vermählung in der heitersten Stimmung und nahm an einer Mummerei Theil, die zur Erhöhung der Lust bei dem Feste veranstaltet wurde. Die Erhitzung bei dem Tanz in der Maskenkleidung, der Genuß des Weines, die Musik, die lustige Gesellschaft, das alles vereinigt setzte das Blut des fürstlichen Jünglings in Wallung, und er äußerte ein Verlangen, welches mit seiner Fürsten- und Menschenwürde nicht im Einklange stand. Der Obermarschall, dem dieses kund wurde, suchte den Fürsten auf andere Gedanken zu bringen, da das aber nicht sofort gelingen wollte, fragte er den Hofprediger: ob des Herzogs Begehr erfüllt werden könne? und erhielt die vorauszusehende Antwort: Nein! Statt den jungen Fürsten sich selbst zu überlassen, der, da er sonst nicht ausschweifend war, gewiß bald seine Besonnenheit erlangt haben würde, gaben der Hofprediger und der Bischof Venediger den Rath, dem Fürsten einen Trank beizubringen, der seine Wallung dämpfe, und der Doctor Valerius verschrieb dieses Höllengebräu und ließ es in der Apotheke bereiten.

Der Trank verfehlte seine Wirkung nicht. Der Herzog wurde ruhig, schweigsam, traurig und verfiel in eine tiefe Schwermuth, die von Zeit zu Zeit in Blödsinn oder in Wuth ausartete, so daß er, wenn dergleichen Anfälle kamen, bewacht werden mußte, damit er nicht sich und Anderen Schaden thäte. Zwar fehlte es ihm an lichten Augenblicken nicht, in welchen er sich mit Regierungsangelegenheiten beschäftigte; aber dann sorgten die Hofherren dafür, daß Sachen, die ihm Aerger und Verdruß verursachen mußten, vorgebracht wurden, oder sie umgaben ihn geflissentlich mit Personen, vor denen er einen Abscheu hatte. Wenn hiedurch schon die böse Absicht der adeligen Hofherren und der Geistlichen ziemlich deutlich hervorgeht, so wird sie durch die nachfolgenden Umstände völlig erwiesen. Eine Frau, Namens Kannacherin, erbot sich, den Herzog durch Kräuterbäder zu heilen; sie war es auch, um allen Verdacht zu vermeiden, zufrieden, daß die Kräuter, die sie verordnete, ihr durch Arztes Hand gereicht würden. Doch sie wurde für eine Zauberin erklärt und ihr auf Antrieb der Geistlichkeit die Fortsezzung der Kur untersagt; ja der Bischof Heshusius erklärte: es sey besser, daß der Fürst krank bleibe, als daß er durch ein solches Weib geheilet werde, und verurtheilte den, der sie vorgeschlagen hatte, zur Kirchenbuße. Die Kannacher sagte aus, daß sie durch den Apotheker erfahren habe, dem Fürsten sey um Pfingsten durch Doctor Valerius ein Trank verordnet worden, der Bestandtheile enthalten habe, deren Genuß unfehlbar den Tod oder Wahnsinn bewirkte. Der Apotheker wurde bald darauf abgesetzt. Der Bischof Venediger fühlte auf dem Sterbebette Gewissensbisse

und bereuete es vorzüglich, daß durch sein Mitwirken dem Herzoge der unheilbringende Trank gereicht worden.

Unerklärlich bleibt es übrigens, daß weder des Herzogs Gemahlin, mit der er seines traurigen Gemüthszustandes ungeachtet die Heirath vollzogen hatte, noch sein nächster Stammvetter und wahrscheinlicher Erbe, der Markgraf Georg Friedrich, der selbst in dieser Angelegenheit nach Preußen kam, für die Herstellung des kranken Fürsten zu sorgen und die verkehrte Behandlung desselben abzuwenden vermochten. Dem Markgrafen, der nach der Ursache der Krankheit forschte, wurde vorgebracht: es müßte eine Strafe Gottes dafür seyn, daß der Herzog seine Diener, den Truchseß von Waldburg und den Kaspar von Lehndorf — die ihm bei jeder Gelegenheit Verdruß bereitet hatten — nicht in seiner Nähe dulden wolle. Der Leibarzt, Doctor Stojus, verlangte die Entfernung aller Personen, die der Herzog nicht leiden könnte; doch da der Hofprediger einer von diesen war, so ward der Arzt als ein Priesterfeind verfolgt und entfernt. Eine Menge Aerzte wurden nach einander angenommen, doch alle, die sich nicht von dem Bischofe Hèshusius wollten prüfen lassen, daß sie mit keiner Zauberei umgingen, geriethen mit der Geistlichkeit in Händel und mußten das Feld räumen. So durfte der Ritter Dannhäuser, ein berühmter Arzt aus Küstrin, den kranken Fürsten nicht behandeln, weil er sich weigerte, dem Bischofe seine Kunst zu entdecken. Dieser erließ ein Schreiben an die Landstände, worin er warnte, daß sie den Fürsten doch nicht durch Wahrsager, Zauberer und Schwarzkünstler möchten heilen lassen. Er ließ hoffen, daß er den Herzog durch Gebet herstellen würde, und setzte ein besonderes Gebet auf, welches Jedermann zu einer gewissen Stunde be-

ten sollte. Endlich sandte der Herzog von Kleve, des unglücklichen Fürsten Schwiegervater, einen Arzt, Johann Fortuner, der die Kur mit dem glücklichsten Erfolg begann. Schon verließ den Herzog seine Schwermuth, schon nahm er wieder Theil an Vergnügungen und sein Zustand verbesserte sich so augenscheinlich, daß an einer völligen Herstellung nicht gezweifelt wurde. Da fingen aber die Geistlichen Zänkereien mit dem Arzte an, und jemehr die Besserung des Herzogs fortschritt, um so wüthender wurde ihr Geschrei gegen den Heilkünstler. Zuerst bestritten sie es, daß er die Besserung des Herzogs bewirkt hätte, und schrieben vielmehr solche allein ihrem Gebete zu. Dann fingen sie gegen ihn von den Kanzeln zu eifern an, weil er ein Sakramentirer (ein Kalvinist) war, nannten ihn einen Wiedertäufer, einen Teufelsbanner und schmäheten und verläumdeten ihn auf die unanständigste Weise. Als er endlich einen Prediger, der ihn auf das Gröbste beschimpft hatte, thätlich mißhandelte, da drangen die Bischöfe auf seine Einkerkerung und ruheten nicht eher, als bis er den Herzog und das Land verlassen hatte. Nun wurde dem kranken Fürsten wiederum mit verkehrten Arzeneien zugesetzt und ihm von allen Seiten so viel Verdruß bereitet, daß er abermals in den traurigen Gemüthszustand verfiel, von welchem ihn nur der Tod befreiete. So ging durch die schändlichen Umtriebe der Adels-Aristokratie ein herrliches fürstliches Gemüth in der Nacht des Wahnsinns unter, und das Land litt schrecklich durch die Zerrüttung, die nothwendig bei solchen Verhältnissen erfolgen mußte. Dennoch erwuchs den Urhebern dieses Unglücks kein Gewinn von dem Jammer, den sie über Fürst und Land gebracht hatten. Bischof Venediger starb, wie schon er-

wähnt, unter Gewissensbissen, die auch höchst wahrscheinlich seinen Tod beschleunigten. Der wüthende Eiferer Heshusius, der in seiner Anmaßung so weit gegangen war, einer neugebornen Tochter Herzog Albrechts Friedrichs die Taufe zu versagen, weil zwei katholische Fürsten, der König von Polen und der Herzog von Kleve, Taufzeugen waren, wurde endlich selbst wegen mißverstandener Ausdrücke in einer von ihm herausgegebenen Streitschrift für einen Irrlehrer erklärt, der bischöflichen Würde beraubt und aus dem Lande verwiesen. Der vornehme Adel aber, der die Absicht gehabt hatte, die Landesregierung völlig an sich zu reißen, sah sich in seinen Hoffnungen betrogen; denn der Markgraf Georg Friedrich von Anspach, der nächste Lehnsvetter des blödsinnigen Herzogs, übernahm die Regierung mit Genehmigung Polens und war, da er sich der Anhänglichkeit der Städte und des kleinen Adels zu versichern wußte, mächtig genug, den Anmaßungen der Adelshäupter Schranken zu setzen.

Ende.

LH.
5162

RETURN TO → CIRCULATION DEPARTMENT
202 Main Library 642-3405

LOAN PERIOD 1	2	3
4	5	6

LIBRARY USE

This book is due before closing time on the lost date stomped below

DUE AS STAMPED BELOW

U. C. BERKELEY LIBRARIES
C047836359